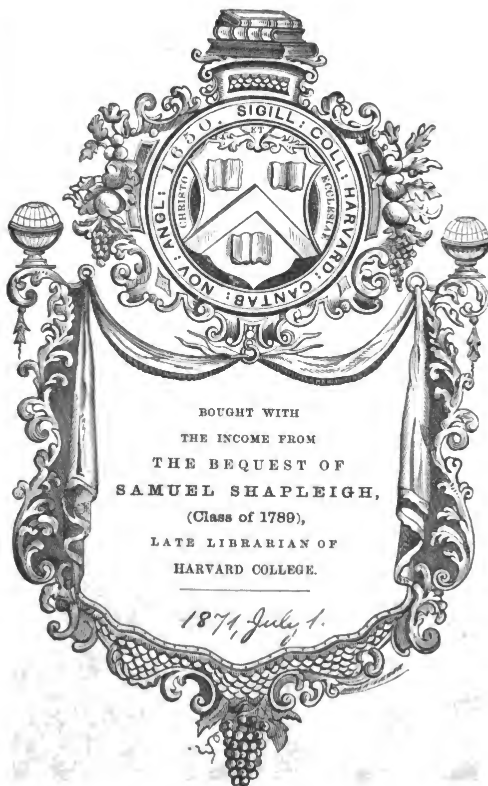



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
SAMUEL SHAPLEIGH,
(Class of 1789),
LATE LIBRARIAN OF
HARVARD COLLEGE.
1871, July 1.

MÄRCHEN UND SAGEN

AUS

WÄLSCHTIROL.

EIN BEITRAG

ZUR

DEUTSCHEN SAGENKUNDE

GESAMMELT

VON

CHRISTIAN SCHNELLER,

K. K. GYMNASIAL-PROFESSOR.

INNSBRUCK.

VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.

1867.

Druck der Wagner'schen Buchdruckerei.

HERRN PROFESSOR

Dr. IGNAZ VINC. ZINGERLE

DEM HOCHVERDIENTEN

VATERLÄNDISCHEN FORSCHER

IN AUFRICHTIGER HOCHACHTUNG

ZUGEEIGNET.

Vorwort.

Die genaue und allseitige Erforschung des geistigen Lebens, des Glaubens und der Sitte des Volkes ist eine jener Aufgaben, deren Lösung die heutige Wissenschaft sich zum Ziele gesezt und zum grossen Theile bereits erreicht hat. Nachdem unser theures Heimatland Tirol in seinem deutschen Theile in dieser Hinsicht schon von Beda Weber, I. V. Zingerle, J. v. Alpenburg, M. Meier, P. Moser, L. v. Hörmann u. a. durchforscht und das Ergebniss dieser Forschungen bereits Gemeingut der gebildeten Welt und der Wissenschaft geworden ist, durfte es für eine lockende und lohnende Aufgabe gelten, auch Wälschtirol anzuschliessen. Ein fast zwölfjähriger Aufenthalt daselbst hat es dem Herausgeber dieser Beiträge möglich gemacht, den diesbezüglichen Wünschen wenigstens zum Theile zu entsprechen.

Mit einem solchen Unternehmen erfolgt kein Uebertritt auf ein ganz fremdes nationales Gebiet, wol aber, um bildlich zu sprechen, ein Schritt auf eine Brücke, welche von Deutschland hinabführt nach Italien, dem alten Lande der Poesie und Kunst, dem viel umkämpften Garten Europa's. Die nationalen und ethnographischen Verhältnisse Wälschtirols sind in neuester Zeit Gegenstand so vielfacher Erörterungen in öffentlichen Blättern und Zeitschriften geworden, dass es wol nicht mehr nöthig ist, auch hier wieder auf dieselben zurückzukommen. Zudem geben ja die Märchen, Sagen und Gebräuche schon in und an sich selbst jedem Sachverständigen einen Massstab an die Hand, dessen Bedeutung für solche Fragen nicht verkannt werden kann.

Die vorliegende Sammlung besteht überwiegend aus Märchen und Volksgeschichten. Es ist dabei das Bestreben des Herausgebers gewesen, der Erzählung eine gedrungene, jede Weitschweifigkeit und unnöthige Ausschmückung vermeidende Form zu geben, ohne jedoch irgend einen wesentlichen Charakterzug zu überspringen. Der Märchenreichthum Wälschtirols ist sehr gross. Wie die Deutschen ihre Spinnstube, so haben die Wälschtiroler ihr „filò“, welches in der Regel ein reinlich gehaltener mit Bänken besezter Vorraum im Stalle des Hauses ist. Die Pflege der Märchenpoesie liegt zwar nicht ausschliesslich, aber doch ganz vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte ob. Da soll es mitunter Weiber geben, denen man die Möglichkeit zuschreibt, einen Monat lang Abend für Abend immer neue Märchen und Geschichten erzählen zu können — also ein thatsächlicher Triacontamerone! Von einem Papageimärchen hörte der Herausgeber, dass es im Munde des Erzählers ausschliesslich die sieben Abende einer Woche ausfülle! Dazu ist noch zu bemerken, dass die Erzählungsweise eben so wenig eine knappe, als eine weitschweifige ist. Allerdings aber kommt es häufig vor, dass manche Märchen, welche denselben Kern in sich schliessen, mit so abweichender Einkleidung und Ausschmückung erzählt werden, dass sie auch für verschieden und für selbständig gelten dürfen. Mehrere solcher Variationen wird der Leser auch in der hier gebotenen Sammlung finden.

Bezüglich der Sagen und Volksgebräuche bleibt gewiss noch sehr viel zu sammeln und zu ergänzen übrig. Indessen glaubt der Herausgeber wenigstens die wichtigsten und wahrhaft typischen Sagen, deren Erforschung und sichere Feststellung keine kleine Mühe verursachte, mitgetheilt zu haben. Das überwuchernde Märchen hat, wie es scheint, mit Ausnahme jener Thäler und Ortschaften, in welchen vor kürzerer oder längerer Zeit nachweislich deutsch gesprochen wurde oder noch gesprochen wird, die einfachen Sagenstoffe in sich aufgesogen und in unverkennbarer, aber auch leicht erklärlicher Weise verquickt und abgeschwächt, wobei das Criterium der ursprünglichen Heimat spurlos verloren gegangen ist. Das 13. Märchen dieser Sammlung ist ein deutlicher Beweis davon.

Von Reimsprüchen u. dgl. hätte sich leicht noch mehreres mittheilen lassen; doch schien dies dem Herausgeber in's Gebiet der Volkspoesie und der Volkslieder zu gehören, an welchen Wälschtirol ebenfalls sehr reich ist. Die Veröffentlichung einer gleichfalls seit längerer Zeit angelegten Sammlung solcher Volkslieder werden günstige Umstände vielleicht auch noch ermöglichen.

Allen denen, die den Herausgeber beim Sammeln dieser Märchen und Sagen freundlichst unterstüzt haben, sei hiemit der beste Dank ausgesprochen. Er darf sich wol nicht der Befürchtung hingeben, durch diese Veröffentlichung in Wälschtirol selbst Anstoss zu erregen. Der lebendige Sinn für die Poesie, die fromme Pietät gegen Geschichte und Vergangenheit, wie sie beide im Märchen und in der Sage ihren Ausdruck finden, ehrt jedes Volk und an dieser Ehre verdient gewiss auch das wackere und tüchtige Volk in Wälschtirol seinen Antheil.

So mögen denn diese Beiträge freundliche Aufnahme finden! Vielleicht wird damit der Wissenschaft bescheidenst ein kleiner Dienst erwiesen: nicht minder aber will der Sammler den schönsten Lohn für die langjährige Mühe darin finden, dass er vielleicht so glücklich ist, den zahlreichen Freunden des schönen Landes und seines wackern kernhaften Volkes damit einige Freude und Befriedigung zu bereiten. Ihnen allen in der liebwerthen deutschen Heimat einen freundlichen Gruss! —

Roveredo am Pfingsttage 1867.

Der Herausgeber.

I.

Märchen und Geschichten.

1. Der Herrgott vom Bäuchlein.

(El Sioredio dalla panzotta.)

Es lebte einmal ein armer Knabe, der war fromm, gottesfürchtig und voll reinster kindlicher Unschuld in allen seinen Reden und Handlungen. Er hatte zu Hause eine böse Stiefmutter, welche ihn auf jede Weise plagte und quälte und ihm nie einen freundlichen Blick schenkte; er ertrug jedoch alle Unbilden Gott zu Liebe gelassen und ohne Klage und Widerrede. Täglich ging er schon in aller Frühe in die Kirche des nahen Klosters und diente dort bei der heiligen Messe mit solcher Andacht und Sittsamkeit, dass er bald der Liebling aller Leute im Kloster wurde.

Die ehrwürdigen Väter des Klosters erfuhren, dass der gute Knabe von seiner bösen Stiefmutter viel zu leiden habe. Daher rief ihn der P. Guardian eines Tages zu sich und fragte ihn: „Ist es wahr, dass deine Stiefmutter gegen dich so böse ist?“

Der Knabe schlug die Augen nieder und gab keine Antwort; brennendes Roth ergoss sich über seine Wangen.

„Nun, du brauchst dich darum ja nicht zu schämen“, sagte der Guardian freundlich. „Wir wissen schon auch, dass du ohne Klage alles erleidest. Aber wie wäre es denn, wenn du zu uns in's Kloster kämest und für immer bei uns bliebest?“

Da blickte der Knabe freudig auf, aber er besann sich und sagte: „Ich will doch erst die Mutter fragen.“

Die böse Stiefmutter war froh, den Knaben aus dem Hause zu bringen. Sie schnürte ihm seine wenigen Habseligkeiten in einen Bündel und wandte sich brummend ab, als der Knabe an der Hausthüre ihr noch dankend die Hände küssen wollte. Desto freudiger wurde er im Kloster aufgenommen. Da verrichtete er nun allerlei

kleine Haus- und Kirchendienste und gehorchte pünktlich jedem Worte der frommen Väter, die an dem guten Knaben grosse Freude hatten und ihn immer noch lieber gewannen.

Eines Tages gab ihm der P. Guardian einige Wolldecken mit dem Auftrage, selbe in eine Dachkammer zu tragen. Der Knabe that es und als er die Decken an der bezeichneten Stelle niedergelegt hatte, fiel sein Blick auf ein altes Crucifix, welches in einem Winkel lag. Es war ganz mit Staub bedeckt und dicht mit Spinnengeweben umrahmt. Sogleich machte sich der Knabe daran es zu reinigen. „Ei, wie staubig du bist,“ sagte er treuherzig; „hast wol lange Jahre hier gelegen und hat Niemand dein gedacht. Und wie mager du bist — wie eingefallen ist dein Bäuchlein, wie dünn sind deine Arme und Beine! Aber warte nur, da will ich schon helfen!“

Kaum hatte er das Bild gereinigt und in eine bessere Lage gebracht, so stürmte er im Fluge über die Stiege herab der Küche zu. Es war gerade Essenszeit und der Bruder Koch hatte bereits auch dem Knaben seinen Topf mit dem Essen hingestellt. Unbemerkt eilte dieser mit dem Topfe wieder in die Dachkammer, setzte sich neben das Crucifix und nun ging es an das Essen. „Einen Löffel dir und einen mir!“ sagte der Knabe, indem er bald selbst ass, bald den Löffel an den Mund des Gekreuzigten brachte. Und o Wunder! — der Herrgott ass und das Essen that ihm sichtlich wol. „Ei, sieh nur,“ sagte der Knabe voll unschuldiger frommer Freude, nachdem sie beide gegessen hatten, „sieh nur, dein Bäuchlein ist schon höher und deine Arme sind auch schon stärker geworden. Morgen wollen wir wieder zusammen essen.“

Und so that der Knabe viele Tage lang. Aber während der Herrgott immer fetter, sein Bäuchlein immer runder und seine Beine und Arme immer dicker und kräftiger wurden, magerte der Knabe in eben demselben Maasse ab, seine Wangen wurden blass und fielen ein und das Gewand hing ihm schlotterig um den Leib. Der P. Guardian bemerkte es und sagte einmal zum Koche: „Ei Bruder, gebt ihr denn dem Knaben zu wenig zu essen, dass er so mager wird?“

Der Bruder Koch erzählte nun, wie der Knabe schon seit vielen Tagen sein Essen stets in eine Dachkammer trage, den Topf aber doch immer leer zurück bringe. Als der P. Guardian dies hörte, überkam ihn die Neugierde zu erfahren, was der Knabe in der Kammer thue.

Kaum war dieser am folgenden Tage mit seinem Essen wieder

über die Stiege hinauf, so schlich der P. Guardian ihm nach. Er kam zur Thüre, die halb offen war, und sah nun, wie der Knabe, ohne ihn zu bemerken, mit den Worten: „Einen Löffel dir und einen mir!“ dem Herrgotte zu essen gab und dieser auch wirklich ass. Von heiligem Schauder ergriffen eilte er hinweg.

Nachmittags rief er den Knaben, der auf seine Frage alles gestand; da sagte er: „Wenn du morgen wieder hinaufgehst und der Herrgott gegessen hat, so bitt' ihn und rede so: Lieber Herrgott, ich habe dich schon so lange gespeist, nun lad auch du einmal mich und meinen guten P. Guardian zu deinem Tische ein.“ Der Knabe versprach es zu thun.

Als er am folgenden Tage den Herrgott wieder gespeist hatte, brachte er sein Anliegen vor. Da antwortete der Herrgott: „Deine Bitte soll erhört werden. Sage dem P. Guardian, er solle morgen gegen Mittag die Messe lesen und dabei auch dir die heilige Communion reichen; denn ihr seid beide auf morgen Mittag zu meinem Tische geladen.“

Der P. Guardian that, wie befohlen. Nachdem er gegen Mittag die Messe gelesen und auch dem Knaben das heilige Abendmal gereicht hatte, fiel er, als er gerade den Altar verlassen wollte, todt zu Boden und mit ihm der Knabe, der das Messbuch noch im Arme hielt.

Sie waren beide hinübergegangen in die ewige Seligkeit des Himmels, welche der Lohn der treuen und reinen Seelen im Jammer- und Thränenthale der Erde ist.

---

2. St. Johannes und der Teufel.

(San Zuam e 'l diavol.)

(Vgl. **Rückert**, der betrogene Teufel, Gedichte Bd. I. Erlangen 1836, S. 55 und **Zingerle**, Märchen I. Nr. 6.)

St. Johannes und der Teufel sassen einmal mitsammen auf einem Hausdache. Da machten sie eine Wette, wer früher im Stande sei, eine bestimmte Anzahl der kleinen hölzernen Dachschindeln anzufädeln. St. Johannes nahm lauter kurze Fäden, zog sie durch das Nagelloch, knüpfte Faden an Faden und reihte so eine Schindel an die andere. Der Teufel hingegen griff mit grossem Ungestüm nach einem langen langen Faden und arbeitete hitzig darauf los. Da sich aber der Faden überall verwickelte und der Teufel immer auch noch

hin und her laufen musste, um denselben bald da bald dort loszumachen, so war er noch kaum zur Hälfte gekommen, als St. Johannes seine Arbeit schon fertig zuwege gebracht hatte.

Den Teufel verdross es ungemein, die erste Wette verloren zu haben. Nun zeigte er auf ein Feld und sagte: „Nehmen wir, was dort wächst, jeder zur Hälfte; willst du die obere oder die untere?“ St. Johannes sah hin und erkannte, dass es ein Rübenfeld sei; er wählte daher die untere Hälfte, der Teufel aber mit Freuden die obere, denn er meinte, er werde da viel Schönes bekommen, dem andern aber würden nur die dünnen bittern Wurzeln bleiben. Als die Rüben gewachsen und zeitig waren, kamen die beiden wieder; da erhielt der Teufel nur ein Häuflein halbwelken wurmstichigen Krautes, St. Johannes aber einen grossen Haufen der schönsten saftigsten Rüben.

Als der Teufel sich wieder ärgerte, zeigte St. Johannes auf ein anderes Feld und fragte: „Willst du noch einmal wetten?“ „Freilich“, erwiederte der Teufel, „aber diesmal will ich die untere Hälfte.“ „So nehm' ich die obere,“ sagte Johannes. Auf dem Felde aber wuchs Weizen und als die Zeit der Ernte eintraf, bekam St. Johannes die schönen körnerschweren Aehren, dem Teufel aber blieben die leeren Stoppeln.

Darauf ging der Teufel keine neue Wette mehr ein, sondern fuhr voll Grimm und Aerger zur Hölle. —

3. St. Petrus und seine Schwestern.

(San Pero e le sue sorelle.)

St. Petrus hatte zwei Schwestern, davon war die eine gross, die andere klein. Die Kleine ging in's Kloster und wurde eine Nonne; darüber hatte St. Petrus grosse Freude und wollte die grosse Schwester auch dazu bereden, dass sie Klosterfrau werde. Aber diese wollte davon nichts hören und sagte: „Ich will lieber heiraten.“

St. Petrus ging nun in die Welt, folgte unserm Herrn und erlitt zuletzt den heiligen Märtirertod. Darauf wurde er, wie es allbekannt ist, von unserm Herrgott als Pförtner am Himmelsthore bestellt.

Eines Tages sprach unser Herrgott zu ihm: „Petrus, mache heute das Himmelsthor so weit auf, als du kannst und stell' auch alle Paramente und alle himmlischen Zierrathen hinaus; denn es wird heute eine gar verdienstliche Seele ankommen.“

St. Petrus that es voll Freude und dachte sich: „Gewiss ist meine kleine Schwester gestorben und zieht heute in den Himmel ein.“ Als nun das Thor weit offen war und aller himmlische Zierrath davor hing, kam die Seele seiner — grossen Schwester, die war auf Erden gestorben und hatte gar viele Kinder hinterlassen, welche ihr alle heisse Thränen der Liebe und des Schmerzes nachweinten. Sie zog in den Himmel ein und erhielt von unserm Herrgott einen gar hohen und vornehmen Platz, damit sie dort ewiglich die himmlischen Freuden geniesse. St. Petrus sah es staunend und dachte sich: „Das hätt' ich nicht gemeint; was werd' ich wol etwa erst dann thun müssen, wenn einmal die Seele meiner kleinen Schwester kommt!“

Es stund nicht gar lange an, so sagte unser Herrgott wieder zu ihm: Petrus, mache heute das Himmelsthor nur ein wenig auf — aber nur ein klein wenig, hörst du?“

St. Petrus that so und dachte sich: „Ei, wer mag nur heute kommen?“ Es kam aber die Seele seiner kleinen Schwester und sie musste sich so mühsam beim Himmelsthore hineinwinden und hineindrängen, dass sie sich recht wehe that; auch erhielt sie einen viel niedrigeren Platz im Himmel, als die grosse Schwester.

Da staunte St. Petrus anfangs gar sehr; dann aber sagte er: „Es ist anders gekommen als ich es mir gedacht; aber nun seh' ich wol, es hat jeder Stand seine Verdienste und kann jeder Mensch, wenn er nur recht will, in den Himmel kommen.“ —

---

4. Die Mutter des hl. Petrus.

(La mare de San Pero.)

St. Petrus hatte eine böse geizige Mutter, welche keinem Menschen etwas gab oder vergönnte und auch nie Jemanden das geringste Gute erwies. Nur einmal als sie gerade Salat wusch und ihr das Wasser ein Blatt wegtrug, liess sie es rinnen und sagte: „Rinn' in Gottesnamen zu!“ Das war aber auch das erste und das letzte Mal, dass sie sich etwas entgehen liess.

Als sie starb, ward ihr der Eintritt in das Himmelreich versagt. St. Petrus bat Gott inständigst, er möge sie doch in die ewigen Freuden aufnehmen; doch unser Herrgott antwortete ihm: „Wenn deine Mutter in den Himmel kommen soll, so kommen alle hin; es geht nicht an.“ Aber St. Petrus liess nicht nach zu bitten, so dass unser

Herrgott endlich sagte: „Deine Mutter hat in ihrem ganzen Leben nur etwas nicht für sich behalten, das ist ein Blatt Salat, welches ihr das Wasser fort trug. Wenn du nun im Stande bist, ihre Seele an diesem Blatte in den Himmel zu ziehen, so soll sie oben sein und bleiben.“

Da befahl St. Petrus der Seele seiner Mutter, sich an das Blatt zu hängen. Sie that es, er zog und zog und es schien möglich zu werden. Zugleich aber hängten sich mehrere andere Seelen daran, welche auch in den Himmel gezogen werden wollten. Als die Seele der Mutter des hl. Petrus dies merkte, kam ihr der alte Neid wieder und sie wollte die andern Seelen abschütteln. Während sie aber schüttelte, riss das Blatt entzwei; sie fiel zurück und blieb nun auf immer vom Himmel ausgeschlossen. —

5. Cattarinetta.

Es war einmal eine Mutter, die hatte ein Töchterlein, welches Kathrinchen hiess. Eines Tages wollte sie eine Torte backen und schickte das Mädchen zu ihrer Tante, einer bösen Hexe, um eine Pfanne zu entlehnen. Die Tante gab dem Mädchen die Pfanne; „aber merk' es dir wol“, sagte sie, „du musst mir auch ein Stück Torte bringen.“

Die Torte wurde gebacken und als sie fertig war, schnitt die Mutter ein Stück herab, legte es in die Pfanne und schickte das Mädchen damit zu der Tante. Das schöne Stück Torte reizte das Mädchen, sie zwackte auf dem Wege ein Stück nach dem andern ab und ass es, bis nichts mehr in der Pfanne war. Da erschrack sie, wollte sich aber mit einer List helfen. Sie hob einen Kuhfladen vom Wege auf und legte ihn in der Pfanne zurecht, so dass es aussah wie ein Stück Torte mit der braunen Rinde. „Hast du mir die Pfanne und ein Stück Torte gebracht?“ fragte die Tante, als Kathrinchen eintrat. „Ja,“ sagte das Mädchen, stellte die Pfanne hin und machte sich eiligst davon.

Kathrinchen kam nach Hause und als es Nacht ward, ging sie zu Bette. Da hörte sie plötzlich die Stimme der Tante, welche rief: „Kathrinchen, ich komme, ich bin schon bei der Hausthüre!“ Das Mädchen kroch voll Schrecken in's Bett, aber die Stimme rief in kurzen Zwischenräumen nach einander: „Kathrinchen, ich komme, ich bin schon auf der Stiege!“ — „Kathrinchen, ich komme, ich bin

schon an der Thüre!" — „Kathrinchen, ich komme, ich bin schon am Bette!" — Und gnaf — verschlang sie das Mädchen.

6. Das Rothhütchen.

(El cappellin rosso.)

(Vgl. Grimm's Märchen I. Nr. 26.)

Einmal war eine Alte, die hatte eine Enkelin, welche das Rothhütchen hiess. Eines Tages waren sie auf dem Felde, da sagte die Alte: „Ich gehe nach Hause, über eine Weile magst du nachkommen und mir die Suppe bringen." Als nun Rothhütchen nach einer Weile auch heimging, begegnete es dem Orco, welcher sagte: „Ei, schönes Rothhütchen, wohin gehst du denn?" — „Ich gehe meiner Grossmutter die Suppe bringen." „Gut", erwiederte er, „da komm' ich auch mit. Aber wo gehst du, über die Steine oder über die Dornstauden?" „Ich geh' über die Steine", sagte das Mädchen. „So geh' ich über die Dornstauden!" versetzte der Orco.

Sie gingen. Aber Rothhütchen kam auf dem Wege zu einer Wiese, da blühten viele schöne Blumen von allen Farben und das Mädchen pflückte davon nach Herzenslust. Indessen lies sich der Orco die Eile angelegen sein und kam, obwol er auf den Dornstauden ging, vor dem Rothhütchen zum Hause. Er ging hinein, erschlug und frass die Alte und legte sich selbst in das Bett; vorher hatte er aber noch die Gedärme statt des Strickes an die Thüre gehängt und das Blut, die Zähne und die Kiefern in den Küchenschrank gestellt. Kaum war er im Bette, so kam Rothhütchen und klopfte an die Thüre. „Herein", rief der Orco mit dumpfer Stimme. Rothhütchen wollte die Thüre aufmachen; aber als es merkte, dass es an etwas Weichem ziehe, rief es: „Ei, wie weich ist das Ding da, Grossmütterchen!" — „Zieh nur und schweig, es sind ja die Gedärme deiner Grossmutter!" „Was sagst du da?" — „Zieh nur und schweige!" — Rothhütchen zog die Thüre auf, trat ein und sagte: „Grossmütterchen, mich hungert!" Der Orco erwiederte: „Geh' nur hinaus zum Küchenschrank, da wird noch ein wenig Reis sein." Rothhütchen ging und nahm die Zähne heraus. „Ei, wie hart ist das Ding da, Grossmütterchen!" — „Iss und schweig, es sind ja die Zähne deiner Grossmutter!" — „Was sagst du da?" „Iss und schweige." — Ueber eine Weile sagte Rothhütchen: „Grossmütterchen, mich hungert noch! — „Geh' nur hinaus zum Schranke", sagte der Orco, „da wirst du noch zwei Hack-

fleischschnittchen*) finden.“ Rothhütchen ging und nahm die Kiefern heraus. „Ei, wie roth ist das Ding da, Grossmütterchen!“ — „Iss und schweig; es sind ja die Kiefern deiner Grossmutter!“ — „Was sagst du da?“ — „Iss und schweige.“ — Ueber eine Weile sagte Rothhütchen wieder: „Grossmütterchen, mich dürstet!“ — „Sieh nur im Schranke nach,“ sagte der Orco, „es muss noch ein bischen Wein da sein!“ — Rothhütchen ging und nahm das Blut heraus. „Ei, wie roth ist dieser Wein da, Grossmütterchen!“ — „Trink und schweig, es ist ja das Blut deiner Grossmutter!“ — „Was sagst du da?“ — „Trink nur und schweige.“ — Ueber eine Weile sagte Rothhütchen: „Grossmütterchen, mich schläfert!“ — „Zieh dich aus und komm zu mir in's Bett!“ erwiederte der Orco. Rothhütchen ging in's Bett und merkte etwas Haariges. „Ei, wie haarig du bist, Grossmütterchen!“ — „Das kommt vom Alter,“ sagte der Orco. — „Ei, wie lange Beine du hast, Grossmütterchen!“ — „Das kommt vom Gehen.“ „Ei, wie lange Hände du hast, Grossmütterchen!“ — „Das kommt vom Arbeiten.“ — „Ei, wie lange Ohren du hast, Grossmütterchen!“ — Das kommt vom Horchen.“ — „Ei, welch' grosses Maul du hast, Grossmütterchen!“ — „Das kommt vom Kinderfressen!“ sagte der Orco und gnaf — verschlang er Rothhütchen auf Einen Ruck. —

7. Die Geschichte von den zwei Schwestern.

(Cölla döllö doi sores. Fassa.)

(Vgl. Grimm Märchen I. Nr. 24 und III. S. 40 u. ff.)

Einmal war ein Mann und ein Weib, welche zwei Töchter hatten; die eine war hässlich, aber gut, die andere dagegen schön, aber böse. Die Mutter liebte die schöne mehr als die hässliche und gab dieser letztern immer viel zu arbeiten. Einmal schickte sie dieselbe mit dem Rocken hinaus zu spinnen. Das gute Mädchen kam zu einem Bache, aber unversehens trug ihr das Wasser den Rocken fort. Sie getraute sich nicht ohne Rocken nach Hause zu kommen und lief dem

*) Ital. polpette, d. i. eigentlich geröstete Scheibchen von zerschnittenem Fleisch und Brod. Dass die rothe Farbe des Weines Rothhütchen befremdet, erklärt sich um so eher auch daraus, dass der Wälschtiroler seinen dunkelrothen Wein den schwarzen — „vino nero oder negro“ nennt. —

Wasser nach, um den Rocken aufzufangen. So lief sie weit, immer weiter, bis sie zu einem Hause kam. Es dämmerte schon und müde war sie auch. Sie klopfte also und drinnen fragte ein Weib: „Wer ist's?“ — „Ein armes Mädchen, welches Euch um Einlass und Nachtherberge bittet.“ Da kam das Weib heraus und sagte: „Ich getraue mich nicht; denn wenn der wilde Mann ('l Salvan) kommt, so schlägt er dich todt.“ Aber das Mädchen bat so lange, bis das Weib sie hinein liess und unter einer Truhe versteckte. Plötzlich kam der wilde Mann und fragte: „Was ist da für ein Gestank von getauftem Fleisch?“ Das Weib wollte lange mit der Antwort nicht heraus; zuletzt sprach sie: „Es ist ein armes Mädchen; wenn du mir versprichst ihm nichts zu thun, so will ich dir sagen, wo sie ist.“ Das Mädchen aber kam sogleich unter der Truhe heraus, erzählte ihre Geschichte und der wilde Mann that ihr nichts zu Leide. Hierauf bediente sie ihn gar sittig beim Abendessen und er war ihr gut. Am Morgen, als sie fortging, schenkte er ihr ein schönes goldenes Kleid. Voll Freude eilte sie nach Hause.

Als die Mutter das schöne Kleid gesehen hatte, sagte sie zur zweiten Schwester: „Geh' auch du hin und hole dir ein Kleid.“ Sie ging in das Haus des wilden Mannes und bediente ihn auch beim Essen, aber sie sagte immer: „Ich will auch ein goldenes Kleid!“ Der wilde Mann aber wurde zornig und warf sie noch in derselben Nacht zum Hause hinaus.

„Allö bone pitscholö la gö va bön ö allö burtö mal.“ So heisst es fassanerisch; zu deutsch aber lautet es: „Den guten Mädchen geht es gut und den bösen schlecht.“ —

---

8. Die zwei Schwestern.

(Le due sorelle.)

Es war einmal eine Mutter, die hatte eine Stieftochter und eine rechte Tochter. Die erstere war hässlich, aber fromm und seelengut, auch war sie demüthig und gehorsam und hatte ein edles Herz. Die rechte Tochter dagegen war wohl schön, aber sie war stolz und hochmüthig und hatte ein böses Herz. Die Mutter verfolgte die Stieftochter, wo sie konnte, während sie die andere begünstigte. Sie schickte die Stieftochter immer mit den Kühen auf die Weide und gab ihr viel Arbeit, aber wenig zu essen.

Einmal war das Mädchen wieder mit den Kühen auf der Weide. Da sass eine Alte am Wege und sagte: „Liebes Mädchen, mir krabbelt es so auf dem Kopfe, komm doch und sieh nach, was es sei.“ „Ich möchte wol gern“, sagte das Mädchen, „aber ich habe so viel zu spinnen und wenn ich damit nicht fertig werde, schilt mich die Mutter aus.“ „Wol“, sagte die Alte, „stecke den Rocken auf die Hörner jener Kuh und dann komm.“ Das Mädchen that es und der Faden spann sich von selbst weiter; dann kam sie zur Alten und that ihr den Willen. „Was hab' ich auf meinem Kopfe?“ fragte dieselbe. „Gold und Silber!“ sagte das Mädchen. „Wolan“, rief die Alte, „Gold und Silber soll dein Theil sein.“

Als das Mädchen abends nach Hause kam, war es schön geworden und in seinen Haaren schimmerten und glänzten eine Menge von kleinen goldenen und silbernen Sternen. Das andere Mädchen aber wurde neidisch und am nächsten Tage trieb sie die Kühe auf die Weide. Da sass wieder jene Alte am Wege und sagte: „Liebes Kind, mir krabbelt es so auf dem Kopfe, komm doch und sieh nach, was es sei.“ Das Mädchen ging und that ihr den Willen. „Was hab' ich auf dem Kopfe?“ fragte die Alte. „Läuse und Nisse!“ sagte das Mädchen. „Wolan“, erwiederte die Alte, „Läuse und Nisse sollen dein Theil sein!“

Als das Mädchen nach Hause kam, war sie hässlich geworden. Auf dem Kopfe aber wuchsen ihr die Haare wie ein Kuhschwanz und sie war immerfort voll Unsauberkeit.

So wurde die Demut belohnt und der Hochmut bestraft.

---

9. Die zwei Reiter.

(I due cavallari.)

(Vgl. Zingerle I. Nr. 20.)

Zwei Reiter spielten mit einander. Der Eine gewann, der Andere verlor all sein Geld, zuletzt sogar seine Pferde. Da wagte er sich nicht mehr nach Hause und ging trübselig hinaus in den Wald. Es wurde Nacht und da er sein Nachtlager doch nicht auf harter Erde nehmen wollte, stieg er auf eine grosse Eiche mit mächtigen weit ausgebreiteten Aesten und suchte es sich dort bequem zu machen. Allein Kummer und Sorge liessen keinen Schlaf in seine Augen und keinen Trost in sein Herz kommen.

Um Mitternacht hörte er plötzlich Geräusch und ein Lichtschein

fiel in seine Augen. Da erblickte er unter dem Baume mehrere Hexen, welche im Kreise sassen und einander von den Thaten des abgelaufenen Tages erzählten. Zuletzt kam auch noch eine kleine besonders hässliche, welche hinkte.

„Und was hast denn du gethan?“ fragten die übrigen.

„Ei, grösseres und mehr, als ihr alle zusammen“, antwortete die Kleine lachend. „Da ist in der nächsten grossen Stadt ein König und eine Königin, die haben einen einzigen Sohn, den sie über alles lieben. Ich habe ihn behext und so krank gemacht, dass man meint, er müsse jeden Augenblick den Geist aufgeben. Und sterben muss er auch, denn wer soll ihm helfen?“

„Ja, wäre denn da gar keine Hilfe mehr möglich?“ fragte eine der Hexen.

„O ja, ganz leicht,“ erwiederte die hässliche Kleine. „Man dürfte nur Pferdeschweiss nehmen und dem kranken Prinzen damit die Brust benetzen und einreiben, so stünde er gleich wieder heil und gesund auf. Aber gerade weil das Mittel so einfach ist, verfällt Niemand darauf und der Prinz muss in's Gras beissen.“

Die Hexen sprachen noch verschiedenes, bis der Morgen graute und im nächsten Gehöfte der Hahn krähte: dann löschten sie die Fackeln aus und flogen in den Lüften davon.

Der Reiter auf dem Baume hatte sich von dem, was die Hexen gesprochen, kein Wörtchen entgehen lassen. Sobald die Hexen fort waren, stieg er eiligst vom Baume herab und machte sich auf den Weg. Die Sonne stand aber schon hoch am Himmel, als er durch die Thore der in tiefe Trauer versunkenen Hauptstadt wanderte. Rüstig schritt er der Königsburg zu und verlangte Einlass, indem er sich für einen Doktor ausgab, der weit hergekommen sei, um den Prinzen zu retten. Man wollte ihn nicht einlassen, denn der Mann sah eben nicht nach einem Doktor aus; als aber der König davon hörte, liess er ihn dennoch sogleich in das Zimmer führen, wo der Kranke lag und verhiess ihm Gold und Ehren in Hülle und Fülle, wenn er seinen Sohn heilte.

Der Reiter liess sich, nachdem er den Kranken besehen hatte, in den königlichen Marstall führen, suchte das schönste und fetteste Pferd aus und befahl die übrigen hinauszuführen und ihn allein zu lassen. Dann jagte er das Pferd lange im Stalle hin und her, bis es von Schaum überdeckt war, nahm ein Fläschchen heraus und füllte es mit dem Schweisse des Pferdes. Nun eilte er in das Krankenzimmer

zurück, bestrich mit dem Pferdeschweisse die Brust des Kranken, rieb und rieb und sah dann ruhig der Genesung entgegen. Der Prinz fühlte sich sogleich erleichtert, in wenigen Tagen war er frisch und gesund und sah blühender aus als je zuvor. Dankbar überhäufte der König den Lebensretter seines Sohnes mit Gold und bot ihm die glänzendsten Ehrenstellen an; allein der Reiter zog es vor, als reicher Herr in seine bescheidene Heimat zurückzukehren. Dort lebte er glücklich und angesehen und kam in die Lage, auch seinem sehr herabgekommenen einstigen Spielgenossen Wolthaten zu erweisen. Einmal erzählte er demselben auch im Vertrauen, wie er zu seinem Gelde und Glücke gekommen sei. Da hatte dieser keine Ruhe mehr und wollte auf dieselbe Weise auch reich werden.

Eines Abends stieg er auf die bewusste Eiche und erwartete dort die Stunde der Mitternacht. Sie schlug und mit ihr kamen auch die Hexen, welche sich im Kreise zusammen setzten und von ihren Thaten erzählten.

„Und was hast denn du uns heute zu sagen?“ fragten die andern jene kleine hinkende Hexe, die früher den Königssohn behext hatte.

Diese verzog ihr Gesicht in widerlicher Weise, so dass es noch doppelt so hässlich wurde und rief mit lauter Stimme: „Ich will, dass derjenige, der da oben auf dem Baume sitzt, uns zu belauschen, sogleich herabfalle und sich den Hals breche!“

Und der Unglückliche fiel und brach sich den Hals. Am Morgen fand man ihn todt unter dem Baume liegen. —

---

10. Die kranke Prinzessin.

(La principessa ammalata.)

(Vgl. Zingerle Märchen II. S. 53.)

In der Hauptstadt eines grossen Reiches herrschte tiefe Trauer. Kam ein Fremder und fragte nach der Ursache, so gaben ihm gleich zehn für Einen zur Antwort, die schöne und einzige Tochter ihres geliebten Königs liege schwer krank darnieder, sie rühre sich nicht mehr und esse und trinke nichts, so dass man nur aus dem schwachen Athem entnehmen könne, sie sei noch am Leben. Die Aerzte seien schon zu Hunderten gerufen worden und hätten Tausende von Mitteln versucht, aber alles umsonst. Und wenn der Fremde dies gehört hatte, so brauchte er nur noch an den Strassenecken stehen zu bleiben

und zu lesen: da stand überall gedruckt, der König wolle seine Tochter demjenigen zur Frau geben, der sie retten würde und damit Niemand an der Richtigkeit dieses Versprechens zweifle, hatte der König selbst seine Unterschrift beigefügt.

Fern von der Hauptstadt wanderte ein Jüngling seiner Wege. Er war gar sittsam und schön gewachsen mit frischrothen Wangen und fröhlichem Sinne, obwohl er älternlos in der Welt allein stand und am Gelde, das er hatte, nicht schwer trug. Aber ganz ohne Sorge um seine Zukunft war er doch nicht und so kam es, dass er unversehens in einen Wald gerieth, sich verirrte und keinen Ausweg mehr fand. So lief er den ganzen Tag, stieg über manchen niedergebrochenen Baum und wand sich durch manches dichte Gebüsche, bis er beim dämmernden Zwielichte des Abends neben einem grossen Baume eine Einsiedlerklause sah. Er ging darauf zu und bat den alten weissbärtigen Einsiedler um Nachtherberge. Dieser erwiederte: „Recht gerne; allein ich habe ober meiner Klause nur einen Dachboden mit weichem Mooslager, wo ich dich hinlegen kann. Da magst du wol weich schlafen, aber ich will dir auch sagen, dass da schon Mancher abends auf der Leiter hinaufgestiegen und morgens nicht wieder zurückgekommen ist.“ „Ich fürchte mich nicht“, sagte der Jüngling, „ich hab' ein rein Gewissen und mag es daher wol versuchen.“ Der Einsiedler theilte mit dem Gaste den kärglichen Abendimbiss mit einem Kruge schlechten lauen Regenwassers; dann führte er ihn zur Leiter, der Jüngling stieg hinauf und schlief, müde wie er war, bald ein.

Um Mitternacht erwachte er, es war ihm, als habe er im Traume flüstern und kichern gehört. Und richtig, als er auf den grossen Baum hinüber sah, den er am Abend neben der Klause bemerkt hatte, erblickte er dort viele Hexen, die sassen auf den Aesten und hatten sich gar viel zu erzählen. „Aber wo bleibt denn heute unser Pantoffel (la nostra ciabatta)?“ fragten mehrere. Und sogleich erschien auch die gerufene gar kleine und hässliche Hexe und erzählte mit boshafter Schadenfreude, wie sie in dieser und dieser Stadt die Tochter des Königs so behext habe, dass sie wol bald sterben müsse. Der König habe bereits alle Aerzte im Lande gerufen, aber keiner wisse da zu helfen.

„Und wäre denn gar kein Mittel mehr?“ fragten die Andern.

„O ja“, erwiederte die Kleine. „Man dürfte nur diesen Baum hier neben der Klause ausgraben und eine Wurzel davon in dem

Wasser der Quelle sieden, die unter dem Baume fliesst. Gäbe man dieses Wasser dann der Prinzessin zu trinken, so würde sie noch in derselben Stunde gesund sein. „Aber", fügte sie höhnisch lachend hinzu, „wer hat wol in der grossen Stadt eine Ahnung davon? Die schöne Prinzessin muss ihr junges Leben lassen."

Sie sprachen noch vieles, bis im Osten der Tag graute. Dann flogen sie schwirrend davon, wie ein Schwarm Vögel, welche der nahende Jäger aufschreckt.

Der Jüngling hatte sich Alles wol gemerkt. Der Einsiedler war erstaunt ihn am Morgen so frisch und gesund wiederkehren zu sehen und erzählte ihm, wie er schon lange Jahre in dieser Wüstenei lebe und ihm nichts fehle, als eine Quelle frischen Wassers. Das kam dem Jünglinge gelegen und er verhiess dem Einsiedler eine reiche Quelle, wenn er ihm erlaube, jenen Baum auszugraben. Der Alte wollte anfangs davon nichts hören; endlich aber gab er den Bitten des Jünglings nach, holte Schaufel und Hacke und beide machten sich daran den Baum auszugraben. Es war ein schweres Stück Arbeit und es dauerte lange; endlich aber neigte sich der Baum immer mehr und fiel bald ganz um. Während der Baum noch fiel, sprang auch schon eine volle reiche Quelle des reinsten und besten Trinkwassers empor. Der Einsiedler wusste sich vor Freude fast gar nicht zu fassen; der Jüngling aber schnitt sogleich einige Wurzelenden ab, liess sich vom Einsiedler ein Fläschchen geben und füllte es mit Wasser. Beides barg er sorgfältig an seinem Leibe und machte sich dann unverweilt auf den Weg, nachdem er zuvor noch den Einsiedler, der ihm gar nicht genug danken konnte, um die Lage jener Stadt und die Richtung des Weges dahin befragt hatte.

Er wanderte unermüdlich weiter und weiter und als am Morgen des dritten Tages die Sonne aufging, stand er schon an der breiten und hohen Treppe, welche in die Königsburg hinaufführte. Sogleich kamen die Diener und fragten ihn, was er wolle. Dann berichteten sie dem König, es sei ein junger Mann da, der mache sich erbötig, die Prinzessin unverzüglich zu heilen. Der König liess ihn vor und da ihm das einnehmende sittige Wesen des Jünglings gefiel, gestattete er ihm den Heilungsversuch zu machen.

Der Jüngling liess sich in die Küche führen, entfernte die Dienerschaft und that, was er zu thun hatte. Hierauf trat er in das Zimmer der Kranken und flösste ihr einige Tropfen des Wunderwassers in den Mund. Sogleich schlug sie die Augen auf und es

dauerte nur wenige Stunden, so hatte sie auch schon frisch und gesund ihr Schmerzenslager verlassen.

Der König hielt sein Versprechen um so lieber, je mehr der Jüngling auch der Prinzessin gefiel und bald wurde eine so lustige Hochzeit gehalten, wie im ganzen weiten Reiche nie eine war und auch in tausend Jahren keine mehr sein wird. Das neuvermälte Paar lebte glücklich und zufrieden und wenn der Leser noch mehr wissen will, braucht er bloss in alten Chroniken nachzublättern; denn da wird geschrieben stehen, dass der glückliche Arzt seiner Zeit auch König geworden ist und das Land gerecht, weise und milde regiert und von manchen alten Schäden geheilt hat.

---

11. Der Blinde.

(L' orbo.)

(Vgl. Zingerle, Märchen II. S. 319.)

Eine arme Mutter hatte zwei Söhne, von diesen war der Eine sehend, der Andere aber blind. Der Sehende musste immer den Blinden herumführen und auf ihn Acht geben; aber nach und nach wurde er dieses Geschäftes müde und beschloss sich des Bruders zu entledigen.

Einmal befanden sich die zwei Knaben am Rande eines grossen Waldes. Da kam dem Sehenden der böse Gedanke: „Wie wär' es, wenn ich den Blinden in den Wald führte und ihn dort allein liesse?“ Sein Gewissen wollte freilich nicht zustimmen, aber er war der langen Führerschaft zu müde und sein Leichtsinn war zu gross. Er führte also den Blinden tief in den Wald hinein, hiess ihn dort sich niedersetzen und sagte: „Wart' ein wenig, ich komme gleich wieder.“ Dann schlich er sich davon und sann auf eine Lüge, die er der Mutter vorsagen wollte.

Der Blinde wartete und wartete, schon brach die Nacht herein, aber sein Bruder kam nicht. Bitterlich weinend sass er da und als er aus dem Schwirren der Fledermäuse und dem Krächzen der Nachteulen merkte, es sei Nacht geworden, tappte er herum, bis er zu einem Baume kam. Er fasste die Aeste mit den Händen und kletterte hinauf, bis er zwischen dem Stamme und den Aesten ein bequemes Plätzchen fand, wo er die Nacht zubringen wollte. Aber es kam kein Schlaf in seine Augen.

Es war um Mitternacht, da hörte er ein Rauschen unter sich und

darauf ein Flüstern weiblicher Stimmen, so dass er leicht merkte, dass es Hexen seien, welche unter dem Baume ihre nächtliche Zusammenkunft hielten. Die Eine erzählte dies, die andere jenes; endlich sagte die letzte: „Und ich habe heute zwei schöne Dinge gethan. Zuerst habe ich in der nächsten Stadt die Tochter des Königs behext, so dass sie ganz blind geworden ist und ihr Leben in trauriger Finsterniss zubringen muss. Dann wohnt in einer andern Stadt ein gar reicher Herzog, der hat einen schönen Garten mit sieben Brunnen und jeder Brunnen hat sieben Röhren und ist vom prächtigsten Marmor. Ich hätte dem stolzen Herrn gern auch einen Sohn oder eine Tochter behext, aber er hat keine Kinder, dafür habe ich aber alles Wasser in seinen Brunnen versiegen gemacht und aus all' den sieben Mal sieben Röhren fliesst kein Tröpfchen Wasser mehr, so dass der Herzog gar traurig ist."

„Und gäb' es denn da gar kein Mittel zu helfen?" fragte eine der Hexen.

„O ja", erwiederte die andere. „Da ist unter einem Steine neben unserm Baume ein Oel; wer es findet und sich damit die Augen reibt, wird nicht nur sehend, sondern er sieht alles besser als sonst das gesundeste Auge. Der wäre im Stande, im Garten des Herzogs auch die sieben Kräuter zu finden, mit denen man die Brunnenröhren einreiben muss, um das Wasser wieder fliessen zu machen."

Allmälig verstummten die Stimmen unter dem Baume, dem Knaben wurde es um die Augen heller und er wusste daraus, wie immer, dass der Tag angebrochen sei. Er hatte sich von den Reden der Hexen kein Wörtlein entgehen lassen und stieg nun vorsichtig nieder, bis er auf den Boden gelangte. Er tastete nun mit beiden Händen nach allen Richtungen und fand bald eine Steinplatte, welche er umlegte. Dann tauchte er die Finger in das Oel, welches darunter war, rieb sich damit die Augen und war sehend. Welche Freude! Wie närrisch sprang er hin und her, sah bald hinauf zum wunderschönen blauen Himmel, bald auf den Waldboden, auf dem zitternde Lichter hin und her zuckten. Er dachte an sein vergangenes Leben, aber auch an die Armuth seiner geliebten Mutter und da erinnerte er sich auch wieder an die blinde Königstochter und an den reichen Herzog mit seinen wasserlosen Marmorbrunnen. Er füllte daher noch ein Fläschchen mit dem Oel und machte sich auf, um aus dem Walde hinaus zu gelangen. Als er einem Bauer begegnete, welcher mit zwei Ochsen in den Wald fuhr, war er über den ihm neuen Anblick

so erstaunt, dass er den Bauer vorüber fahren liess und dann noch eine Strecke weit zurücklief, um zu fragen, wo denn der Weg zur Stadt gehe.

Als er in der Stadt war, kaufte er einige alte Bücher und eine Brille, nahm die Bücher unter den Arm, setzte die Brille auf die Nase und ging gemessenen Schrittes in das königliche Schloss. Als die Diener ihn kommen sahen, da fragten sie nicht lange, sondern dachten sich gleich, das müsse ein zwar noch junger aber schon grundgelehrter Doktor sein und meldeten es augenblicklich dem Könige. Dieser liess den Doctor sogleich vor sich kommen und obwohl er sah, dass derselbe noch eher einem Knaben als einem Manne gleich sei, fasste er doch kein Misstrauen und versprach ihm, er werde ihm, wenn er seine Tochter heile, Geld geben, so viel er wolle, ja, die Prinzessin selbst solle, wenn er ihr gefalle, seine Frau werden.

Der junge Doktor machte wenig Umstände und liess sich in das Zimmer führen, wo die blinde Prinzessin gar traurig da sass. Nun schaute er, obwohl er nicht lesen konnte, in seine Bücher und befahl allen auf einen Augenblick das Zimmer zu verlassen; dann nahm er das Oel heraus und rieb der Blinden damit die Augen. Kaum waren der König und die Königin wieder in's Zimmer getreten, kam ihnen die Prinzessin fröhlich entgegen, begrüsste lächelnd ihre Aeltern und erklärte, dass sie wieder alles und noch besser als zuvor sehe.

Die Freude des Königs kannte keine Gränzen; er liess ein Gastmahl nach dem andern halten und endlich auch die Verlobung des jungen Doktors mit der Prinzessin feiern. Derselbe aber erklärte, vor der Hochzeit noch einige Kuren machen zu wollen, kleidete sich wieder als Doktor und ging zu Fusse in die Stadt, wo der reiche Herzog wohnte. Die Wunderkräuter in seinem Garten fand er leicht und machte jeden Tag nur an Einem Brunnen seine Kur, bis endlich am siebenten Tage aus all den sieben Mal sieben Röhren noch reichlicheres und frischeres Wasser sprudelte als zuvor. Der Herzog war überselig und gab dem Doktor Geld wie Spreu und ausserdem Kleider und wunderschöne Wagen und Pferde.

Damit fuhr der glückliche ehemalige Blinde seiner Heimat zu. Er fand seine Mutter im tiefsten Elend und schwach und krank; aber der Anblick von soviel Glück und die schönen Kleider, welche der Sohn ihr anzog, machten sie bald wieder gesund und fröhlich. Auch dem bösen Bruder wurde nach einer scharfen Strafrede verziehen und alle drei fuhren sie in die Stadt, wo die Hochzeit alsbald stattfand und

ein Paar vereinigte, wie es auf Erden nur selten je noch ein glücklicheres, nie aber ein besser und schärfer sehendes gegeben hat. Sie lebten auch in bester Eintracht, denn sie sahen an sich gegenseitig nur Tugend und Liebe und wo sich etwa ein Fehlerchen einschleichen wollte, bemerkten es ihre scharfen Augen sogleich und es wurde beseitigt. Und als er mit der Zeit auch König wurde, hörten in seinem Reiche alle frühern Misstände auf; da durfte es kein schlauer Spitzbube wagen, sich dem scharfsehenden Könige als Diener oder Rathgeber anzubieten. Der Gerechtigkeit nahm der König auch ihre Binde von den Augen und sah doch oft noch besser als sie. Und die Unterthanen bedauern es noch heute, dass selbiger König nicht mehr am Leben, sondern auch schon lange heimgegangen ist zu seinen Vätern.

12. Einige Hexengeschichten.

(Alcune storielle delle strie.)

1. Der Knabe und die Ziege.

(Vergl. Zingerle Sagen S. 10 und 11, Vonbun 27, Rochholz I. S. 316, Wolf Beiträge I., 90.)

Ein Hirtenknabe trieb eines Abends seine Ziegen von der Weide heim, aber es fehlte davon Eine und zwar gerade die seiner Mutter. Diese schalt ihn aus und schickte ihn hinaus, die verlorene Ziege zu suchen. Der Knabe ging und suchte, bis es Nacht wurde, aber er fand sie nicht. Da er sich aus Furcht vor der Mutter nicht nach Hause getraute, ging er unter einen hohen Felsen und gedachte hier die Nacht zuzubringen. Es dauerte nicht lange, so hörte er um sich Geflüster weiblicher Stimmen, doch wie sehr er sich auch anstrengte, er sah nichts. Endlich kam eine Alte, die fragte ihn: „Was thust du hier, Knabe?“ „Ach“, sagte er, „da hab' ich heute eine Ziege verloren und meine Mutter hat mich herausgeschickt sie zu suchen. Könnt Ihr mir vielleicht sagen, wo sie ist?“ „Das kann ich, komm nur mit mir!“ brummte die Alte und schloss im Felsen eine Thüre auf. Sie führte den Knaben hinein und er sah in einem weiten hellerleuchteten Raume viele Frauen, welche alle Hexen waren; in der Mitte aber stund ein Herd, da hing über dem Feuer ein grosser Kessel und darin wurde die Ziege gesotten, welche der Knabe verloren hatte. Dann setzten sich die Hexen alle um einen langen Tisch zum Essen und der Knabe musste auch mithalten. Da assen sie das Fleisch der Ziege; die Beine aber, die grossen wie die kleinen, warfen sie alle auf

das Fell der Ziege, welches nebenan auf dem Boden ausgebreitet lag. Da dachte sich der Knabe: „Ei, ich will doch sehen, was dies bedeuten soll!“ und steckte heimlich ein Beinchen in seinen Schuh. Als sie nun gegessen hatten, ging eine zum Ziegenfell und schleuderte es mit dem Fusse von sich weg. Da wurde die Ziege wieder lebendig, man öffnete dem Knaben wieder die Thüre im Felsen und er konnte sie nach Hause führen. Das arme Gaislein aber sah sehr mager und elend aus und war fast nur Haut und Bein; auch hinkte es, weil ein Fuss zu kurz war, denn das dort fehlende Bein hatte der Knabe ja in seinen Schuh gethan. (Vallarsa.)

2. „Rippe von der Ulme!“

(Zingerle Sagen S. 337.)

Ein Bursche und ein Mädchen hatten sich innig lieb und hätten sich gerne geheiratet. Weil aber der Bursche arm und das Mädchen reich war, gaben die Aeltern und Verwandten des Mädchens ihre Einwilligung nicht und versagten ihm für immer den Eintritt in das Haus. Die beiden Liebenden liessen darum nicht von einander und verabredeten sich oft zu einer Zusammenkunft auf dem Felde oder im Walde oder an einer Stelle, wo sie keinen lästigen Störer fürchten durften.

Einmal waren sie weit weg in einem Walde und das Mädchen war so müde, dass sie nicht nach Hause zurückkehren mochte. „Aber ich muss nach Hause!“ sagte er; sie dagegen erwiederte: „Ich kann nicht, ich muss ruhen.“ Da erwiederte er: „Nun wol, so ruhe denn, ich lauf' eilig nach Hause und dann komm' ich wieder her und hole dich ab!“ Er ging, das Mädchen legte sich auf den Rasen und schlief ein.

Nach einiger Zeit — es war schon abends — kamen die Hexen und als sie das schöne schlafende Mädchen sahen, fassten sie einen grausigen Entschluss. Sie machten Feuer an, hingen einen grossen Kessel voll Wasser darüber und warfen den Leib des Mädchens hinein, nachdem sie zuvor die Haut abgezogen und auf den Boden gebreitet hatten. Als sie sich zum Essen setzen wollten, kam gerade der Bursche wieder zurück und er musste auch mithalten. Man warf ihm eine Rippe hin, aber es grauste ihn und er steckte die Rippe heimlich ein. „Was ist denn dies für ein Fleisch?“ fragte er. „Du wirst es schon bald merken,“ antworteten die Hexen. Als nun sein Blick auf die Haut am Boden fiel, merkte er es und brach in unauf-

hörliches Jammern und Weinen aus. Da sagten die Hexen: „Gedulde dich, wir werden es schon wieder richten!“ Und als sie gegessen hatten, sammelten sie alle Beine und warfen sie auf die Haut, aber es fehlte eine Rippe. Sie suchten und suchten und konnten sie nicht finden — denn der Bursche hatte selbe ja in der Tasche und getraute sich nicht es zu sagen. Da schnitzte eine Hexe eine Rippe vom Holze einer Rüster oder Ulme und warf sie zu den Beinen; dann sagte sie: „Nun will ich dich wieder lebendig machen; wenn es aber Einer weiss, was du für eine Rippe im Leibe hast und zu dir sagt: „Rippe von der Ulme!“ so fällst du um und bist todt!“ Dann stiess sie mit dem Fusse die Haut und die Beine fort — da stand das Mädchen wieder lebendig auf und der Bursche durfte sie nach Hause führen. Sie sah aber mager und elendiglich aus und war fast nur Haut und Bein. Weil das Mädchen nun so schlecht aussah und jede Hoffnung auf einen reichern Freier geschwunden war, gaben ihre Aeltern und Verwandten ihre Einwilligung zur Heirat.

Aber mit der Schönheit war auch die Güte des Herzens entschwunden und aus dem Mädchen wurde ein nicht nur hässliches, sondern auch böses herzloses Weib, welches ihren Mann auf jede Weise peinigte und quälte, so dass er ihr nichts zu Danke thun konnte. Oft drohte er ihr: „Gib Acht, dass ich nicht einmal ein dir verderbliches Wort ausspreche!“ — aber es half doch nichts. Als sie ihn wieder einmal in heftigen Zorn versetzt hatte und nicht abliess, ihn noch mehr zu reizen, konnte er sich nicht länger halten und rief ihr zu: „Rippe von der Ulme!“ Da fiel sie um und war todt.

3. Die zwei Diener.

Eine Frau hatte zwei Diener; davon war der Eine fett und sah im Gesichte aus, wie das liebe Morgenroth, der andere aber war blass und mager wie der Tod. Da meinten die Leute, es komme daher, weil der Fette faul und träge sei und alle Arbeit dem Magern zuwälze und weil die Leute immer auch sagen, was sie meinen, so kam es dem Fetten zu Ohren und verdross ihn sehr. „Höre, Kamerad,“ sprach er eines Tages zum Magern, „du weisst, was die Leute sagen und wie sie mir Unrecht thun. Wir arbeiten beide gleich viel und haben eigentlich nicht viel Arbeit und gutes Essen dazu; woher kommt es denn nun, dass du so entsetzlich mager bist?“ Der Magere wollte lange mit der Sprache nicht heraus, endlich aber redete er doch und sagte: „Das ist eine seltsame Geschichte. So oft ich abends im Bette

liege und schlafen will, kommt eine Hexe, drückt mich und wirft mir einen Zügel an. Darauf bin ich in ein Ross verwandelt und sie reitet auf mir fort auf eine schöne grüne Wiese; da sind viele Hexen und Hexenmeister, die tanzen, essen und trinken, mich aber jagen sie mit unbarmherzigen Peitschenhieben auf der Wiese hin und her. Sobald es gegen Morgen geht, reitet sie auf mir heim, nimmt mir den Zügel ab und ich liege matt und zerschlagen als gewöhnlicher Mensch wieder im Bette."

Als der Fette dies gehört hatte, sagte er: „Höre, Kamerad, lass mich heute im Bette an deiner Stelle liegen." Er that es und als in der Nacht die Hexe mit dem Zügel kam, riss er ihr denselben schnell aus den Händen, warf ihr ihn an und so war sie in ein Ross verwandelt. Darauf ritt er hinaus auf die Wiese, aber er stieg nicht ab, sondern sah sich die saubere Gesellschaft nur ein Bischen an und ritt immer auf und ab, indem er unbarmherzig auf sein Ross loshieb. Als ihm der Arm gar zu wehe that, ritt er heim, nahm den Zügel ab und liess die Hexe laufen.

Nun hatte der Magere Frieden und konnte immer ruhig schlafen. Aber er und der Fette hielten reinen Mund und redeten nicht, denn sie wussten, wer die Hexe gewesen sei. Und der Leser kann's auch wissen, denn er hat ja den Anfang dieses kurzen Geschichtchens noch gewiss im Gedächtniss. —

---

13. Die Heirat mit der Hexe.

(Il matrimonio coll' Angana.)

Ein Sohn sehr reicher Aeltern hatte sich in eine arme aber sehr schöne Dienstmagd von unbekannter Herkunft verliebt und trug ihr die Heirat an. Sie willigte ein, stellte ihm jedoch die Bedingung, dass er sie nie beim Kerzenlicht ansehen dürfe. Er gelobte diese Bedingung zu erfüllen und die Heirat ging vor sich. Seine Frau aber war eine Angane oder Hexe und er wusste es nicht; das that jedoch dem ehlichen Glücke und Frieden keinen Abbruch.

Nach einiger Zeit wurde er neugierig zu erfahren, warum ihm seine Frau verboten habe, sie beim Kerzenlichte zu besehen. In einer Nacht, als sie schlief, zündete er ein Licht an und sah ihr in's Gesicht; da er aber mit der Kerze zu nahe kam, träufelte ihr ein wenig geschmolzenen Wachses auf die Wange und sie erwachte. Er blies

das Licht schnell aus, sie aber weinte und schrie vor Zorn und machte ihm die heftigsten Vorwürfe, die er schweigend ertrug. Endlich schwieg auch sie wieder und er schlief ein.

Als er am Morgen erwachte, fand er seine Frau nicht mehr; neben dem Bette aber stand ein Paar Schuhe mit eisernen Sohlen. Darin lag ein Zettel mit den Worten: „Geh', bis diese Sohlen zerrissen sind und du wirst mich noch nicht finden!" Da ärgerte er sich gewaltig und schwor im Zorne nicht zu rasten, bevor er sie nicht gefunden hätte.

Er ging und kam nach einiger Zeit auf eine Anhöhe, von der er in ein kleines Thal niedersah. Dort sassen zwei Männer bei einem Haufen von Geräthschaften, welche sie unter sich vertheilten. Er sah ihnen eine Weile zu und bemerkte, dass sie heftig zu streiten anfingen. Da stieg er nieder und fragte, warum sie stritten. Der Eine erwiederte: „Es ist unser Vater gestorben und nun theilen wir uns in das Erbe. Da sind aber zwei wichtige Dinge, nämlich dieser Mantel, welcher denjenigen, der ihn anlegt, unsichtbar macht und dieser Stuhl: wer sich darauf setzt, darf nur wünschen, dass er da oder dort sei und er ist dort." Dann aber fuhren die zwei Brüder fort unter sich zu zanken und konnten nicht einig werden. Da sagte er zu ihnen: „Hört, meine lieben Freunde, es thut mir weh, euch, die ihr doch Brüder seid, so zanken zu sehen. Lasst mir das Schiedsrichteramt und ich will's euch beiden recht machen." Dessen waren sie zufrieden; er aber sagte: „Vorerst glaube ich gar nicht, dass dieser alte Plunder eine so merkwürdige Eigenschaft haben soll, ich möcht' es doch mit dem Mantel versuchen." Da legte er den Mantel um und fragte: „Seht ihr mich?" „Nein", riefen sie — aber sie hatten es noch kaum gerufen, da sass er mit dem Wunsche zu seiner Frau zu kommen, schon auf dem Stuhle und flog davon wie der Wind. „Kehr' um! kehr' um!" riefen die beiden Brüder voll Schrecken, aber er war schon zu weit weg und hörte ihren Ruf nicht mehr.

In kurzer Zeit befand er sich vor einem grossen Schlosse; es war Nacht, das Schloss aber war auf das Prächtigste beleuchtet, aus den Zimmern erscholl Musik und es wurde ihm klar, dass da ein grosses Fest gefeiert werde. Er nahm den Mantel ab und liess ihn unten auf dem Stuhle zurück; dann ging er über die Stiege hinauf und wollte eintreten, aber der Pförtner wies ihn zurück. „Was ist denn dies für ein Fest?" fragte er. „Mein Herr hält morgen Hochzeit mit einer schönen Braut", sagte der Pförtner, „er hat heute abends

alle seine Freunde eingeladen und es geht fröhlich zu. Aber so ein hergelaufener Kerl, wie Ihr, darf nicht hinein; seht zu, dass Ihr weiter kommt!"

Nun wusste er genug. „Da bist du noch gerade zu rechter Zeit gekommen," sagte er zu sich selbst und ging wieder über die Stiege herab. Unten legte er sich den Mantel um, ergriff einen Besen und ging wieder hinauf. Da stand noch der Pförtner an der Thüre, er aber schlug ihn mit dem Besen so auf den Kopf, dass der arme Mann schreiend entfloh. Sodann ging er in den Tanzsaal und sah da seine Frau am Arme ihres neuen Bräutigams unter einer Menge vornehmer Herrn und festlich gekleideter Damen. Er sah eine Weile zu; dann aber schlug er mit dem Besen bald auf seine Frau, bald auf ihren Bräutigam. Da entstand grosser Schrecken; sie liefen alle den Thüren zu und warfen im Gedränge Tische und Stühle um. Auch seine Frau wollte fliehen, er aber hielt sie am Kleide fest, bis alle fort waren; dann sagte er: „Kennst du mich?" Zitternd erwiederte sie: „Ich sehe ja nichts, aber deine Stimme scheint die meines rechten Herrn und Gemals zu sein." Da nahm er den Mantel ab, sie erkannte ihn und warf sich um Verzeihung flehend vor ihm nieder. „Willst du wieder meine Frau sein und getreulich bei mir bleiben?" fragte er sie. Sie versprach es, dann nahm er den Mantel wieder um, führte sie über die Stiege herab und setzte sich mit ihr auf den Stuhl. In kurzer Zeit waren sie wieder zu Hause und lebten nun in Frieden und Eintracht miteinander. Stuhl und Mantel aber stellte er den Eigenthümern wieder zurück; „denn", dachte er sich, „es ist doch nicht Recht, dass ich sie behalte." —

---

14. Die drei Liebhaber.

(I tre amanti.)

Ein schönes Mädchen hatte einmal drei Liebhaber, diese wussten jedoch keiner um den andern und jeder meinte, er sei der rechte und einzige Geliebte und das Mädchen wolle ihn heiraten. Auch konnten sie nicht zusammen treffen, denn jeder hatte seine bestimmte Stunde, wo er bei der Geliebten verweilen durfte.

Es kam der Neujahrstag, da dachte jeder von den drei Glücklichen: „Heute vor Mittag geh' ich zu meiner Geliebten Glück wünschen." So trafen sie alle drei zusammen und sahen sich mit grossen

Augen an, ja sie geriethen sogar in Streit. Da trat das Mädchen als Schiedsrichterin unter sie und sprach: „Streitet nicht lange, sondern geht und wer von euch mir binnen einem Jahre ein Geschenk bringt, welches mir am besten gefällt, der soll mein Bräutigam sein.“

Alle drei gingen weit miteinander und kamen endlich an eine Stelle, wo die Strasse in drei Wege sich theilte. Da beschlossen sie jeder einen andern Weg zu gehen, nach Jahr und Tag aber hier wieder zusammen zu treffen und sich die inzwischen gewonnenen Geschenke zu zeigen; keiner aber dürfe vorher allein zurückkehren.

Der erste ging und schlenderte lange von einer Stadt zur andern, aber er fand nichts, was ihm zu einem Geschenke geeignet geschienen hätte. Eines Tages — es war sehr heiss und er hatte Durst — kam er an einem alten Weiblein vorüber, welches an der Strasse Aepfel feil hatte.“ „Was kostet ein Pfund Aepfel hier?“ fragte er. Da lachte das Weiblein und rief: „Ei, der will gar ein Pfund! Mich dünkt, junger Herr, es sei genug, wenn Ihr das Geld habt mir nur Einen von diesen Aepfeln abzukaufen,“ „Warum nicht gar“, versetzte er fast beleidigt, „was soll denn an diesen Aepfeln sonderbares sein?“ — „Das sind keine gewöhnlichen Aepfel, Herr“, erwiederte die Alte. „Wenn Jemand zum Sterben krank ist und die Aerzte ihn schon aufgegeben haben, so braucht er von einem solchen Apfel nur ein Stückchen zu essen und er wird augenblicklich gesund aufstehen.“ Da besann er sich nicht lange, sondern kaufte um einen sehr hohen Preis einen solchen Apfel, um ihn der Geliebten zum Geschenke zu bringen.

Der zweite war ebenfalls lange auf der Wanderung, ohne etwas rechtes zu finden. Da kam er eines Tages in einer Stadt an einem Tischlergewölbe vorüber, dort waren alle Arten von Tischen, Stühlen und Sesseln ausgestellt und weil er gerade müde war, setzte er sich auf einen schönen Sessel. Als gerade auch der Eigenthümer heraustrat, fiel ihm ein nach dem Preise des Sessels zu fragen. So und so viel, lautete die Antwort. „Und was kostet der alte Plunder dort?“ fragte er wieder, indem er auf einen nahe stehenden hölzernen Stuhl hinwies. Der Verkäufer nannte eine sehr hohe Summe. „Ihr wollt mich zum Besten haben,“ versetzte der andere und stand auf. „Herr, ich halte Niemanden zum Besten“, sagte der Eigenthümer. „Ihr könnt es nun aber freilich dem Stuhle nicht ansehen, welche Eigenschaft er hat und darum verzeih' ich Euch Euer misstrauisches Wesen.“ „Was ist denn das für eine besondere Eigenschaft?“ fragte der junge Mann. „Die besondere Eigenschaft“ — lautete die Antwort — „ist

die, dass, wenn man sich auf diesen Stuhl setzt und sich da oder dort hin wünscht, man sogleich dort ist.“ Da besann der Liebhaber sich nicht lange und kaufte den Stuhl, obwol er ihn fast all' sein Geld kostete. „Das ist das rechte Geschenk für meine Braut!“ jubelte er und rieb sich die Hände.

Der dritte machte auch lange Kreuz- und Querzüge, wie die beiden ersten, ehe ihn Glück oder Zufall zu dem schönen Laden führte, worin eine Menge grosser und kleiner Spiegel zum Verkaufe ausgestellt war. Er fragte bei vielen nach dem Preise; endlich sah er in einem Winkel einen unscheinbaren kleinen Spiegel und fragte mehr aus Scherz als im Ernste um dessen Preis. Man nannte ihm eine so hohe Summe, dass er kaum so viel Geld hatte. Er hielt es für Scherz, allein der Inhaber des Ladens bedeutete ihm, das sei ein Spiegel, in dem man alles sehen könne, was man wolle. Der junge Mann blickte sogleich hinein mit dem Wunsche seine Geliebte zu sehen — und er sah sie auch wirklich, wie sie sich gerade kämmte und ihr üppiges Haar in Zöpfe flocht. Da besann er sich auch nicht, raffte sein Geld zusammen und kaufte den Spiegel. „Ein schöneres Geschenk als dieses“, dachte er, „können ihr die beiden andern gewiss nicht bringen!“

Als das Jahr abgelaufen war, fanden sich alle drei auf der Stelle der Scheidewege wieder ein und jeder erzählte, was er gekauft habe. Nun kam ihnen die Lust zu sehen, was denn ihre Geliebte jetzt thue. Sie blickten in den Spiegel — aber, o weh! sie sahen die Geliebte todtenkrank im Bette und ringsherum standen weinend und verzweifelnd die Aeltern und die Aerzte.

Da rief der erste: „O wenn ich nur mit meinem Apfel dort wäre!“ Und der zweite fiel ein: „Setzen wir uns auf meinen Sessel!“ Gesagt, gethan — und im Nu waren sie alle drei im Zimmer der Kranken. Da schnitt der erste ein Stück von seinem Apfel ab und gab es der Kranken zu essen. Alsogleich schlug sie die Augen auf, rührte Kopf und Arme und verliess bald frisch und gesund das Bett.

Welchen von den dreien hat nun das Mädchen wol etwa geheiratet? —

---

15. Die drei seltenen Stücke.

(I tre pezzi rari.)

(Vgl. Liebrecht I, 1 und 3; Grimm, Märchen Nr. 36; Meier, Märchen Nr. 22; Zingerle, Märchen II. S. 84 und 185.)

Einmal war ein armer Knabe, der ging von Hause fort in die Welt um sein Brot zu verdienen. Als er bei heissem Sonnenscheine seines Weges ging, sah er neben der Strasse drei Feen, welche schliefen. „Die armen Frauen“, sagte der Knabe zu sich selbst, „sie liegen da an der Sonne und haben keinen Schatten!“ Und er schnitt belaubte Weidenzweige ab und machte ein Dach über die Feen, so dass sie Schatten hatten. Als sie erwachten, waren sie verwundert und sagten: „Ei, wer hat uns dieses schattige Häuschen gebaut?“ Da trat der Knabe herbei und sagte, er sei es gewesen und als ihn die Feen wieder fragten, wer er sei, so antwortete er, er sei ein armer Knabe, welcher einen Dienst suche. „Willst du nicht bei uns bleiben und uns dienen?“ fragten sie. Der Knabe willigte fröhlich ein, ging mit den Feen und diente ihnen treu und fleissig.

Als ein Jahr um war, sagte er zu den Feen, er wolle nun wieder zu seiner Mutter nach Hause gehen. „Ganz recht“, erwiederten sie; „da wir aber kein Geld haben, dich zu bezahlen, nimm dir den Esel dort. So oft du zu ihm sagst: Arri, sch . . . Geld! — wirst du Geld haben, so viel du willst.“

Fröhlich führte der Knabe den Esel fort. Aber es wurde Nacht, bevor er nach Hause kam und er musste in einem Wirthshause übernachten. Bevor er schlafen ging, sagte er zum Wirth: „Gebt wol Acht, dass Ihr zu meinem Esel, der im Stalle unten steht, nicht sagt: Arri, sch . . . Geld!“ „Nein, nein“, erwiederte der Wirth, „das werd' ich nicht sagen.“ Aber in der Nacht ging er in den Stall hinab zum Esel und sagte jene Worte; da bekam er Dukaten, Thaler und alle Sorten von Geld. „Solch ein Thier kann ich just brauchen!“ sagte der Wirth, führte den Esel in einen andern Stall und stellte dafür einen andern ganz ähnlichen hin.

Am Morgen machte sich der Knabe mit dem ausgewechselten Esel wieder auf den Weg. Als er nach Hause kam, erzählte er der Mutter freudig, welch' ein Wunderthier er gebracht habe, aber diese wollte es nicht glauben. „Ja, Mutter, so ist's“, rief er, „breite nur heute nachts ein reines weisses Leintuch unter und morgen früh da wirst du Augen machen!“ Die Mutter that es. Als sie am

Morgen in den Stall gingen und das schöne Linnen von Mist beschmutzt fanden, war der Knabe ganz verblüfft; die Mutter aber griff nach einem Stocke und jagte ihn unter Schlägen aus dem Hause.

Der arme Knabe ging wieder zu den drei Feen und diente ihnen abermals ein Jahr. Als dieses abgelaufen war, bat er um die Erlaubniss nach Hause gehen zu dürfen. Die Feen gaben ihm dieselbe und sagten: „Da wir kein Geld haben dich zu bezahlen, so nimm dieses Tischtuch hier; wenn du es ausbreitest und sagst: Tischtuch, deck' auf! — so werden alle Speisen und Getränke darauf kommen, die du dir wünschest!" Der Knabe nahm das Tischtuch und ging, aber er musste in demselben Wirthshause übernachten und sagte zum Wirthe: „Gebet mir nur zu schlafen, denn für Essen und Trinken werd' ich schon selbst sorgen." Dann deckte er sich ein Tischchen mit seinem Tischtuche und sagte: „Tischtuch, deck' auf!" Und im Nu standen prächtige Speisen und Getränke darauf. Aber der Wirth hatte es gesehen und als der Knabe schlief, stahl er ihm das Tischtuch und legte ihm ein anderes ganz ähnliches hin. Am folgenden Tage ging der Knabe nach Hause und bat dort die Mutter, sie möge alle Verwandte und Bekannte einladen. Als diese gekommen waren, deckte er einen Tisch mit dem Tischtuche und sagte: „Tischtuch, deck' auf!" Aber es kam nichts und der Knabe wurde wieder mit Spott und Schlägen von Hause fortgejagt.

Er kehrte wieder zu den Feen zurück und diente ihnen abermals ein Jahr und nach Ablauf desselben gaben ihm die Feen einen Stock und sprachen: „Wenn du zum Stocke sagst: Stock, rühr' dich! so prügelt er alle, die du willst, bis du ihm befiehlst einzuhalten." Der Knabe ging und kehrte in demselben Wirthshause ein. Bevor er schlafen ging, erzählte er dem Wirthe, er habe da einen Stock und wenn man zu ihm sage: „Stock, rühr' dich!" — so geschehen unglaubliche Wunderdinge. Als der Knabe schlief, stahl ihm der Wirth den Stock und meinte, es müsse etwas ganz wunderbares dahinter stecken. Sogleich machte er einen Versuch und sagte: „Stock, rühr' dich!" Da fing der Stock an, so auf den Wirth loszuprügeln, dass er jämmerlich schrie und alle Leute im Hause wach wurden und herbeiliefen. Auch der Knabe kam und sagte: „Her mit meinem Esel und meinem Tischtuche, sonst lass' ich dich in Einem fort prügeln!" Der Wirth versprach es und der Knabe sagte: „Stock, hör' auf!" Da war der Stock wieder ruhig; der Wirth aber gab dem Knaben geschwinde den Esel und das Tischtuch wieder, denn er fürchtete sich vor

neuen Schlägen und hatte an den bereits erhaltenen für lange Zeit genug.

Nun ging der Knabe mit dem Esel, dem Tischtuche und dem Stocke nach Hause. Als er heim kam, rief die Mutter: „Was will der dumme Junge schon wieder?“ Zugleich rief sie den ältern Bruder, damit er den Angekommenen fortjage; aber als dieser kam, rief der Knabe: „Stock, rühr' dich!“ Und der Stock prügelte auf den ältern Bruder los, dass es eine Freude war und derselbe jämmerlich zu schreien anfing. Sogleich befahl der Knabe dem Stocke wieder einzuhalten. Da wurde die Mutter wieder freundlicher und sagte: „Aber was hilft uns der Stock, wenn wir kein Geld und nichts zu essen haben?“ „Gemach, Mutter“, erwiederte der Knabe und wandte sich zum Esel und sprach: „Arri, sch . . . Geld!“ Da klingelten und rollten auf dem Boden die Thaler und Dukaten, dass es eine Freude war. Dann führten sie den Esel in den Stall und gingen in die Stube; dort breitete der Knabe das Tischtuch auf den Tisch und sagte: „Tischtuch, deck' auf!“ Und im Augenblicke standen Speisen und Getränke aller Art auf dem Tisch und sie hielten eine fröhliche Mahlzeit. So thaten sie noch gar oft und wenn der Esel inzwischen nicht gestorben und das Tischtuch nicht zerrissen und der Stock nicht zerbrochen ist, so müssen die drei seltenen Stücke ihre Wunderkraft noch bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. —

---

16. Das Pfeifchen.

(Il zufolotto.)

Einmal war ein Hirtenknabe, der trug fröhlichen Sinn und lebte mit seinen Ziegen im grünen Walde und auf den luftigen Höhen, ohne dass er sich etwas Besseres wünschen mochte.

Eines Tages fand er im Walde zwei Frauen, welche schliefen. Da die Sonne heiss auf sie schien, schnitt er Zweige ab und machte ein grünes Dach über sie, dass sie nun im Schatten lagen. Bald darauf erwachten sie und verwunderten sich nicht wenig; „ei“, sagten sie, „wer hat uns doch das grüne Häuschen hergebaut?“ Der Knabe trat hinzu und sagte: „Ich hab's gethan.“ Da lobten sie ihn und die Eine sagte: „Jetzt darfst du von mir etwas verlangen und du sollst es bekommen.“ Da erwiederte der Knabe: „So gib mir ein Pfeifchen, welches, wenn ich blase, alle tanzen macht, die es hören.“ Die Frau gab es ihm. Dann sagte die zweite: „Ich will dir auch

etwas schenken; was willst du?“ Der Knabe antwortete: „So gib mir ein Gewehr, mit dem ich ohne Pulver und Schrott alle Vögel treffe, welche ich in der Luft sehe!“ Da gab sie ihm das Gewehr, er dankte und sprang mit seinen zwei herrlichen Geschenken lustig fort.

Das war jetzt ein Leben! Wenn er so im Walde blies, tanzten die Geise lustig um ihn herum und die Hasen in den Gebüschen und die Eichhörnchen auf den Bäumen und sogar die Füchse in den Höhlen kamen auch und tanzten, als ob sie alle närrisch geworden wären. Und wenn ein Raubvogel in den Lüften schwebte oder ein garstiger Rabe krächzte, nahm er sein Gewehr und schoss sie herab; den lieben Singvögelein aber that er nichts zu Leide und liess sie singen und hüpfen, so viel sie wollten.

Einmal ging ein Geistlicher durch den Wald; da hatte der Knabe gerade einen Vogel geschossen, welcher auf eine Stelle voll Dornengebüsch niedergefallen war. Der Geistliche ging hin und wollte den Vogel heraus holen. Da fing der Knabe an auf seinem Pfeifchen zu blasen und der arme Mann musste im Dorngestrüppe tanzen, bis er ganz zerrissen und voll Blut war. Er ging zu Gerichte und verklagte den Hirten. Das Gericht schickte Schergen aus, den Knaben zu ergreifen; aber als sie ihm näher kamen, fing er an zu blasen und sie mussten tanzen, bis der Knabe aufhörte und sie vor Müdigkeit kaum mehr aufrecht stehen konnten. So machte er es jedes Mal, wenn sie ihn fangen wollten. Einmal aber überfielen sie ihn unversehens, entrissen ihm das Pfeifchen und führten ihn gebunden in den Kerker.

Nun wurde über ihn grosses Gericht gehalten und die Richter sprachen das Urtheil aus, dass er am Galgen sterben sollte. Als er zum Galgen geführt worden war und schon darunter stund, bat er, man möge ihm noch eine letzte Bitte und Gnade gewähren. Man gestand es ihm zu und er bat, dass man ihm noch einmal sein Pfeifchen in die Hand geben möchte. Als er es bekommen hatte, fing er sogleich zu blasen an. Da begann der Henker, welcher schon den Strick in der Hand hatte, lustig zu tanzen und die Richter und die Schergen und die Zuschauer tanzten auch alle, bis sie sterbensmüde waren. So entkam der Knabe leicht und liess sich kein zweites Mal mehr fangen.

---

17. Der Stöpselwirth.

(L'oste dai cuccai.)

(Vgl. Zingerle, Märchen I. Nr. 5.)

Er hatte ein schönes Haus und ein schönes Feld — der Stöpselwirth, der da — wir wissen nicht mehr genau, wo — vor Alters lebte und ein Wirthshaus von gutem Rufe sein nannte. Aber der gute Mann hatte ein zu weiches Herz und konnte keinen Armen hungern oder dürsten sehen; lieber gab er den lezten Bissen Brot im Kasten und den lezten Tropfen Wein im Keller her. So kam es denn endlich wirklich so weit, dass er nicht nur kein Brot und keinen Wein für sich selbst mehr hatte, sondern auch so in Schulden stack, dass man ihm sein Haus verkaufen und ihn fortjagen wollte.

Von denen, welchen er Gutes gethan, kam keiner ihm Hilfe oder Trost zu bieten. Dagegen kam ein anderer, den der wackere Wirth in seinen guten Tagen nie hatte leiden mögen, der dachte: „Jezt wird der Wirth mich willkommen heissen und mir keinen Troz mehr bieten, denn er hat genug erfahren.“ Das war aber der Teufel, der so dachte und er sagte zum Wirthe: „Ich will dir Geld leihen auf sieben Jahre, denn dein Unglück dauert mich, du hast es wahrlich nicht verdient. Aber nach sieben Jahren musst du es mir zurückzahlen bei Kreuzer und Pfennig, kannst du es nicht oder fehlt auch nur ein rother Häller daran, so ist mir deine Seele verfallen.“ Der Wirth sah zwar, mit wem er zu thun hatte, allein er dachte: „die Bedingung ist ganz vernünftig und billig, denn zurückzahlen müsst' ich's den Menschen auch, nicht blos dem Teufel, ich will besser hausen.“ Er schlug ein und der Teufel brachte ihm einen grossen Sack voll Geld. Damit bezahlte der Wirth seine Gläubiger, lachte sie aus und sezte sein Haus in einen noch bessern Stand als zuvor.

Aber der Wirth hauste darum nicht besser. Wie zuvor unterstüzte er jeden Armen und konnte seinem mitleidsvollen Herzen keinen Zwang anthun. So kam es, dass es ihm bald wieder recht schlecht erging. Fast waren die sieben Jahre abgelaufen und traurig sass er einmal vor dem Hause. „Ist das auch recht,“ sagte er zu sich selbst, „dass meine Seele dem Schwarzen gehören soll, weil ich zu wolthätig bin?“ Und so spann er seine trüben Gedanken weiter und weiter und bemerkte es anfangs gar nicht, dass drei arm aussehende Wanderer des Weges kamen, bis sie vor ihm standen und ihn um ein Almosen baten. „Gern gäb' ich euch Geld und zu essen und zu trinken“, sagte

der Wirth, „aber ich hab' in meinem Hause keinen rothen Häller mehr.“ Die drei Wanderer aber waren unser Herrgott, St. Petrus und St. Johannes; da sagte unser Herrgott: „Du bist ein wackerer Mann, bitte dir drei Gnaden aus.“ Und der Wirth antwortete: „Ich möchte gern drei seltene Stücke haben. Dort steht ein Feigenbaum, da möcht' ich, dass der, welcher hinaufsteigt, ohne meinen Willen nicht mehr herabkomme. In meiner Stube steht ein Canapè, da möcht' ich, dass der, welcher sich darauf sezt, ohne meinen Willen nicht mehr wegkomme. Endlich steht in der Ecke der Stube eine Kiste, da möcht' ich, dass der, welcher die Hände hineinsteckt, sie ohne meinen Willen nicht mehr herausziehe.“ Da sagte unser Herr: „Wolan, die drei Stücke sollst du haben, bleib' aber auch gut und mildthätig und es wird dir gut gehen.“

Als die sieben Jahre um waren, schickte der Teufel seinen ältesten Sohn hinauf, das Geld oder die Seele des Wirthes zu holen. Dieser stand gerade vor der Thüre, als der Sohn des Teufels kam und sein Geld verlangte. „Das will ich gleich holen“, sagte der Wirth, „du kannst inzwischen dort auf den Feigenbaum steigen und Feigen essen.“ Der Sohn des Teufels stieg auf den Baum und ass Feigen, der Wirth ging hinein, kam bald wieder zurück und rief: „Jezt komm und nimm dein Geld!“ Der Sohn des Teufels wollte herabsteigen, aber er konnte nicht und schrie in Einem fort: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ „Nun, wenn du nicht kannst“, sagte der Wirth, „so geht's mich weiter auch nichts mehr an und ich trage mein Geld wieder hinein.“ Er trug es hinein und kam mit einem Stocke wieder heraus. „Ist das eine Art“, rief er, „auf fremder Leute Bäume zu steigen und dann gar nicht mehr herabkommen zu wollen?“ Darauf bläute er den Sohn des Teufels tüchtig durch und liess ihn laufen.

Als der Teufel gehört hatte, wie es seinem ältesten Sohne ergangen sei, schickte er seinen zweiten Sohn hin. Dieser trat in die Stube, wo der Wirth eben war und sagte: „Gebt mir mein Geld!“ Da sagte der Wirth spöttisch: „Willst du nicht auch Feigen essen gehen?“ Der Sohn des Teufels aber schrie voll Zorn: „Meinst du, du könnest mich auch hintergehen wie meinen Bruder? Ich bin pfiffiger und steige dir nicht auf den Feigenbaum. Jezt aber bringe mir mein Geld oder ich führe deine Seele zur Hölle.“ Da sprach der Wirth: „Nun, ich will's holen, wart' ein wenig und setze dich inzwischen da auf das Canapè.“ Der Sohn des Teufels sezte sich nieder, der Wirth aber ging in die Kammer, kam mit dem Gelde und legte es auf den Tisch.

„Da hast du das Geld, jezt sieh, dass du damit weiter kommst!“ Aber der Sohn des Teufels rief kläglich: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ „Nun, wenn du nicht kannst oder nicht willst, scher' ich mich auch nicht darum, ich will mein Geld wieder hintragen, wo ich's hergenommen habe.“ Er trug das Geld wieder in die Kammer und liess den Teufel bis spät in die Nacht sitzen. Dann aber sagte er: „Höre, jezt ist die Stunde, wo alle Leute heimgehen, geh' du auch!“ Aber der Sohn des Teufels schrie: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ — „Wenn du nicht kannst oder nicht willst“, sagte der Wirth, „so will ich wol ein wenig nachhelfen.“ Und er holte wieder den Stock, bläute den Teufel durch, bis er windelweich wurde und als er glaubte, es sei genug, liess er ihn laufen.

Als der Teufel davon gehört hatte, kam er selbst in grosser Wuth zum Wirthe und verlangte sein Geld. Der Wirth sagte: „Nun, hab' ich's nicht schon Euern beiden Söhnen geben wollen und sie haben es nicht genommen? Möchtet Ihr nicht auch einige Feigen, sie sind so süss?“ Der Teufel aber schrie: „Meinst du, du könnest mich auch hintergehen wie meine zwei Söhne? Ich will keine Feigen, sondern mein Geld.“ Da sagte der Wirth: „Nun, dann will ich's Euch wol aufzählen, sezt Euch doch auf das Canapè, Ihr seid gewiss müde.“ Aber der Teufel wurde noch zorniger und schrie: „Setze sich auf dein Canapè, wer da will, ich will nur mein Geld!“ Da versezte der Wirth: „Nun, wenn Ihr keine Feigen wollt und vom Wege nicht müde seid, so sollt Ihr das Geld haben; zählt es Euch nur selbst aus jener Kiste heraus, es wird bis auf einige lumpige Kreuzer alles darin sein!“

Da fuhr der Teufel mit grossem Ungestüm mit beiden Händen in die Kiste, merkte aber bald, dass er der Betrogene sei. „Nehmt Euch das Geld doch heraus!“ sagte der Wirth. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ schrie der Teufel und stampfte vor Wuth. Der Wirth aber schmunzelte und griff nach dem Stocke. Da erschrack der Teufel und verlegte sich auf das Bitten, indem er versprach, auf das Geld verzichten zu wollen, wenn er ihn frei lasse. „Wollt Ihr aber auch für immer und ewig auf meine Seele verzichten und allen Anschlägen auf mich und mein Haus entsagen?“ fragte der Wirth. „Das will ich“, versprach der Teufel. Da liess ihn der Wirth frei und der Teufel fuhr mit Gestank von dannen zur Hölle.

Der Wirth aber lebte noch lange Jahre als wackerer Mann; endlich starb er. Er ging zum Himmelsthore und verlangte Einlass, aber St. Petrus erkannte ihn nicht mehr oder der Wirth hatte doch etwas

verschuldet — kurz, St. Petrus wollte ihn nicht einlassen. Nun ging er zur Hölle, aber die Teufel heulten schon, als sie ihn von weitem sahen und schlugen das Höllenthor ihm vor der Nase zu. Da ging er wieder zum Himmelsthor und wartete, bis einige fromme Seelen kamen. Als St. Petrus diesen das Thor aufmachte, warf der Wirth seinen Hut hinein und wollte selbst mitgehen, aber St. Petrus hielt ihn zurück. „So lass mich doch meinen Hut holen!" sagte der Wirth und als St. Petrus dies erlaubte, ging er hinein und stellte sich auf seinen Hut. „Nun steh' ich auf meinem Eigen!" rief er und St. Petrus musste ihn darauf lassen. Und so sizt er noch heute darauf gerade neben dem Schmiede von Rumpelbach und beide sind andächtiglich versunken in den Anblick der himmlischen Freuden und Seligkeiten.

---

18. Die drei Pomeranzen.

(I tre aranci.)

Es war einmal ein armes Weib, die hatte ein einziges Töchterlein, welches sie wie ihren Augapfel liebte. Obgleich das Mädchen erst neun Jahre alt war, so war es doch so verständig wie eine Erwachsene und gar sanft und fromm. Eines Tages waren Mutter und Tochter im Walde gewesen, um Holz zu klauben und als sie heimkehrten, sahen sie bei einem Baume drei Feen, welche schon lange zu warten schienen und in gebieterischem Tone zur Mutter sagten: „Heute über ein Jahr führe dein Kind zu uns hieher auf diese Stelle!" Voll Verzweiflung ging das Weib nach Hause. Wie viele Thränen weinte sie und wie traurig war sie stets! Aber das Mädchen suchte sie immer zu trösten. „Gott wird mir helfen, liebe Mutter", sagte es oft; „du wirst sehen, dass ich vielleicht bald wieder wolbehalten und glücklich zu dir zurückkehre."

Als das Jahr abgelaufen war, führte die Mutter — denn sie wagte nicht ungehorsam zu sein — schweren Herzens ihre Tochter in den Wald. Dort warteten die drei Feen schon darauf, nahmen das Mädchen bei der Hand und entschwanden bald aus den Augen der Mutter, welche weinend nachschaute und tiefbetrübt nach Hause ging.

Die drei Feen aber führten das Mädchen in ihre Wohnung tief im Walde und legten ihm allerlei häusliche Dienste auf. Obwol das Mädchen alles unverdrossen verrichtete, gelang es ihm doch nicht, sich die Gunst seiner strengen und unfreundlichen Gebieterinnen zu erwerben. Ja, es kam dahin, dass sie das Mädchen immer mehr

hassten und sie beschlossen, dasselbe in das sichere Verderben zu schicken.

„Höre, Kleine", sagte eines Abends Eine der drei Feen, „geh morgen in diesen und diesen Ort und in diesen und diesen Palast hin. Dort tritt ein und nimm der Alten, welche du dort findest, die drei Pomeranzen weg und bringe sie uns her. Wehe dir, wenn du unser Gebot nicht erfüllst!"

Das arme Mädchen versprach es thun zu wollen; aber es ahnte wol selbst, wie gefährlich dieses Unternehmen sein werde. Es weinte die ganze Nacht, dachte immer an seine liebe Mutter und betete inbrünstig, dass ihm das aufgetragene Werk gelingen möge.

Am frühesten Morgen machte es sich auf den Weg. Als es einige Stunden gegangen war, begegnete es einem alten Manne. „Wohin gehst du?" fragte er mitleidig, als er das Kind mit den verweinten Augen sah. „Ach, wenn du es wüsstest!" erwiederte es und erzählte ihm treuherzig Alles. Dann sprach der Alte: „Nimm diese Dinge, geh hin und mache davon Gebrauch, sobald du es nöthig hast." Und er gab ihm Nägel, ein Fläschchen Oel, einen Korb mit Brot, einen Besen und ein Seil. Das Mädchen nahm es, dankte recht herzlich dafür und machte sich, obwol es an diesen Dingen ziemlich schwer zu tragen hatte, doch mit gutem Troste und besserem Muthe wieder auf den Weg.

Bald kam es an den ihm von den Feen bezeichneten Ort und stand vor dem beschriebenen Palaste. Vor demselben war ein tiefer Graben und darüber führte eine Brücke, die war so alt und zerbrochen, dass man beim ersten Schritte darauf in die Tiefe stürzen musste. Das Mädchen aber nahm die Nägel und befestigte damit ein Brett nach dem andern, so dass es bald hinüber war. Nun gelangte es zu einem grossen Thore, das war mit Riegel und Ketten verschlossen und die waren so eingerostet, dass auch ein Riese mit all seiner Kraft sie nicht hätte zurückschieben können. Da nahm das Mädchen das Oelfläschchen, und bestrich Riegel, Ketten und Angeln mit Oel, worauf sie sich leicht wegschieben liessen und das Thor wie von selbst sich öffnete. Gleich hinter dem Thore lag ein Rudel Hunde, die stürzten wüthend und bellend auf das Mädchen los, als wollten sie es zerreissen. Da griff dieses in den Korb und warf das Brot unter die Hunde, welche nun darauf losstürzten. Das Mädchen liess sie fressen und ging weiter über einen Hof. Da war ein Weib, welches den Hof mit seinem Kleide kehrte; das Mädchen aber gab ihr den Besen. Ganz

nahe war ein Brunnen, daran stund ein Weib und zog den schweren Wassereimer mit ihren Haarflechten aus der Tiefe herauf. Hurtig gab ihr das Mädchen das Seil.

Nun war das Mädchen an der Stiege. Vorsichtig und leise ging es hinauf und kam in ein grosses Gemach; da sass eine Alte halb wach und halb schlafend und spann. Auf einem Kasten aber lagen in goldenem Teller die drei Pomeranzen. Rasch ergriff sie das Mädchen und eilte hinweg; allein die Alte hatte es doch gemerkt und humpelte ihr nach. Als das Mädchen am Brunnen war, rief die Alte dem Weibe, welches dort Wasser schöpfte, zu: „Halt sie auf, sie hat mir die drei Pomeranzen gestohlen!“ Aber das Weib sagte: „Das thu' ich nicht; seit so vielen Jahren zog ich den Wassereimer mit meinen Haarflechten herauf und nun hat mir das gute Kind ein Seil gegeben.“ Als das Mädchen zum Weibe kam, welches den Hof kehrte, rief die Alte wieder: „Schlag' sie zu Boden, sie hat mir die drei Pomeranzen gestohlen!“ Allein das Weib sagte: „Das thu' ich nicht; seit so viel Jahren kehrte ich den Hof mit meinem Kleide und nun hat mir das gute Kind einen Besen gegeben.“ Das Mädchen war schon bei den Hunden, da schrie die Alte zornig: „Packt sie, Hunde, zerreisset sie, sie hat mir die drei Pomeranzen gestohlen!“ Allein die Hunde bellten nicht einmal, sondern sagten: „Das thun wir nicht; seit so viel Jahren haben wir Hunger gelitten und nun hat uns das gute Kind Brot gegeben.“ Schon war das Mädchen am Thore, da schrie die Alte noch stärker: „Schliess' dich, Thor, zerquetsche sie, sie hat mir die drei Pomeranzen gestohlen!“ Aber das Thor rührte sich nicht, sondern sagte: „Das thu' ich nicht; seit so viel Jahren war ich rostig und nun hat mich das gute Kind mit Oel bestrichen.“ Eben trat das Mädchen auf die Brücke, da schrie die Alte noch einmal im höchsten Grimme: „Falle, Brücke, wirf sie hinab, sie hat mir die drei Pomeranzen gestohlen!“ Die Brücke aber schwankte nicht einmal, sondern sagte: „Das thu' ich nicht; seit so viel Jahren war ich zerbrochen und nun hat mich das gute Kind wieder gemacht!“

Nun konnte die Alte nicht mehr weiter und das Mädchen war gerettet. Es dankte Gott und sezte freudig seinen Weg fort, bis es wieder zu den Feen kam. Diese waren nicht wenig erstaunt, das Mädchen wieder zu sehen, noch erfreuter waren sie, als es ihnen die drei Pomeranzen überreichte. Nachdem es ihnen alles erzählt hatte, lobten sie es und fragten, was für eine Belohnung es wolle. Das Mädchen verlangte nichts anderes als zu seiner Mutter zurückkehren zu

dürfen. Die Feen gestatteten es ihm und überhäuften es überdies mit den reichsten und kostbarsten Geschenken.

Welch grosse Freude die Mutter hatte, ihre Tochter wieder zu sehen, kann ich nicht beschreiben und will nur noch sagen, dass Mutter und Tochter fürderhin glücklich zusammen lebten und all die frühere Armut und Noth für immer ein Ende hatte. —

19. Die Liebe der drei Pomeranzen.

(L'amor dei tre aranci.)

(Vgl. Zingerle, Märchen I. Nr. 11; Liebrecht, II. S. 238 u. ff.)

Ein König und eine Königin hatten einen einzigen Sohn. Er hatte bereits das Jünglingsalter erreicht und war ebenso von schöner einnehmender Gestalt wie von der edelsten Güte des Herzens. Die Königin warf wol schon ihr Auge auf diese oder jene Prinzessin und sprach vom Heiraten, allein der König sagte immer: „Lass deine Gedanken; unser Sohn wird schon heiraten, sobald er vollends Mann geworden ist. Er wird die rechte Braut schon selbst finden.“

Einmal spielte der Prinz vor dem Schlosse Ball und der Zufall wollte, dass der Ball auf das Fenster eines Häuschens flog, worin eine Hexe wohnte, und ihr einen Milchtopf zerbrach. Obwol der Prinz sich bei derselben artig entschuldigte, war sie doch ungehalten und rief ihm zu: „Wolan, stolzer Prinz, du sollst keinen Frieden mehr haben, bevor du nicht die Liebe der drei Pomeranzen gefunden hast.“

Nach dieser Zeit war der Prinz immer traurig und hatte wirklich keine ruhige Stunde mehr, denn die Worte der Alten lagen ihm stets im Sinne und verdarben ihm jede Unterhaltung und sogar den Schlaf. Endlich bat er seine Aeltern um die Erlaubniss, in die Welt gehen zu dürfen, um die Liebe der drei Pomeranzen zu suchen. Sie bemühten sich lange ihn zurückzuhalten; als sie aber sahen, dass der Prinz immer trauriger wurde, liessen sie ihn ziehen.

Noch war er nicht weit vom Schlosse, da begegnete er einem alten Weiblein. Sie sah ihn scharf an und sagte: „Edler Jüngling, in Euern trüben Augen und auf Euern blassen Wangen les' ich, dass Ihr einen schweren Kummer auf dem Herzen habt.“ Der Prinz liess sie nicht lange fragen, sondern erzählte ihr sogleich alles; am Ende fragte er sie, wo er denn die Liebe der drei Pomeranzen finden könne. „Da braucht Ihr nicht weit zu gehen,“ erwiederte die Alte; „seht Ihr dort jenes Schloss? Darin ist ein Zimmer und in dem Zimmer steht

ein Kasten und in einer Schublade dieses Kastens liegen die drei Pomeranzen. Um aber hinein zu kommen, benöthigt Ihr einige Dinge, die ich Euch wol geben kann, wenn Ihr wollt.“ Und sie gab ihm Fleisch, Brot, einen Besen und ein Fläschchen mit Oel und wünschte ihm freundlich viel Glück; er aber dankte ihr und ging weiter.

Bald kam er zum Schlosse, da stürzte ein Rudel hungriger Hunde zähnefletschend und mit wüthendem Geheule auf ihn los, aber er beschwichtigte sie, indem er ihnen das Brot vorwarf. Noch war er keine zwanzig Schritte weiter gegangen, als eben so viele grosse hungrige Katzen mit feuersprühenden Augen auf ihn lossprangen, aber er beschwichtigte auch diese, indem er ihnen das Fleisch zuwarf. Nun war er an der Stiege, die war aber so voll Staub und Unrath, dass er mit dem Besen Stufe um Stufe abkehren musste, um hinaufzukommen. Oben gelangte er zu einer Thüre und suchte vergebens sie zu öffnen; denn sie war ganz eingerostet. Da nahm er das Fläschchen und bestrich die Angeln und das Schloss mit Oel, worauf er sie leicht öffnen konnte. Nun war er in einem grossen Zimmer und an der Wand stund ein Kasten, da zog er die Schublade heraus und fand die drei Pomeranzen. Er hatte grosse Freude, aber vom Wege war er durstig geworden und wollte sich erquicken. Er brach daher die erste Pomeranze auf und zu seinem freudigen Schrecken erstand daraus vor seinen Augen eine so schöne Jungfrau, wie sie selten ein Auge sehen kann.

„Mein Lieb, mein Lieb
Mir zu trinken gib!“

flehte sie und er erwiederte:

„Mein Lieb mein Lieb
Wasser hab' ich nicht!“

Darauf seufzte sie:

„Mein Lieb mein Lieb
Mein Herze bricht!“

Und sie starb vor seinen Augen wie eine schöne Blume, welche vom Hauche der Flamme berührt verwelkt.

Da wurde er traurig, tröstete sich aber damit, dass ihm noch zwei Pomeranzen geblieben waren. Er erinnerte sich, dass unten im Hofe unter einem Baume ein Brunnen floss und dachte: „Wenn aus der zweiten Pomeranze wieder eine Jungfrau ersteht und diese wieder zu trinken verlangt, so trag' ich sie schnell zum Brunnen hinab.“

Er brach nun die zweite Pomeranze auf und daraus erstand wieder eine Jungfrau noch schöner als die erste.

„Mein Lieb mein Lieb
Mir zu trinken gib!“

bat sie. Da fasste er sie in die Arme und eilte die Stiege hinab; doch als er zum Brunnen kam, war sie in seinen Armen schon todt und blieb todt, so viel er sie auch mit Wasser benetzte.

Da brachen Thränen des Schmerzes aus seinen Augen, allein der Gedanke, es sei ihm noch eine Pomeranze geblieben, liess ihn nicht lange weinen. Er ging und trug die dritte Pomeranze zum Brunnen herab; dann brach er sie auf und hervor kam wieder eine Jungfrau noch viel schöner und herrlicher als die beiden ersten.

„Mein Lieb mein Lieb
Mir zu trinken gib!“

flehte sie und er gab ihr schnell das frische Wasser. Da war die Jungfrau gerettet und sie setzten sich nun am Brunnen nieder und koseten. Er erzählte ihr, wer er sei und dass er sie noch heute als seine Braut in das königliche Schloss heimführen wolle. „Aber“, fügte er bei, „ich will mit Wagen und Pferden und Dienerschaft kommen; steig einstweilen auf diesen Baum und warte, bis ich komme.“ Sie stieg auf den Baum und er eilte fort, um Wagen und Pferde zu holen.

Nahe beim Schlosse wohnte eine alte Hexe, die hatte eine hässliche Tochter, welche immer zum Schlossbrunnen ging um Wasser zu schöpfen. Der Prinz war noch nicht lange fort, da kam sie wieder, blieb am Brunnen stehen und blickte in das spiegelhelle Wasser. Darin sah sie das Antlitz der schönen Jungfrau, welche auf dem Baume war und meinte anfangs ihr eigenes Gesicht zu sehen. „Ei, wie schön bin ich doch heute!“ sagte sie mit selbstgefälligem Lächeln. Da aber grinste ihr auch das eigene hässliche Gesicht aus dem Wasser entgegen und mit Schrecken ward sie ihres Irrthums gewahr. Sie blickte auf den Baum und als sie die schöne Jungfrau sah, lief sie eilig weg um ihre Mutter zu holen. Diese kam und mit grosser Freundlichkeit luden sie die Jungfrau ein herabzusteigen. Sie stieg herab und liess sich sogar bewegen in das Häuschen der Hexe zu kommen. Die beiden Hexen ahnten gleich, dass die Jungfrau die Braut des reichen Königssohnes sei und es gelang ihnen durch Schmeicheleien aller Art die Jungfrau dahin zu bringen, dass sie arglos ihnen alles erzählte. Beide zeigten die grösste Freude und endlich

lud die alte Hexe die Jungfrau ein sich von ihr kämmen zu lassen. Lange widerstrebte dieselbe, doch endlich fügte sie sich in den Wunsch der freundlichen Alten. Kaum aber hatte die Hexe ihr Haupt berührt, als sie ihr eine Nadel in den Kopf stiess, so dass die Jungfrau in eine Taube verwandelt wurde und zornig girrend sogleich von dannen flog. Nun hiess die Alte ihre Tochter zum Brunnen gehen und auf den Baum steigen, um den Königssohn zu erwarten.

Bald kam der Prinz mit schönen Wagen und Pferden, liess sie anhalten und eilte zum Baume am Brunnen, um seine Braut abzuholen. Aber wie erschrack er! „O wie hässlich bist du geworden!" rief er unmuthsvoll. „Die Sonne hat mich so verbrannt", antwortete die junge Hexe. Fast hätte er sie auf dem Baume sitzen gelassen, aber als Mann wollte er sein Wort nicht brechen und fuhr sehr verstimmt mit ihr nach Hause. Auch seine Aeltern staunten, als sie statt der geschilderten Schönheit so viel Hässlichkeit erblickten. „Sie wird aber gut und edel sein", sagten sie und setzten den Tag für die Hochzeit fest.

Dieser Tag kam und mit ihm kamen viele Fürsten und edle Herren als Gäste. Während sie beim Mahle sassen, steckte der Koch in der Küche ein grosses Stück Braten an den Spiess und machte ein gutes Feuer dazu. Da pickte eine Taube an's Fenster und rief:

„Koch lieber Koch ach mein,
Schlaf doch beim Feuer ein,
Verbrennen soll der Braten am Spiesse,
Dass nicht der Hexe Tochter davon geniesse!"

Und der Koch sass am Herde und schlief. Den Gästen aber ward innen allmälig die Zeit lang, weil nichts mehr auf den Tisch kam und sie gingen heraus, um nachzusehen. Sie weckten den Koch und dieser erzählte, was vorgefallen war; der Braten aber war inzwischen richtig so verbrannt, dass der Geruch davon durch das ganze Schloss drang. Sie liessen die Taube herein, die setzte sich freudig girrend dem Prinzen auf die Schulter und dieser trug sie auf den Händen in den Speisesaal, wo sich alle wieder zu Tische setzten. Die Taube aber sah mit den klugen Aeugelein den Prinzen so sanft an, als wollte sie reden, während die Tochter der Hexe zornig war und dem Prinzen ein über das andere Mal zurief: „Ei, lass doch das garstige Thier und jag' es fort!" Der Prinz that ihr jedoch den Gefallen nicht und streichelte die Taube unter vielen Liebkosungen. Wie er ihr aber mit der Hand über das Köpfchen fuhr, fühlte er etwas hartes

und sah, dass es der Kopf einer Nadel sei. „Ach, du armes Thierchen!“ sagte er mitleidig und zog behutsam die Nadel wieder heraus. In demselben Augenblicke lag die schöne Pomeranzenjungfrau in seinen Armen, er erkannte sie sogleich und sprang vor Freude auf, während die hässliche Tochter der Hexe entfloh.

Aber die Flucht half ihr nichts; denn schon am nächsten Tage loderte ein grosser Scheiterhaufe vor dem Schlosse auf dem Platze und ward darauf unter dem Jubel des Volkes die böse Hexe mit ihrer Tochter zu Asche gebrannt. Am dritten Tage feierten der Prinz und die schöne Jungfrau ihre Hochzeit; sie waren glücklich und hatten sich innig lieb durch ihr ganzes langes Leben. —

---

20. Der Prinz mit den goldenen Haaren.

(Quel dalla coda d'oro.)

(Vgl. Zingerle, Märchen I. Nr. 32.)

Ein König verlor sein Reich. Sein Sohn musste fliehen und irrte lange Zeit allein in Thälern und Wäldern herum, bis er eines Tages zu einem schönen Häuschen kam. Darin wohnte ein Herr, dieser nahm den flüchtigen Prinzen als Diener auf. Er musste die kleinen Dienste des Hauses versehen und sich besonders die Fütterung der Hausthiere angelegen sein lassen. Diese waren aber nur eine Stute und ein Bär; die Stute musste — so befahl es der Herr — mit Fleisch, der Bär dagegen mit Heu gefüttert werden.

So dauerte es einige Zeit, als der Herr einmal verreisen musste. Vor der Abreise übergab er dem jungen Diener die Schlüssel zu allen Gemächern des Hauses und sagte: „Ueberall darfst du eintreten, nur die Thüre, zu welcher dieser rostige Schlüssel gehört, darfst du nie aufsperren, sonst wehe dir!“ Der Jüngling nahm die Schlüssel und der Herr reiste ab.

Eine Zeit lang widerstand der Prinz der Versuchung, die verbotene Thüre zu öffnen; endlich aber vermochte er den Drang seiner Neugierde nicht mehr zu überwinden und sperrte die Thüre auf. Er sah aber nichts, als einen kleinen See. „Gerade recht“, dachte er sich, „es ist heute ein so heisser Tag, ich will mich baden.“ Gesagt, gethan. Als er sich wieder angekleidet hatte, ging er in den Stall hinab zur Stute, welche auf einmal zu reden anfing und sagte: „Ei, du bist im verbotenen Gemache gewesen, du hast goldene Haare!“ Ueberrascht blickte der Prinz in einen Spiegel und erkannte, dass die

Stute wahr gesprochen habe, denn seine Haare glänzten wie lauteres Gold in der Sonne. Als die Stute sah, dass er erschrocken sei, hub sie wieder an und sprach: „Wir wollen beide fliehen, aber wir dürfen keine Zeit verlieren. Geh hinauf in dieses und dieses Zimmer, da wirst du einen Kamm, eine Scheere und einen Spiegel finden. Nimm sie, komm aber schnell wieder zurück und steig auf mich, damit wir fliehen.“ Der Prinz holte schnell die benannten drei Dinge, stieg auf die Stute und floh.

Noch waren sie nicht gar weit, da hörten sie den Herrn hinter sich, der sie wüthend verfolgte. Als er ganz nahe gekommen war, sagte die Stute: „Wirf den Kamm hinter dich!“ Der Prinz that es und es entstand ein hoher breiter Zaun, welcher dem Verfolger lange zu schaffen machte. Aber nach einiger Zeit merkten die Fliehenden, dass er wieder hinter ihnen sei. Da sprach die Stute: „Wirf die Scheere hinter dich!“ Der Prinz warf die Scheere auf den Boden und es entstand ein dichter undurchdringlicher Wald voll Dorngebüsche, so dass man glauben mochte, der Verfolger werde denselben nicht durchdringen können. Aber nach einer Weile war er den Fliehenden wieder auf den Fersen. Da sprach die Stute: „Wirf den Spiegel hinter dich!“ Der Spiegel fiel auf den Boden und es entstand ein grosser breiter See. Da sagte die Stute: Jetzt sind wir sicher und können unsern Weg gemächlich fortsetzen.“

Bald kamen sie zu einer grossen Stadt. Der Prinz verhüllte seine Haare durch eine grosse Mütze, denn er wollte kein Aufsehen erregen. Er ritt auf die königliche Burg zu und stellte dort die Bitte, man möchte ihn als Diener aufnehmen. Nun waren die Dienerstellen alle besetzt, nur einen Gärtnerjungen konnte man noch brauchen. Der Prinz war es zufrieden, doch stellte er die Bedingung die Stute behalten und in den königlichen Stall stellen zu dürfen, was ihm gern gewährt wurde.

Der neue Gärtnerjunge hatte nun ein angenehmes Leben. Er begoss und pflegte die Blumen, aber das ihm übertragene Hauptgeschäft war, dass er täglich für die drei Töchter des Königs Blumensträusse binden musste. Einmal kamen sie selbst in den Garten und da gefiel ihm die jüngste am besten. Seit dieser Zeit war auch der Strauss für dieselbe immer ein wenig schöner, so dass es diese leicht bemerken konnte und mit Wolgefallen auf den hübschen Gärtnerjungen sah. Nur wusste sie sich nicht zu erklären, warum er sein Haar so sorgfältig verberge, er aber sagte ihr, er leide an einem bösen

Ausschlage am Kopfe. Einmal aber arbeitete er im Garten, während die jüngste Prinzessin auf dem Balkone war und als er sich bückte und die Mütze sich ein wenig lüftete, da sah sie seine goldenen Haare. Sie kam sogleich zu ihm herab und hörte nicht auf zu bitten, bevor er nicht die Mütze abnahm, aber er that es nur gegen das Versprechen, dass sie strenges Stillschweigen beobachten wolle. Seit diesem Tage wurde ihr Wolwollen für den goldhaarigen Gärtnerjungen, den sonst alle für einen armen Aussätzigen ansahen, noch grösser und bei ihrem unschuldsvollen Herzen wollte sie nur sich selbst nicht gestehen, dass sie ihn ernstlich liebe.

So verging wieder einige Zeit; da beschloss der König seine Töchter zu vermählen. Er schrieb daher ein grosses Turnier aus und liess verkünden, wer da siege, dem werde er seine älteste Tochter vermählen. Es fanden sich auch sehr viele Ritter und Prinzen ein.

Am Morgen des zum Turnier bestimmten Tages ging der Gärtnerjunge zur Stute und diese sagte ihm, er solle sich weiss kleiden und dann auf ihr zum Turnier reiten. Als nun die Ritter alle zum Turnier versammelt waren, da theilte sich die Volksmenge und heran sprengte hoch zu Ross ein weissgekleideter Jüngling mit so schönen lichtgoldfarbigen Haaren, dass man solche Pracht nie gesehen hatte. Er überwand alle Gegner, die sich ihm entgegenstellten; als das Turnier zu Ende war, verschwand er auf seinem Pferde wie der Blitz, ohne dass man ihn gekannt hätte oder wusste, wohin er gekommen sei.

Der König befahl das Turnier am folgenden Tage zu erneuern und stellte überall Wachen aus mit dem Auftrage den Jüngling mit den goldenen Haaren nicht entkommen zu lassen und ihn an den königlichen Hof zu führen. Der Jüngling erschien diesmal in blauem Gewande und siegte wieder über alle Gegner, wie am vorigen Tage. Aber er entkam den Wachen trotz aller Aufmerksamkeit und Niemand konnte sagen, wohin er geritten sei. Das wurmte den König und er befahl am dritten Tage noch einmal ein grosses Turnier zu halten; auch liess er überall doppelte Wachen ausstellen. Diesmal erschien der Jüngling in purpurnem Gewande; vergebens nahmen es die stärksten und besterprobten Ritter mit ihm auf, er hob sie alle aus dem Sattel. Als ihn nach dem Turnier die Wachen aufhalten wollten, setzte das Pferd in gewaltigen Sprüngen über sie hinweg und er verschwand abermals spurlos aus ihren Augen.

Nun versuchte der König ein anderes Mittel. Er befahl, dass am folgenden Tage alle Ritter, Mann an Mann, unter dem Balkone

seiner Burg vorbeiziehen sollten. Seinen Töchtern aber gab er goldene Kugeln; jener Ritter, welchem eine seiner Töchter ihre Kugel zuwürfe, solle deren Gemal und sein Eidam sein, das gelobte er mit seinem königlichen Worte.

Die Ritter zogen in langer Reihe am Balkone vorbei, aber der goldhaarige Jüngling war nicht darunter und keine der Prinzessinnen warf ihre Kugel.

Am nächsten Tage erneuerte sich dieses Schauspiel. Die Ritter zogen abermals in langer Reihe vorüber; da warfen die beiden ältern Prinzessinnen ihre Kugeln denen zu, welche ihnen am besten gefielen — und das waren gar stattliche Herren und wol würdig, des Königs Eidame zu werden. Nur die jüngste behielt ihre Kugel, denn der Jüngling mit den goldenen Haaren war nicht im Zuge.

Am dritten Tage mussten auf Befehl des Königs nochmals alle Ritter, dann auch alle Bürger und Männer der Stadt bis zum lezten und ärmsten herab am Schlosse vorüberziehen. Dies geschah, und es schien, als sollte der lange Zug gar nicht mehr enden. Einer der lezten kam auch der aussätzige Gärtnerjunge mit seiner grossen Mütze auf dem Kopfe und ihm warf die jüngste Prinzessin ihre goldene Kugel zu. Dieser Vorfall erregte ungeheures Aufsehen. Der König war ausser sich vor Zorn über die Wahl seiner jüngsten Tochter, aber er musste sein königliches Wort halten.

Beim Hochzeitmale sass der Gärtnerjunge, das Haupt noch immer sorgfältig mit der Mütze bedeckt, mit der Prinzessin zu unterst an der Tafel und Niemand achtete auf sie. Aber sie waren desto ungestörter in ihren traulichen Gesprächen und ihr Gesicht stralte vor lichter Freude. Auch in der darauf folgenden Zeit wurden beide vom ganzen Hofe vernachlässigt, ja geradezu verachtet; allein das machte ihnen geringen Kummer.

Nach einiger Zeit erkrankte der König. Die Aerzte versuchten Alles, aber endlich erklärten sie verzweifelnd, nur durch Drachenblut könne der Kranke noch gerettet werden. Nun hauste wol ein Drache in einer tiefen Schlucht; aber man musste, um den gefährlichen Kampf zu bestehen, durch einen noch gefährlicheren Wald gehen, in den schon viele hinein, aber nie Einer wieder heraus gekommen. Da ward es für die drei königlichen Schwiegersöhne eine Ehrensache, das Drachenblut zu holen und sie zogen dazu aus. Die beiden ältern Prinzessinnen waren sehr traurig und weinten beim Abschiede; nur die jüngste war, wie immer, frohen Muthes.

Als sie an den Rand des gefährlichen Waldes gekommen waren, wandelte die beiden ersten eine grosse Furcht an und der helle Angstschweiss stand auf ihrer Stirne. Der arme Aussätzige aber — er trug noch immer die grosse Mütze — sagte: „Wenn ihr nicht mit wollt, so will ich's allein versuchen.“ Damit waren sie zufrieden und versprachen hier bleiben und seine Rückkunft abwarten zu wollen.

Der Prinz ritt nun auf seiner Stute durch den Wald und kam durch alle Gefahren glücklich hindurch. Bald fand er den Drachen, erlegte ihn, füllte von seinem Blute eine Flasche und kehrte eben so glücklich wieder zurück. Als die beiden andern ihn kommen sahen, bezeigten sie zwar grosse Freude, aber im Innern wurmte es sie sehr, dass der aussätzige Gärtnerjunge ihnen nun den Rang ablaufen sollte. Daher sprachen sie: „Was müssen wir dir geben, wenn du uns das Drachenblut gibst?“ Er erwiederte: „Das werde ich thun, wenn ihr mir die goldenen Kugeln gebt, welche die Prinzessinnen euch zugeworfen haben.“ Sie gaben ihm die Kugeln und er gab ihnen das Drachenblut.

Das war troz aller Trauer doch ein grosser Jubel, als die Schwiegersöhne des Königs mit dem Drachenblute kamen; ganz verachtet zog auch der Gärtnerjunge hinter ihnen her. Der König war nun in kürzester Zeit wieder heil und gesund und veranstaltete zur Feier seiner Genesung ein grosses Festmal. Bei diesem sassen Prinz Goldhaar und die Prinzessin wieder wie gewöhnlich am untersten Ende der Tafel und schwiegen, während die beiden andern Eidame des Königs gar schreckliche Wunderdinge davon erzählten, wie sie den Drachen gefunden und erlegt hätten. Endlich liessen sie sich vom Weine erhizt sogar verleiten, den verachteten Gärtnerjungen offen zu verhöhnen. Da stand dieser auf und fragte: „Wo habt ihr eure goldenen Kugeln, welche ihr von euern Frauen erhalten habt?“ Sie zogen nun die goldenen Kugeln hervor, welche sie sich inzwischen hatten machen lassen und legten sie dem Könige vor. Prinz Goldhaar aber rief mit zürnendem Ernste: „Ihr Feiglinge, erst gebrach es euch an Muth mit dem Drachen zu kämpfen und jezt wagt ihr es mich noch verhöhnen zu wollen? Eure Kugeln sind unächt, die ächten habt ihr mir gegeben, als ich euch das Drachenblut brachte — hier sind sie!“ Der König prüfte die Kugeln und fand zu seinem Erstaunen, dass der Gärtnerjunge wahr gesprochen habe. Dieser nahm nun auch die Mütze vom Kopfe und mit grösstem Erstaunen sahen alle Anwesenden sein lichtgoldfarbiges Haar und erkannten den Jüngling,

welcher in den drei Turnieren alle Gegner besiegt hatte. Die zwei andern hätten vor Scham in die Erde sinken mögen und während der König den Prinzen Goldhaar umarmte, schlichen sie verwirrt aus dem Saale.

Darauf ging Prinz Goldhaar auch in den Stall, um der wackern Stute zu danken. Da sprach sie: „Jezt ist auch meine Zeit aus, hau mir den Kopf ab!“ Zögernd gehorchte der Prinz und sieh! vor ihm stand eine wunderschöne Prinzessin, welche lange verzaubert gewesen und nun befreit war. Nach mehrtägigen Festen, die ihr zu Ehren bei Hofe gegeben wurden, kehrte sie fröhlich zu ihrem Vater zurück, welcher der mächtige König eines fern gelegenen Reiches war.

Prinz Goldhaar aber blieb fortan der Liebling und Vertraute des alten Königs und erbte nach dessen Tode Reich und Krone. Damit ist meine Geschichte aus; jezt erzählt die eurige. —

21. Der goldhaarige Prinz.

(Il principe dai capegli d'oro.)

In alten Zeiten lebte einmal in einer Hauptstadt ein so schöner und guter Prinz, dass seine Aeltern sich an ihm nie satt sehen konnten und liebevoll auf Alles Acht gaben, was er that. Nun muss man auch wissen, dass dieser Prinz goldenen Bart und goldene Haare hatte. Alle entzückten sich beim Anblicke derselben, denn Niemand hatte noch etwas Aehnliches gesehen.

Der Prinz wurde immer grösser und stärker und seine Aeltern beschlossen ihm eine Frau zu geben. „Suche dir nur eine aus, welche dir gefällt“, sagten sie; „was du immer für eine wählen magst, dessen sei versichert, dass wir sie freudig und mit offenen Armen aufnehmen wollen.“ „Das will ich schon“, erwiederte der Prinz; „aber wenn ich nicht eine finde, die mir gleicht, so nehm' ich keine und wär' es auch die reichste und schönste von der Welt!“ Darauf liessen seine Aeltern sein Bild malen und dasselbe vervielfacht an den Strassenecken aufhängen mit dem Bedeuten, jede Jungfrau, welche dem Prinzen gleiche, solle am königlichen Hofe erscheinen. Dasselbe geschah auch in den entlegensten Städten des Reiches.

In einer dieser Städte lebte ein Kaufmann, dieser hatte drei Töchter, von denen die jüngste das Bild des Prinzen sah und sagte: „Ich gleiche dem Prinzen ganz!“ Und je mehr sie das Bild ansah, desto mehr verliebte sie sich in den unbekannten Königssohn. Sie

sann nun Tag und Nacht, was sie thun sollte; denn sie scheute sich es ihrem Vater zu sagen, noch weniger konnte sie es über sich bringen an den königlichen Hof zu gehen. Da erinnerte sie sich, dass sie eine Freundin habe, die war eine grosse Zauberin und ihr vertraute sie ihr Geheimniss an. Diese belehrte sie, wie sie es anzufangen habe, um ihr Ziel zu erreichen. „Um mit dem Prinzen sprechen zu können", sagte sie, „musst du drei Haare von seinem Kopfe und seinem Barte haben; diese lege mit warmer Asche in einen Topf, lass es ein wenig sieden und dann verwandelt sich der Prinz in eine Taube. Sodann öffne das Fenster und stell' in die Mitte des Zimmers ein Wasserbecken und du wirst sehen, dass der Prinz in stürmischer Eile daherkommt." „Ich danke dir, Freundin", sagte die Kaufmannstochter; „du wirst sehen, dass ich deine Rathschläge bestens befolgen werde." „Thu nur, wie ich dir gesagt habe", erwiederte die Hexe, „und du wirst dein Glück finden."

Nach einigen Tagen sagte der Kaufmann zu seinen Töchtern: „Was soll ich euch bringen, meine Kinder, denn ich muss in die Hauptstadt reisen meiner Geschäfte halber und komme in vierzehn Tagen wieder zurück." „Ein schönes Kleid!" rief die älteste. „Und mir eine goldene Kette!" sagte die zweite. „Und was willst du?" sagte der Kaufmann zur dritten, welche die schönste war und schwieg. „Lieber Vater", erwiederte sie, „ich möchte nur drei Kopf- und Barthaare von unserem Königssohne und dann wär' ich zufrieden." „Schon recht", erwiederte der Kaufmann, „jeder Narr hat seine eigene Art, aber du kannst darauf rechnen, dass ich es dir bringe.

Er verreiste und nachdem er in der Stadt seine Geschäfte besorgt hatte, kaufte er für seine älteste Tochter ein schönes Kleid und für die zweite eine schmucke goldene Halskette. „Aber wie soll ich es nur anfangen, einige Kopf- und Barthaare des Prinzen zu bekommen?" fragte er einen Freund. „Da gibt es kein anderes Mittel", sagte dieser, „als dass du zum Barbier des Prinzen gehest und mit ihm redest." Der Kaufmann that es. Der Barbier zeigte sich zwar bereit; „aber", meinte er, „es wird mir schwer, recht schwer werden; denn so oft ich beim Prinzen bin, stehen die Wachen rings umher und lassen mich keinen Augenblick aus den Augen." Da aber der Kaufmann nicht aufhörte zu bitten, versprach er das Mögliche thun zu wollen. Am folgenden Tage hatte der Barbier beim Prinzen zu thun; aber nur mit der grössten Mühe gelang es ihm einige Barthaare mit dem Messer heimlich unter seinen Arm zu streichen und sie dem Kaufmanne

bringen zu können. Dieser hatte grosse Freude und gab dem Barbier ein kostbares Geschenk.

Als der Kaufmann nach Hause kam, brachte er jeder seiner Töchter, was sie gewünscht hatten; die jüngste aber war viel zufriedener als die beiden ältern. Kaum war sie ungestört allein in ihrem Zimmer, so kleidete sie sich, wie eine Königin, stellte ein Wasserbecken hin, öffnete das Fenster und that, was ihr jene Freundin gerathen hatte. Sogleich flog in stürmischer Eile eine Taube durch das Fenster herein, tauchte sich in das Wasserbecken und verwandelte sich in einen wunderschönen Jüngling, der kein anderer war, als der Prinz mit den goldenen Haaren. Das Mädchen aber wurde vor Scham ganz roth. „Und was willst du von mir?“ fragte der Prinz; „warum hast du mich in solcher Eile herbei gerufen?“ Da fasste sie sich ein Herz und sagte: „Grossmächtiger Prinz, ich habe Euer Bild gesehen und weil ich glaube Euch zu gleichen, habe ich Euch hergerufen, denn ich getraute mich nicht an Euren Hof zu kommen.“ Da sah der Prinz sie freundlich an und sagte: „Ja, es ist wahr, du gleichest mir und gefällst mir, dich will ich heiraten.“ Und sie redeten noch viel und thaten zärtlich mit einander und am Ende erlaubte ihr der Prinz, dass sie ihn am nächsten Sonntag wieder rufen dürfe.

Die älteste Schwester aber hatte den ganzen Vorgang und alle Reden vor der Thüre belauscht und auf das Glück der jüngsten Schwester neidisch sann sie nach, wie sie ihr dieses Glück rauben könne. Es gelang ihr die jüngste Schwester am Sonntage mit der zweiten fast den ganzen Tag vom Hause fern zu halten; dann kleidete sie sich schön wie eine Prinzessin, nahm die Barthaare des Prinzen und den Aschentopf aus dem Kasten ihrer Schwester und that damit, was sie ihre Schwester thun gesehen. Aber die Unglückliche vergass sowol das Fenster zu öffnen, als auch das Wasserbecken mitten in das Zimmer zu stellen. Mit einem Schlage in das Fenster flog nun die Taube blutend herein, suchte vergebens das Wasserbecken und flog eben so schnell zornig girrend wieder hinweg mit Zurücklassung vieler Blutspuren auf dem Boden. Das tödtlich erschrockene Mädchen las zwar die Scherben auf und wusch die Blutflecken weg, aber das Fenster war und blieb zerbrochen. Als nun die jüngste Schwester nach Hause kam, merkte sie gleich, was geschehen war und fing an bitterlich zu weinen. „Der Prinz ist tödtlich verwundet und gewiss ist kein Arzt, der ihm helfen kann!“ jammerte sie voll Angst. Am zweiten Tage darauf kleidete sie sich als Arzt und entfloh von Hause,

willens den Prinzen aufzusuchen um zu sehen, ob sie ihm etwa helfen könnte. Sie ging den ganzen Tag und ganz matt und müde befand sie sich abends in einem Walde so dunkel wie der Rachen des Wolfes. Verzweifelnd ging sie hin und her und weinte. „Mein Gott“, jammerte sie, „was soll ich thun? Gewiss werden die wilden Thiere mich noch zerreissen, doch es geschehe da, was Gottes Wille ist!“ Gerade war sie bei einem grossen Baume, da stieg sie, so weit sie konnte, in den Gipfel hinauf, um die Nacht hier zuzubringen.

Um zwölf Uhr Mitternacht hörte sie unter dem Baume reden und erblickte vier Hexen, welche um ein Feuer sassen und sich wärmten. Anfangs achtete sie wenig darauf; als sie aber hörte, dass die Hexen vom Prinzen mit den goldenen Haaren redeten, lauschte sie mit ängstlicher Spannung und liess sich kein Wort entgehen. „Der arme Prinz, er ist wirklich zum Tode krank“, sagte eine noch junge Hexe zu einer ältern; „wüsstet Ihr denn gar nicht, wie etwa noch zu helfen sein möchte?“ „O ja“, erwiederte die Befragte. „Es dürfte Jemand nur mit dem Blute der Schlange, die im Garten des Königs unter einem Steine ist, ein wenig Salbei sieden, den Kopf des Prinzen damit bestreichen und er wäre geheilt; denn eine solche Salbe hat die Kraft, dem Prinzen die Glasscherben aus dem Kopfe zu ziehen und keiner der Aerzte weiss darum.“ Das Mädchen wusste genug; „mein Gott, ich danke dir!“ sagte sie und als der Morgen tagte, stieg sie vom Baume herab und machte sich getrost wieder auf den Weg. Noch an demselben Tage abends kam sie in der Hauptstadt an. Sie erfuhr, dass der Königssohn in Todesgefahr schwebe und bereits von den Aerzten aufgegeben sei; jedoch stehe der königliche Palast noch jedem offen, der Hülfe zu bringen im Stande sei. Da ging sie augenblicklich hin, stellte sich dem Könige vor und versprach Hülfe. „Ich erlaub' Euch gerne, zum Prinzen zu kommen“, sagte der betrübte König, „aber mir scheint, Ihr seid für einen rechten Doktor doch gar zu jung. Nun, wir wollen sehen!“ Sie wurde hinein geführt und als sie den Prinzen so elend sah, wollte sie in Thränen ausbrechen, aber sie hielt sich zurück und ordnete für die Nacht nur einen fieberstillenden Trank an. Am Morgen früh liess sie die Schlange im Garten suchen und tödten und in ihrem Blute den Salbei sieden; damit bestrich sie den Kopf des Prinzen. Und nur wenige Tage vergingen; da waren die Glasscherben nach und nach alle herausgekommen und der Prinz konnte gesund sein Lager verlassen. Der König und die Königin konnten sich vor Freude gar nicht fassen und wussten nicht, wie sie

dem jungen Doktor danken sollten. „Schade“, sagte der König lächelnd, „dass Ihr nicht ein Mädchen seid; in diesem Falle hätten wir Euch unsern Sohn zum Gemal gegeben, denn Ihr seht ihm ganz ähnlich. Da Ihr aber nun einmal dies nicht seid, so verlanget zum Lohne, was Ihr immer wollt und wir werden es Euch geben.“ „Ich verlange nichts von Euch“, erwiederte sie, „als ein Pferd von Eurem Sohne, eine Locke von seinen Haaren zum Andenken und sein goldenes Waschbecken.“ Der König verwunderte sich zwar sehr über dieses Verlangen, aber er gab es ihr mit Freuden und sie ritt auf dem Pferde vergnügt nach Hause. Nach wenigen Tagen schloss sie sich allein in ihr Zimmer ein, kleidete sich prächtig, stellte das goldene Waschbecken hin, öffnete das Fenster und that nun mit den Haaren des Prinzen, was sie das erste Mal gethan hatte. Sogleich kam die Taube wieder mit einem Schwerte unter den Flügeln, tauchte sich in das Wasserbecken und vor ihr stand der Prinz mit zornigem Blicke und dem blanken Schwerte in der Hand. „Warum rufst du mich wieder“, sagte er, „nachdem du mich das vorige Mal fast zum Sterben krank gemacht hast? Siehst du hier das Schwert? Damit sollte ich dich durchbohren, für dieses Mal will ich dir noch verzeihen, aber heiraten will ich dich nun und nimmermehr!“ Da warf sie sich vor ihm auf die Knie und beschwor ihn sie anzuhören. Nun erzählte sie, wie Alles zugegangen war und wie sie ihn geheilt habe. „Das glaub' ich nicht!“ rief er. „Seht nur“, sagte sie, „hier ist Eure Haarlocke, dort steht Euer goldenes Waschbecken und unten im Stalle ist das Pferd, das Ihr mir geschenkt habt!“ Als der Prinz dies sah, war sein Zorn besänftigt, sie gaben sich wieder die Hände und wechselten die Ringe.

Vierzehn Tage später wurde die Hochzeit gefeiert und sie waren glücklich und zufrieden durch ihr ganzes Leben. Und ihr bestes Glück war, dass sie sich nicht nur äusserlich an Schönheit, sondern auch innerlich an Tugend gleich waren. —

---

22. Das Mädchen mit den goldenen Zöpfen.

(Quella dalle drezze d'oro.)

(Vgl. Liebrecht II. 37.)

Ein König hatte einen Maier in der Nähe seines Schlosses; dieser starb und hinterliess einen Sohn, Namens Tilio und eine Tochter. Diese war ein wunderschönes Mädchen, aber es lag auf ihr der Zauber-

bann, dass kein Sonnenstral auf sie fallen durfte, sonst würde sie durch eine geheime Zauberkraft augenblicklich in den Bauch eines grossen Wallfisches versezt worden sein. Drei wunderbare Eigenschaften zeichneten sie aus; sie hatte goldene Haare, dann durfte sie nur die Hände reiben und es fielen, so lange sie rieb, die schönsten Weizenkörner aus ihren Händen auf den Boden und endlich, wo sie nur den Fuss hinsetzen mochte, da erglänzten ihre Fussspuren vom reinsten Golde. Aber dem Könige war sie unbekannt geblieben, da sie ihr Zimmer nie verlassen hatte.

Mit der Zeit kam dem Könige — denn er war noch jung — die Lust zu heiraten und da Tilio bei ihm in Gnaden stand, zog er ihn in's Vertrauen und verlangte seinen Rath zu hören. Tilio schlug dem Könige viele Prinzessinnen und edle Fräulein vor, aber keine gefiel demselben. Endlich erzählte er, dass er eine wunderschöne Schwester habe und welche Eigenschaften sie besitze, verhehlte aber dabei nicht, welcher Zauber auf ihr laste. Da wollte der König sie sehen und befahl dem Tilio mit einer Hofkutsche nach Hause zu fahren und seine Schwester zu holen. Tilio fuhr hin mit einem ganz geschlossenen Wagen und nachdem er die Schwester bewogen hatte in den Wagen zu steigen und zum Könige zu kommen, kehrte er die Pferde selbst lenkend wieder zum königlichen Schlosse zurück. Aber auf dem Wege begegnete er zwei Frauen, einer alten und einer jungen, die waren beide hässliche Hexen und stellten sich, als könnten sie vor Müdigkeit und Ermattung nicht mehr weiter. „Herr“, flehten sie kläglich, „nehmt uns in Euern Wagen, sonst müssen wir hier am Wege verschmachten!“ Tilio wollte nichts davon hören, aber seine Schwester bat so, dass er endlich abstieg und beide in den Wagen nahm. Während er aber weiter fuhr, bohrte die alte Hexe unvermerkt ein Loch in den Wagen, ein Sonnenstral fiel auf das schöne Mädchen und schon in demselben Augenblicke war sie im Bauche eines Wallfisches im nahen Meere.

Der König wartete schon auf Tilio; war aber das eine Ueberraschung, als er den Wagen öffnete und statt seiner Schwester die zwei hässlichen Hexen ausstiegen! Diese hatten auch durch geheimen Zauber bewirkt, dass Tilio nicht reden durfte und der König blieb daher bei der Meinung, die jüngere der Hexen sei wirklich Tilio's Schwester. Er liess mit wenigen Worten die beiden Hexen in eine Wohnung im hintersten Theile des Schlosses führen; als er aber mit Tilio allein war, ergoss sich sein Zorn über die vermeintliche Täuschung

in vollem Strome. Der arme Tilio wollte reden und den König aufklären, aber er vermochte den auf ihm lastenden Zauber nicht zu brechen. Der König verwies ihn zwar des Hofes nicht ganz, aber er legte ihm zur Strafe auf künftig die Gänse zu hüten.

Schon am nächsten Morgen trieb Tilio die Gänse auf die Weide und sah es nicht ungern, dass sie immer weiter und weiter sich vom Schlosse entfernten, bis sie an das Ufer des Meeres kamen. Da ging Tilio ganz nahe an das Meer hin und rief: „Wallfisch, lieber Wallfisch, reiche mir heraus sieben Ellen Bänder, damit ich meine Schwester sehen kann!“ Nun kam sie heraus und tröstete den traurigen Bruder; zugleich rieb sie die Hände und die Gänse pickten die Weizenkörner gierig auf. Und Tag für Tag kam Tilio zum Meere und sah seine Schwester; die Gänse aber wurden schön und fett und so oft sie abends nach Hause getrieben wurden, schnatterten sie:

„Wir waren draussen am Meeresstrand
Und hielten ein Mal gar reichlich und fein;
Wir sahen Tilio's Schwesterlein,
Wie ist sie schön — so schön wie ein Stern,
Bald wird sie die Braut von unserm Herrn!“

Oefters hörte es auch der König und sagte zu sich: „Ei, was soll denn das Geschnatter dieser Thiere bedeuten?“ — denn er verstand wol die Worte, aber nicht den Sinn derselben.

Die beiden Hexen aber grämten sich und brüteten über einem Plane, wie sie den verhassten Tilio sicher verderben könnten. Sie wussten mit grosser Schlauheit dem Könige die Meinung beizubringen, Tilio sei ein Zauberer und er könne, wenn er wolle, in Einer Nacht die schönsten Blumen und Gewächse in den Garten zaubern. Da rief ihn der König zu sich und befahl ihm seinen Garten mit den schönsten Blumen und Gewächsen zu schmücken. Vergebens widerstrebte Tilio und wollte den König überreden, er sei kein Zauberer und vermöge das nicht auszuführen, was ihm der König ansinne, aber dieser sprach ernst: „Wenn du in drei Tagen nicht thust, was ich dir geboten habe, so ist dein Leben verwirkt!“

Traurig trieb Tilio am folgenden Tage die Gänse auf die Weide. Als er zum Meere kam und seine Schwester wieder sah, erzählte er ihr, was ihm der König geboten habe. Sie aber tröstete ihn und sagte: „Kehre heute abends den Garten fleissig aus und morgen wirst du sehen!“ Tilio that es und als der nächste Morgen kam, erfüllte der Geruch der herrlichsten Blumen die ganze Gegend um das Schloss;

das war eine Pracht, wie man sie nie geschaut hatte. Der hocherfreute König nahm nun Tilio wieder zu Gnaden auf und wollte, er solle bei ihm im Schlosse bleiben; aber dieser erbat sich die Gnade, wie bisher, Gänsehirt bleiben zu dürfen. Sonst hätte er ja seine liebe Schwester nicht mehr täglich sehen können.

Die beiden Hexen aber ruhten nicht und brachten dem Könige den Glauben bei, Tilio könne, wenn er wolle, auch alle Arten von Brücken und Brücklein in den Garten zaubern. Der König rief ihn und legte ihm unter derselben Drohung wie das erste Mal das Gebot auf, ihm seinen Willen zu thun. Tilio ging zu seiner Schwester und erzählte es ihr, diese aber sprach: „Kehre heute abends die Mauern des Schlosses rein vom Staube und von den Spinnegeweben und morgen wirst du sehen!“ Tilio that es und als der nächste Morgen anbrach, da standen im Garten überall an den geeigneten Stellen eine Menge zierlich geschwungener Brücken und Brücklein mit glänzenden goldenen Kugeln und gleissendem Zierrath, dass es eine wahre Freude war, sie anzusehen. Der König war überglücklich; Tilio jedoch nahm wieder keine andere Gnade an, als die, Gänsehirt bleiben zu dürfen.

Die beiden Hexen waren ausser sich vor Wuth. Mit verstellter Demut nahten sie sich abermals dem Könige und bedeuteten ihm, Tilio könne, wenn er wolle, auch Quellen und Bäche mit allen Arten von Fischen in den Garten zaubern. Der König liess ihn kommen und befahl ihm durch seinen nun mit den schönsten Blumen und Brücken gezierten Garten auch Quellen und Bäche mit allen Gattungen von Fischen fliessen zu machen. Tilio sagte nicht ja und nicht nein, sondern trieb seine Gänse abermals zum Meere hinaus und besprach sich mit seiner Schwester. Diese sagte: „Geh hin und kehr' abermals den Garten und morgen wird der Wunsch des Königs erfüllt sein. Wenn aber die Fische kommen, so gib wol Acht; der lezte wird ein grosser Wallfisch sein, aus diesem werde ich heraus springen und du musst mich mit den Armen auffangen. Dann bin ich erlöst.“ Tilio that, wie ihm seine Schwester geboten hatte; der König aber lud auf den folgenden Morgen eine Menge von Herrn und Rittern ein.

Als der Tag anbrach, flossen durch den Garten eine Menge von Quellen und tiefen Bächen mit frischem spiegelhellem Wasser und als der König mit seinen Gästen in den Garten gekommen war, begann auch der Zug der Fische. Zuerst kamen die kleinen, die glänzten in allen Farben, sodann kamen die grössern mit allerlei seltsamen Farben und Gestalten, endlich die Wallfische. Zulezt kam der grösste

von allen, der öffnete plötzlich seinen Rachen und heraus sprang eine Jungfrau von blendender Schönheit, die Schwester Tilio's, der schon bereit stand und sie mit seinen Armen auffing.

Nun war aller Zauber gelöst und Tilio erzählte dem Könige den ganzen Hergang der Sache. Da gab es eine lustige fröhliche Hochzeit, dergleichen nie eine noch im Lande gewesen war. Die beiden Hexen aber wurden vor dem Schlosse auf einem hohen Scheiterhaufen zu Asche verbrannt.

---

23. Die drei Schwestern.

(Le tre sorelle.)

(Vgl. Grimm I. Nr. 53.)

Ein Vater hatte drei Töchter, die wohnten in einem schönen Hause nahe am Palaste eines Königs. Einmal traf es sich, dass der Vater wichtiger Geschäfte halber verreisen musste. Der König hatte einen Sohn, der war ein junger schöner Prinz, welcher, nachdem der Vater verreist war, den drei Mädchen melden liess, er werde zu ihnen auf Besuch kommen. Bevor die Stunde schlug, zu welcher er kommen sollte, kleideten sich alle drei prächtig und die beiden ältern richteten es so ein, dass die jüngste sich in die Mitte setzen musste; denn auf diese Weise, dachten sie, muss der Prinz neben einer von uns sitzen. Als aber der Prinz kam, setzte er sich dennoch in die Mitte neben die jüngste, weil sie die schönste und liebenswürdigste war und sie redeten lange von allerlei Dingen. Am folgenden Tage versprach der Prinz wieder zu kommen und die beiden ältern Schwestern richteten es so ein, dass Marie — so hiess nämlich die jüngste — sich auf die Seite setzen musste; doch auch diesmal setzte sich der Prinz neben sie und that so bei jedem Besuche. Einmal versteckten die beiden ältern Marien alle ihre schönen Kleider und sie musste im einfachen Hauskleide vor dem Prinzen erscheinen; aber zum Aerger der Beiden sprach er gerade diesmal viel mehr und viel freundlicher mit Marien als sonst und es war unzweifelhaft, dass seine Besuche hauptsächlich nur ihr galten.

„Wie, soll die jüngste von uns noch einmal Königin werden und nicht ich oder du?“ sagten die beiden ältern Schwestern öfters eine zur andern und ergrimmt sannen sie auf böse Anschläge gegen Marien. Sie hatten eine alte Magd im Hause, welche eine Hexe war, diese riefen sie eines Abends zu sich und fragten sie: „Wen liebst du mehr,

uns beide oder unsere jüngste Schwester?" „O gewiss euch beide", antwortete die Magd. Da befahlen sie ihr, Marien am kommenden Morgen in den Wald zu führen, um Erdbeeren zu pflücken. „Führe sie recht weit hinein," sagten sie; „dann lass sie allein, damit sie den Rückweg nicht mehr finde. Wir wollen indessen einen Sarg machen und denselben in eine Grube versenken lassen; sobald der Vater kommt, werden wir ihm sagen, Marie sei gestorben und wenn er es nicht glaubt, so lassen wir die Grube wieder öffnen und zeigen ihm den Sarg."

Am folgenden Morgen ging Marie mit der Magd in den Wald um Erdbeeren zu pflücken. Sie kamen immer tiefer in denselben hinein und während Marie eifrig die schönen rothen Beeren pflückte, entfernte sich die Magd unbemerkt und ging nach Hause. Marie weinte und rief, aber vergebens. Den ganzen Tag irrte sie hin und her und statt einen Ausweg zu finden, gerieth sie nur immer tiefer hinein in den pfadlosen dunkeln Wald voll hoher Bäume, deren Aeste keinen Sonnenstral auf den feuchten moosigen Boden dringen liessen. Ganz müde und verzweifelnd setzte sie sich auf die weit auslaufende Wurzel einer hundertjährigen Tanne und ergab sich weinend in ihr bitteres Schicksal. Doch auf einmal sah sie einen ehrwürdigen Greis mit langem weissem Barte vor sich, welcher sie freundlich fragte, wie sie hieher gekommen sei. Sie erzählte ihm alles; da sagte er: „Mein Kind, deine Schwestern haben aus Neid diesen boshaften Anschlag gegen dich ausgesonnen und sie würden dich nur um so sicherer verderben, wenn du auch den Rückweg fändest. Bleibe bei mir, da sollst du ein stilles und einsames aber glückliches Leben führen!" Marie willigte freudig ein und der Greis führte sie in sein Häuschen, welches mitten im Walde stund. Da blieb sie nun bei ihm; der kluge Alte wusste ihr gar viel zu erzählen und behandelte sie liebevoll wie ein Vater und ehrerbietig, als wäre sie eine Königin. Marie blieb nur zeitweilig allein, so oft er nämlich wegging um Holz zu sammeln oder Lebensmittel zu holen; er verbot ihr aber, in seiner Abwesenheit irgend Jemanden die Thüre zu öffnen.

Die beiden Schwestern aber erfuhren dennoch, dass Maria noch lebe und wo sie sei. Voll Zorn befahlen sie der Magd, verkleidet mit einem Korb voll behexter Sachen zum Häuschen in den Wald zu gehen und dieselben Marien zum Kaufe anzubieten.

Als nun eines Tages der Alte fortgegangen und Maria allein zu Hause war, kam eine Frau mit einem Korbe und rief: „Kauft Ringe,

Nadeln, Zwirn, schöne und wolfeile Waare!" Marie wollte zwar anfangs nicht aufmachen; die Frau aber wusste ihr so lange zuzureden, dass sie endlich die Thüre öffnete, um sich die Sachen zu besehen. Am besten gefiel ihr ein Ring; als sie ihn aber an den Finger gesteckt hatte, fiel sie wie todt zu Boden und die Magd — denn diese war die Frau — machte sich aus dem Staube.

Als der Alte nach Hause kam und Marien wie todt daliegen sah, erschrack er sehr, ahnte aber bald, was da vorgefallen sein müsse. Er bemerkte sogleich, dass ein Finger an einer Hand geschwollen sei und zog den Ring ab. Marie erwachte wie aus einem tiefen Schlafe und erzählte dem Alten alles, was vorgefallen war. Er warnte sie wieder und verbot ihr von neuem, in seiner Abwesenheit Jemanden die Hausthüre zu öffnen.

Die beiden Schwestern aber erfuhren, dass Marie noch lebe und schickten die Magd wieder in den Wald. Eines Tages war der Alte eben ausgegangen und Maria allein zu Hause; da kam wieder eine Frau, die aber ganz anders aussah als die frühere und auch andere Sachen, nämlich nur Kleidungsstücke verkaufte. Marie liess sie lange pochen und rufen, endlich aber blickte sie doch heraus und als sie all die schönen Dinge sah, vergass sie das Verbot des Alten und öffnete die Thüre. Unter andern Dingen war da ein hübsches Schnürleibchen, das musste ihr anstehen wie angegossen und sie legte es sogleich an. Kaum hatte sie es am Leibe, als sie wieder wie todt zu Boden fiel; die böse Verkäuferin aber entfloh so schnell ihre Füsse sie trugen. Mit Schrecken sah der Alte, als er zurückkam, Marien wie todt auf dem Boden und untersuchte sie sogleich. Er zog ihr das Schnürleibchen aus und Marie erwachte abermals wie aus einem tiefen Schlafe. Noch eindringlicher als zuvor wiederholte der Alte seine Warnung und sein Verbot.

Indessen war auch der Vater nach Hause gekommen und vergoss bittere Thränen, als ihm die beiden Töchter sagten, seine liebe Marie sei gestorben. Es verging einige Zeit; da erfuhren sie, dass Maria doch noch lebe. Voll Zorn riefen sie die Magd und sagten: „Geh hin und verstelle dich, wie du nur kannst, damit sie dir die Thüre öffne. Dann sieh, dass sie sich von dir kämmen lasse und wenn du sie kämmst, stoss' ihr diese behexte Nadel tief in den Kopf, die wird der Alte gewiss nicht finden."

Maria war eines Tages wieder allein zu Hause und blickte eben beim Fenster heraus; da sah sie ganz nahe eine Alte, die schleppte

sich mühsam an einem Krückenstocke weiter und brach endlich kraftlos in sich zusammen. Marie lief sogleich hinaus, hob die Alte auf, führte sie in das Häuschen und erquickte sie mit Speise und Trank. Bald gewann die Alte ihre Kräfte wieder und dankte Marien herzlich. „O wenn ich Euch nur auch einen Gefallen thun könnte, mein gutes Kind!“ sagte sie. „Ich sehe, dass Eure schönen Haare zerzaust sind, ich will sie Euch recht schön kämmen und flechten!“ Marie widerstrebte, aber endlich liess sie es geschehen. Die Magd — denn diese war die Alte — stiess ihr die Nadel in den Kopf und eilte hinweg. Der Alte kam und sah Marien wie todt auf dem Boden. Er untersuchte sie am ganzen Leibe, aber er konnte nichts finden. Da wurde er sehr traurig und beschloss das schöne Mädchenbild — denn einer Leiche sah sie nicht gleich, sondern nur einer Schlafenden — im Hause zu behalten. Er legte sie schön gekleidet auf ein Bett, kaufte in der Stadt viele grosse Kerzen und stellte deren vier um das Bett, wo er sie Tag und Nacht brennen liess.

Einmal ging der Königssohn auf die Jagd und verirrte sich im Walde. Da kam er auch am Häuschen vorbei und sah darin die brennenden Kerzen. Voll Neugierde blickte er durch das Fenster und sah das schönste Mädchen wie schlafend auf dem Bette ruhen. Als der Alte die Thüre geöffnet hatte, ging er hinein und konnte sich an der schönen schlafenden Leiche gar nicht satt sehen. Mit tausend Bitten und Versprechungen drang er in den Alten, ihm die schöne Schläferin zu überlassen, aber da war alles vergebens und der Königssohn ging traurig nach Hause. Doch schon am folgenden Tage kam er wieder mit seinen Dienern, welche kostbare Geschenke trugen und erneuerte seine Bitten. Endlich gab der Alte mit Thränen nach, nicht der Geschenke wegen, sondern weil er dem Sohne des Königs diese Gefälligkeit nicht länger verweigern konnte. Die schöne schlafende Leiche wurde in das königliche Schloss in der Stadt gebracht; dort liess sie der Prinz prachtvoll bekleidet in einem eigens verfertigten kostbaren Glasschranke aufstellen. Stundenlang stand er oft vor dem schönen Bilde, konnte sich daran gar nicht satt sehen und wurde doch immer so traurig dabei. Er liess auch Niemanden, selbst seine eigene Mutter nicht, in das Zimmer treten und behielt den Schlüssel zu demselben stets bei sich.

Einmal ging der Prinz weit fort auf die Jagd; da übergab er vor der Abreise den Schlüssel seiner Mutter mit dem Auftrage, das Zimmer nie ausser nur im dringendsten Nothfalle zu betreten. Als

er fort war, konnte die Königin ihrer Neugierde nicht widerstehen und trat in das Zimmer. Mit grossem Staunen sah sie das schöne Bild im Glaskasten, öffnete ihn und nahm es heraus. „O was für ein schönes Mädchen!“ rief sie ein über das andere Mal, „sie ist nicht todt und doch nicht lebend, was es doch sein mag? Und was für prächtige Haare sie hat!“ fügte sie bei und wühlte mit der Hand in den Haaren des Bildes. Da fühlte sie etwas hartes und sah, dass es der Kopf einer grossen Nadel sei. Sie zog dieselbe langsam heraus und in demselben Augenblicke erwachte Marie aus ihrem Zauberschlafe. Erschrocken blickte sie um sich, die Königin aber redete ihr freundlich zu und Marie erzählte ihr Alles. Zu derselben Zeit kam auch der Prinz wieder nach Hause und die Königin befahl Marien sich schnell zu verbergen. Er trat in's Zimmer und seine ersten zornigen Blicke fielen auf seine Mutter und auf den Glaskasten. „Wo ist das Bild?“ rief er voll Zorn, als er den Kasten leer fand. Die Königin gebot ihm Ruhe; da unterdrückte er die Aufwallung des Zornes, brach aber in heisse Thränen des Schmerzes aus. Nun gab die Königin ein Zeichen und Marie trat aus ihrem Verstecke hervor dem Prinzen entgegen. Dieser wusste sich anfangs vor freudigem Schrecken nicht zu fassen, erkannte aber Marien bald wieder und umarmte sie als seine Braut.

Und nun hat unsere Geschichte ein trauriges und ein fröhliches Ende. Das traurige ist, dass die beiden ältern Schwestern sogleich geholt und ihnen auf Befehl des Königs die Häupter abgeschlagen wurden; die böse Magd wurde als Hexe öffentlich verbrannt. Sodann aber wurde eine fröhliche Hochzeit gehalten; „mir aber haben sie auch nicht einen Bissen vom Male gegeben, sondern nur ein Bein nachgeworfen, dass mir der Rücken davon noch jetzt wehe thut.“ —

24. Aschenbrödel.

(La zendrarola.)

(Grimm I. Nr. 21. Bechstein S. 332. Zingerle, Märchen I. Nr. 16.)

Ein angesehener Herr hatte drei Töchter. Eines Tages rief er sie zu sich und sagte: „Ich bin alt und werde bald sterben; vorher möcht' ich aber euch noch einmal eine Freude machen. Jede von euch darf sich ein Geschenk erbitten und sie soll es erhalten.“ Da sagte die erste: „Lieber Vater, ich möcht' ein Paar schöner goldener Ohrgehänge!“ Und die zweite: „Ich möcht' ein schönes neues Kleid!“ Die dritte aber, die jüngste, welche sehr schön war, sprach: „Lieber

Vater, ich erbitte mir Euer Schwert!“ Dieses aber war ein Zauberschwert; wer es hatte, durfte ihm nur befehlen, dass dieses oder jenes geschehe oder da sei und im Augenblicke geschah es oder war da. Der Vater kaufte der ersten ihr Ohrgehänge und der zweiten ihr neues Kleid; weil er aber die jüngste am liebsten hatte, gab er ihr das Schwert und dachte: „Ich brauch' es so nicht mehr, denn gegen den Tod hilft es mir doch nicht!“

Aber der gute Vater lebte noch lange und starb nicht. Da sagte eines Tages die jüngste: „Lieber Vater, ich bitt' Euch, lasst mich gehen, ich will in die Welt mein Glück zu suchen.“ Der Vater lachte und sagte: „Was fällt dir doch ein? Du bist ja ein Mädchen und kein Mann, fürchtest du dich denn nicht vor den Gefahren, welche dich bedrohen werden?“ „Ich habe keine Furcht,“ sagte sie, „hab' ich doch mein Schwert und da soll Niemand an mich kommen. Ich möchte doch auch lernen und erfahren, wie es in der Welt aussieht und mir einen Bräutigam suchen, so wie er mir gefällt; denn ich mag nicht jeden.“ Da gab ihr der Vater die Erlaubniss, sie nahm Abschied und ging, indem sie das Schwert sorgsam unter ihren Kleidern verborgen hielt.

Sie kam in eine grosse Stadt und trat in einem Hause als Dienstmagd ein. Oft, wenn sie morgens die Zimmer kehrte und in Ordnung brachte, sah sie am Fenster des gegenüberstehenden grossen Palastes einen schönen jungen Herrn, der war ein Graf und der einzige Sohn sehr reicher und vornehmer Eltern, aber er war oft traurig und schwermüthig und fühlte, dass ihm etwas fehle, und er wusste doch nicht, was es sei. „Willst du eine Frau nehmen?“ fragten ihn manchmal die Aeltern. „Mir gefällt keine von allen, die ich kenne“, gab er jedesmal zur Antwort und so wussten auch die Aeltern sich nicht zu rathen und ihm nicht zu helfen.

Je öfter nun das Mädchen den jungen Grafen sah, desto mehr gefiel er ihr, bis sie in ihn ganz verliebt war und sehnlichst wünschte ihn zum Gemale zu haben. Sie verliess ihren Dienst, begab sich in den gräflichen Palast und erhielt dort die Stelle einer Küchenmagd. Da musste sie den ganzen Tag am Herde stehen und weil sie immer voll Asche war, nannte man sie das Aschenbrödel.

Eines Tages sagte der junge Graf: „Liebe Mutter, heute abends ist da und da ein schönes Ballfest, lass mich hingehen, dass ich mir den Missmuth ein wenig verscheuche. Vielleicht find' ich auch ein Mädchen, das mir gefällt.“ Die Mutter war sehr froh und antwortete:

„Ja, fahr' nur hin und unterhalte dich recht gut, dass du heiterer nach Hause kommest." Als es Abend wurde, liess der junge Graf die Pferde einspannen und fuhr zum Feste.

Aschenbrödel hatte die Reden gehört. Sie war sehr froh und dachte sich: „Heute will ich mit ihm sprechen." Sobald der junge Graf fort und sie in ihrem Kämmerlein allein war, wusch und kämmte sie sich, suchte ihr Schwert hervor und sprach: „Liebes Schwert, ich befehle dir, gib mir ein schönes himmelblaues Kleid und Wagen und Pferde!" Da hatte sie das Kleid, dessen Farbe war anzusehen wie der lichte blaue Himmel am schönsten Sommertage und sie zog es an. Draussen aber standen Wagen und Pferde und Diener, da stieg sie ein und fuhr zum Feste, wo der junge Graf war. Als sie eintrat, richteten sich Aller Augen auf sie, denn eine so schöne Jungfrau hatte man nie gesehen. Der junge Graf war der erste, mit dem sie freundlich sprach; er war fast schüchtern und getraute sich nicht zu fragen, woher sie sei. Doch war er überglücklich und als der Tanz begann, wagte er es sie dazu aufzufordern. Sie sagte zu und tanzte mit ihm, als aber die erste Runde vorüber war, verliess sie schnell den Saal und fuhr hinweg. Zu Hause aber ging sie in ihr Kämmerlein, zog wieder ihr schlechtes Gewand an und begab sich in die Küche.

Als der junge Graf nach Hause kam, stralte sein Gesicht vor Freude und er sagte der Mutter, was er gesehen hatte. „O wie schön und herrlich sie war, Mutter!" rief er. Da fiel Aschenbrödel ein: „Aber schöner gewiss nicht als ich!" Der junge Graf aber rief: „Willst du auch mitreden, schmutziges Aschenbrödel?" — griff nach der Aschenschaufel und versetzte ihr im Aerger einen Hieb. Aschenbrödel war nun stille und sagte kein Wort mehr.

Am nächsten Abend fuhr der junge Graf wieder zum Feste und dachte: „Wenn sie heute wieder kommt, will ich sie mir nicht mehr entschlüpfen lassen." Aschenbrödel aber machte es zu Hause wie am vorigen Abende, nur erschien sie diesmal in einem wunderschönen Sternenkleide. Der junge Graf empfing sie wieder und wagte es sie zu fragen, woher sie komme. „Vom Aschenschaufelhiebe", versetzte sie; aber der Graf verstand es nicht und meinte, es sei wol etwa irgendwo eine Stadt, die diesen seltsamen Namen führe. Er tanzte wieder mit ihr; aber nach der ersten Runde eilte sie wieder fort, ohne dass er im Stande gewesen wäre, sie mit seinen Schmeicheleien zurückzuhalten.

Verdrossen und liebeskrank fuhr er bald nach Hause und er-

zählte es wieder seiner Mutter. „Ach, Mutter“, sagte er, „ich bin fast krank vor Liebe, ach wenn du sie nur gesehen hättest, wie schön sie war!“ „Aber schöner gewiss nicht als ich!“ fiel das Aschenbrödel ein. „Wirst du einmal schweigen, du staubiges Ding?“ rief er zornig und versetzte ihr einen Schlag mit der Feuerzange. Darauf war Aschenbrödel wieder stille und zog sich in einen Winkel zurück, hörte es aber doch, wie die Mutter noch sagte: „Morgen nimm diesen kostbaren Diamantenring und sobald sie kommt, steck' ihr denselben an den Finger; dann muss sie bleiben.“ „Schon gut, dass ich's weiss,“ dachte das Aschenbrödel und ging wieder in die Küche.

Am nächsten Abende nahm der junge Graf den Ring und fuhr wieder zum Feste. Aschenbrödel aber that dasselbe, wie an den beiden vorigen Abenden, nur wählte sie diesmal ein Sonnenkleid, das schimmerte und glänzte so hell, dass, als sie in den Saal trat, anfangs die Augen der Anwesenden sich abwendeten, denn sie waren ja davon geblendet. Der junge Graf eilte auf sie zu und steckte ihr den Diamantring an den Finger, was sie zu seiner grossen Freude gern geschehen liess. Vertraulich fragte er sie wieder, woher sie komme. „Vom Feuerzangenschlag!“ sagte sie. Da hätte er es wol leicht merken können, aber nicht bloss seine Augen, sondern auch sein Verstand war von ihrer Schönheit ganz geblendet und er merkte es nicht. Er machte wieder eine Runde mit ihr; als aber der erste Tanz vorüber war, entkam sie ihm wieder, ohne dass er's hindern konnte.

Darauf fuhr er selbst nach Hause und erzählte es seiner Mutter. „Ach, ich muss mich zu Bette legen“, klagte er, „ich bin krank!“ Und so that er und hatte Schlaf und Appetit verloren. Am folgenden Tage bat Aschenbrödel die Gräfin, sie möchte ihr doch erlauben, für den jungen Grafen die Speisen zu kochen, aber die Gräfin schlug es ihr rundweg ab. Am zweiten Tage aber liess Aschenbrödel nicht nach zu bitten, bis ihr die Gräfin erlaubte, wenigstens einen Teller Speise dem kranken Grafen hineinzutragen. Während sie es aber hineintrug, liess sie den Ring auf den Teller fallen. Kaum hatte der junge Graf ein wenig gegessen, so fand er den Ring. „Mutter, Mutter, komm doch!“ rief er und als die Gräfin hinein eilte, rief er wieder: „Mutter, ich habe den Ring gefunden, wer hat ihn doch in den Teller gelegt?“ Die Gräfin sann ein wenig nach und sagte: „Das kann nur das Aschenbrödel gethan haben.“ Augenblicklich riefen sie es herein und stellten es zur Rede. „Wartet ein wenig“, sagte es, „und Ihr sollt es wissen.“

Nun eilte Aschenbrödel in sein Kämmerlein, wusch und kämmte sich, that sein staubiges Gewand ab und legte das Sonnenkleid an; damit trat es in das Zimmer, wo die Gräfin und ihr Sohn waren. Diese wussten sich vor Staunen gar nicht zu fassen, als sie in der schönen Jungfrau ihr Aschenbrödel erkannten und der junge Graf bat sie sogleich demütig wegen der Schläge mit der Aschenschaufel und der Feuerzange um Verzeihung. Da war aber Alles schon lange verziehen, sie heirateten sich und waren schon auf dieser Welt selig vor Glück und Freude. —

25. Vom singenden, tanzenden und musicirenden Blatte.

(La foglia, che canta, che balla e che suona.)

(Vgl. Grimm, I. Nr. 88 und III, 152. Zingerle, Märchen II, S. 391. Wolf, Zeitschrift I, 310.)

Ein guter Vater, ein Kaufmann, sprach einmal zu seinen drei Töchtern: „Liebe Kinder, ich muss in die Stadt reisen und will euch etwas mitbringen. Was freut euch denn am meisten?“ Da verlangte die erste ein schönes Kleid und die zweite eine schöne Halskette, die dritte aber und jüngste sagte: „Lieber Vater, was mich am meisten freute, wäre das Blatt, welches singt und tanzt und musicirt; wenn Ihr mir das brächtet, wär' es mir ein grosser Gefallen.“ Da zuckte der Vater die Achseln, sagte aber: „Ich will das Mögliche thun.“

Er ging und kaufte in der Stadt den beiden ältern Schwestern, was sie erbeten hatten, aber Niemand vermochte ihm Auskunft zu geben, wo er ein solches Blatt finden möchte, wie es seine jüngste Tochter verlangt hatte. „Ich kann ihr diesmal den Gefallen nicht thun“, sagte er und begab sich auf den Weg nach Hause. Unterwegs aber hörte er eine wunderschöne Musik mit Gesang und kam zum Thore eines Palastes, da trat er ein und kam in einen grossen Garten. In der Mitte desselben stund ein Baum, daran waren alle Blätter in tanzender Bewegung und sangen und musicirten auf das Herrlichste. „Das ist also die Musik, die ich gehört habe“, sagte er zu sich selbst, „und ein solches Blatt will meine Tochter. Aber eh' ich eines nehme, muss ich doch um Erlaubniss fragen.“ Er suchte im ganzen Garten, aber er fand Niemanden. Dann ging er über die Stiegen hinauf, da standen im Saale Tafeln mit köstlichen Speisen und Getränken beladen, aber es war im ganzen Palaste keine Seele zu finden. Er rührte

nichts an, sondern kehrte in den Garten zurück und dachte: „Weil Niemand da ist, der mich sieht, kann ich wol ein Blatt nehmen.“ Er brach ein Blatt ab, doch in demselben Augenblicke erschien eine grosse Schlange und sagte: „Weil du ein Blatt genommen hast, so fordere ich von dir, dass du die erste Person, der du zu Hause begegnest, binnen drei Tagen zu mir schickest; weh' dir, wenn du es nicht thust!“

Der Vater ging mit dem Blatte, aber er war betrübt und dachte immer: „Wer wird mir wol zu Hause zuerst begegnen? Wenn es nur nicht am Ende gar eine meiner Töchter ist!“ Und seine Ahnung betrog ihn nicht; denn als er nach Hause kam, trat ihm zuerst seine jüngste Tochter entgegen und fragte sogleich: „Vater, habt Ihr das Blatt?“ „Ich hab' es“, sagte er traurig, „aber es kommt dir theuer zu stehen.“ Nun erzählte er ihr, auf welche Weise er zum Blatte gekommen sei und welche schwere Bedingung daran geknüpft wäre. Das Mädchen aber war gar nicht traurig und sagte: „Ich gehe schon, mein Tod wird's auch nicht sein.“

Sogleich nahm sie Abschied und begab sich in jenen Palast; dort sagte die Schlange zu ihr: „Nun sollst du bei mir bleiben und hast alles, was du willst, in Hülle und Fülle. Aber erinnere dich auch, dass du nie etwas thun sollst, ohne es mir zu sagen und meine Erlaubniss einzuholen.“ Das Mädchen versprach es, blieb im Palaste und hatte alles, was sie wünschte.

Nach einiger Zeit berichteten ihr die Schwestern, dass sie beide an einem und demselben Tage Hochzeit hielten und luden sie ein zu kommen, wenn es ihr möglich wäre. Das Mädchen ging zur Schlange und sagte: „Meine beiden Schwestern haben mir die Nachricht zugesandt, dass sie sich verheiraten und haben mich zur Hochzeit eingeladen; nun bitt' ich dich mir die Erlaubniss zu geben, dass ich hingehen darf.“ „Das sollst du,“ sagte die Schlange, „aber ich will auch mit dir kommen.“ „Das kann nicht sein“, erwiederte das Mädchen, „denn du bist ein schreckliches Thier und würdest alle Leute in Furcht setzen.“ „Ich habe dir gesagt“, versezte die Schlange, „dass ich auch mitkommen will.“ Da getraute sich das Mädchen nichts mehr dagegen zu reden und antwortete nur: „Wenn du es so befiehlst, so muss es geschehen.“

Als der bestimmte Tag gekommen war, befahl die Schlange dem Mädchen sich auf ihren Rücken zu setzen und trug es in wenigen Augenblicken in das Haus ihres Vaters. Als die Leute dies sahen,

erschracken sie anfangs gewaltig; da aber die Schlange ganz ruhig war und immer beim Mädchen blieb, legten sie ihre Scheu ab und wurden wieder fröhlich und lustig. Nach dem Male wurde ein Tanz angestellt. Da sagte die Schlange zum Mädchen: „Sieh, deine Schwestern tanzen mit ihren Bräutigamen und jeder Tänzer hat seine Tänzerin; nur ich bin verlassen und habe keine, darum tanze du mit mir!“ Das Mädchen entgegnete: „Mir graust vor dir, ich kann nicht!“ „Tanz mit mir“, wiederholte die Schlange. Da gab das Mädchen nach, fasste die Schlange in die Arme und tanzte; während des Tanzes aber trat sie der Schlange so heftig auf den Schwanz, dass sie denselben zerquetschte. Da machte die Schlange einen Ruck und das Mädchen wollte einen Schrei des Schreckens ausstossen — aber es ward ein Schrei des Staunens und der Freude, denn die Schlange war verschwunden und in ihren Armen lag ein bildschöner Jüngling. Der war ein reicher Grafensohn und war nun vom Zauberbanne befreit. Da kam zu den zwei Paaren das dritte und nach vielen Freuden und Lustbarkeiten führte der junge Graf seine glückliche Frau zu seinen hocherfreuten Aeltern.

Das ist die Geschichte vom singenden, tanzenden und musicirenden Blatte. Vielleicht steht das seltene Bäumchen noch im Garten und wenn du brav und folgsam bist, mein Kind, und wenn der Graf und die Gräfin dir es erlauben, darfst du dir auch ein Blättlein nehmen.

---

26. Die drei Schönheiten der Welt.

(Le tre bellezze del mondo.)

(Vgl. Zingerle, Märchen II. S. 112 und 157.)

In einer Stadt lebten drei Schwestern, die erhielten oft Besuche vom jungen und schönen Königssohne, dessen Aeltern in einem grossen und prächtigen Palaste wohnten.

Eines Abends sassen sie gerade zur Stunde, zu welcher der Prinz sonst zu kommen pflegte, traulich beisammen und redeten vom Heiraten. Da sprach die älteste: „Wenn ich könnte, so möcht' ich die Frau des königlichen Mundbäckers werden; denn da bekäm' ich die besten und süssesten Näschereien, wie sie nur auf die Tafel des Königs kommen!“ Und die zweite sagte: „Wenn ich könnte, so möcht' ich wol den Koch des Königs zum Manne nehmen, denn dann äss' ich von all den köstlichen Speisen, die auf die Tafel des Königs

getragen werden!“ Die dritte und jüngste aber sagte: „Und wenn ich könnte, so nähm' ich den Prinzen zum Gemal; denn dann hätt' ich ihn selbst und das wäre mir das liebste, ich hätte Alles und noch mehr als ihr beide und wäre Königin dazu!“ So redeten die drei Mädchen und der Prinz kam an diesem Abend nicht. Er war aber unbemerkt vor der Thüre gestanden und hatte die Reden und Wünsche der Mädchen gehört.

Am nächsten Morgen liess der Prinz die älteste Schwester rufen und fragte sie: „Was hast du gestern abends gesagt?“ Diese erschrack höchlich und wollte mit der Stimme nicht heraus. „Hast du nicht gesagt, du möchtest die Frau meines Mundbäckers werden?“ Verschämt nickte das Mädchen und lachend sagte der Prinz: „Nun wol, du sollst ihn zum Manne haben!“ Eben so machte er es mit der zweiten und bestimmte ihr den Koch zum Gemal. Dann rief er die jüngste und fragte sie, wie er die beiden erstern befragt hatte. Diese stand verschämt vor ihm und ward roth wie eine blühende Mairose; der Prinz aber küsste sie auf die Stirne, steckte ihr ein goldenes Ringlein an den Finger und sprach: „Du sollst meine Gemalin werden.“

Kurz darauf waren bei Hofe drei Hochzeiten und drei schöne Bräute sassen an der hochzeitlichen Tafel. Welche war wol darunter die glücklichste? —

Darauf verfloss geraume Zeit. Der alte König starb und der Prinz trat die Regierung an. Aber die beiden ältern Schwestern wurden heimlich immer zorniger darüber, dass ihre jüngste Schwester so viel grösseres Glück gehabt als sie beide und sie fingen an dieselbe auf alle mögliche Weise zu necken. Die Königin ertrug Alles mit Sanftmuth und Geduld und obwol es ihr beim Könige, der sie unendlich liebte und schäzte, nur ein Wort gekostet hätte, um sich von allen Neckereien für immer zu befreien, beklagte sie sich doch nie, denn — „es sind ja meine Schwestern“ dachte sie bei jeder Kränkung und schwieg.

Da traf es sich, dass der König fernhin in den Krieg ziehen musste. Sein Abschied von seiner Gemalin war um so inniger und zärtlicher, als sie seit einiger Zeit sich Mutter fühlte. Bald darauf genas sie eines schönen Knäbleins; aber die beiden Schwestern hatten für diesen Fall schon mit teuflischer Bosheit ihren Plan ausgebrütet. Sie schoben einen jungen Hund unter; das Knäblein aber legten sie in einen Korb und warfen es darin in das Meer. Sogleich schrieben

sie auch an den König, seine Frau sei mit einem Hunde niedergekommen; das ganze Volk murre und er solle doch bald zurück kommen um seine Frau zu bestrafen. Im Schlosse lebte auch ein alter Gärtner mit seinem noch rüstigen wackern Weibe; sie hatten aber keine Kinder. Einmal ging er zum Meere hinaus, das an den königlichen Garten stiess; da sah er einen Korb im Meere schwimmen. Sogleich fischte er denselben heraus und wer beschreibt sein freudiges Erstaunen, als er ein wunderschönes Knäblein darin sah, welches seine Aeuglein zu ihm aufschlug und ihn holdselig anblickte. Schnurstracks lief er damit zu seiner Frau und jubelte laut. „Sieh nur“, rief er, „welch schönes Kind uns da der liebe Gott geschickt hat! Wir wollen es aufziehen und ganz für das unsrige ansehen, denn ich glaube wahrhaftig, das hat der Himmel uns zugesandt!“ Die Gärtnerin willigte mit Freuden ein und das Knäblein wuchs und gedieh, dass es eine wahre Freude war.

Der König kam zurück und als er seine Gemalin so blass und traurig wiederfand, verschwand all sein Groll und er liebte sie noch inniger als zuvor. Aber die Feinde brachen abermals in sein Land ein und zwangen ihn wieder in den Krieg zu ziehen. Diesmal war der Abschied noch trauriger, denn die Königin sollte bald wieder Mutter werden. Auch diesmal genas sie eines holden Knäbleins und die bösen Schwestern handelten eben so wie das erste Mal. Der gute Gärtner bekam zum ersten Sohne einen zweiten und nach mehr als Jahresfrist einen dritten, nachdem der König inzwischen heimgekehrt, aber wieder ausgezogen war. Der Mann wurde fast närrisch vor Freude und versäumte es keinen Tag an das Meer hinaus zu gehen, das ihm auf Anordnung des Himmels schon drei so hübsche Knaben gebracht hatte.

Zum vierten Male zog der König in den Krieg und zum vierten Male genas die Königin eines Kindes, diesmal aber war es ein holdes Mädchen. Die beiden Schwestern schoben ein Lamm unter und warfen das Kind in einem Korbe in's Meer; der Gärtner fand es und hatte nun zu drei Knaben gar auch ein Mädchen. Die beiden Schwestern aber verfuhren diesmal in anderer Weise; sie liessen die Königin in einen Thurm sperren, sprengten aus, sie sei gestorben und veranstalteten sogar ein prächtiges Leichenbegängniss. Dies alles berichteten sie dem Könige, indem sie beifügten, der Tod der Königin sei noch rechtzeitig erfolgt, um einen schrecklichen Ausbruch des Zornes und der Erbitterung des Volkes zu verhindern. Der König versank in

düstere Schwermuth und kam durch viele Jahre nicht mehr heim, sondern suchte im Kriege und in der Jagd Zerstreuung für seinen Schmerz.

Unterdessen wuchsen die vier Kinder beim Gärtner fröhlich heran. Für jeden der Knaben hatte derselbe einen Nelkenstrauch, für das Mädchen aber einen Rosenstrauch im Garten gepflanzt; diese Sträuche blieben immerfort grün und trugen in jedem Frühlinge und Sommer die schönsten Blumen. Die Kinder spielten oft im Garten; einmal blickten sie durch das Gitterfenster des alten Thurmes, der im Garten stand, in ein feuchtes dunkles Gemach hinab und sahen eine schöne blasse Frau. Diese war keine andere als die Königin; ihre Schwestern kümmerten sich nicht mehr um sie und glaubten, sie sei längst im Thurme verschmachtet und begraben. Nun liess es den Kindern keine Ruhe mehr; sie baten den Kerkermeister flehentlich, sie heimlich zur Frau kommen zu lassen. Dieser erlaubte es und seit jener Zeit kamen die Kinder täglich zur blassen Frau in den Kerker. Sie brachten ihr immer zu essen und zu trinken und sogar Kleider und ein gutes Bett und gaben sich alle Mühe das Gemach wohnlich zu machen. Die arme traurige Frau gewann für die Kinder die grösste Zuneigung und Liebe und auch die Kinder hingen mit inniger Liebe an ihr, so dass oft wieder ein Lächeln auf ihre Lippen und eine Thräne der Freude in ihre schmerzlich verweinten Augen kam.

Nun kehrte auch der König wieder zurück, aber sein Anblick war düster, obwol er sich gelassen in sein Schicksal ergeben hatte. Einmal waren viele Gäste im Schlosse und besichtigten den schönen Garten. „Aber etwas fehlt doch noch!“ bemerkte einer der Gäste. Der König fragte, was es sei. „Die drei Schönheiten der Welt“, erwiederte der andere, „nämlich das redende Vögelein, das tanzende Wässerlein und das musicirende Bäumlein. Diese drei Stücke sind weit von hier auf einem verzauberten Berge und um sie zu gewinnen, haben viele schon Glück und Leben gelassen und sind zu Stein geworden.“

Die Knaben des Gärtners hatten die Rede gehört. Der älteste hatte keine Ruhe mehr und sagte zum Gärtner: „Vater, lasset mich ausziehen die drei Schönheiten der Welt zu gewinnen!“ Der Gärtner wollte davon nichts hören, aber der Knabe liess nicht nach zu bitten, bis der Gärtner schweren Herzens seine Einwilligung gab. „Wenn mein Nelkenstrauch verwelkt“, sagte der Knabe, als er reisefertig war, „so gedenket mein wie eines Todten; denn es wird ein Zeichen sein,

dass ich unterlegen bin.“ Er zog aus und nach langer Wanderung und langem Nachfragen kam er an den Fuss des verzauberten Berges. Dort war ein alter Einsiedler, in dessen Klause der Knabe einkehrte. „Du willst die drei Schönheiten der Welt holen!“ rief erstaunt der Einsiedler aus; doch rieth er ihm nicht ab. „Du hast eine schwere Probe zu bestehen“, fuhr er fort. „Sobald du ein Stück auf dem Berge oben bist, wirst du ein furchtbares Donnern hören, bald darauf erfolgt ein zweiter und dann ein dritter Donnerschlag. Wenn du im Stande bist, dich aufrecht zu halten und wenn du nicht zu Boden fällst, so wirst du die drei Dinge finden und dich und viele andere glücklich machen; sonst aber wirst du zu Stein und musst wer weiss wie viel hundert Jahre auf deine Erlösung warten.“ Der Einsiedler rieth ihm noch Baumwolle mitzunehmen und sich die Ohren zu verstopfen; der Knabe that es und machte sich muthig auf den Weg. Als er ein Stück oben war, erfolgte plötzlich der erste Donnerschlag, der war so heftig, dass der Knabe grosse Mühe hatte sich auf den Füssen zu erhalten. Bald donnerte es zum zweiten Male, auch diesmal hielt der Knabe aus. Der dritte Donner aber war so furchtbar, dass ihm die Sinne schwanden, er fiel und war in demselben Augenblicke in Stein verwandelt.

Eines Morgens fand der Gärtner im Schlossgarten den Nelkenstrauch verwelkt und war sehr traurig; denn es war ein Zeichen, dass dem ältesten Knaben ein Unglück zugestossen sei. Da machte sich troz alles Widerstrebens des Gärtners der zweite auf den Weg; aber er theilte das Schicksal seines Bruders. Nicht besser erging es dem dritten und nun standen im Schlossgarten alle drei Nelkensträuche verwelkt da und mit ihnen war auch die beste Lebensfreude des Gärtners dahin.

Da sprach das Mädchen: „Lieber Vater, lasset mich ausziehen, um meine Brüder zu befreien.“ Der Gärtner und seine Frau weinten und beschworen das Mädchen, sie nicht des lezten und einzigen Trostes ihres Alters zu berauben. Aber sie liess sich nicht abhalten und ging auch zur blassen Frau im Kerker; die rieth ihr nicht ab, sondern ermunterte sie und versprach für sie zu beten.

Das Mädchen zog aus und kam wie seine Brüder zum alten Einsiedler am Berge, der nicht wenig verwundert war das Mädchen zu sehen. „Verstopfe dir ja die Ohren, so viel du kannst“, sprach er: „zieh hin und Gottes Schutz und Hilfe sei mit deiner Unschuld.“ Das Mädchen ging und verstopfte sich die Ohren, so gut sie konnte. Der

erste Donner machte sie zwar ein wenig zittern, aber sie schritt muthig weiter, indem sie sich die Ohren noch mehr verstopfte. So widerstand sie auch beim zweiten Donner. Da betete sie in ihrem Herzen, Gott möge ihr die Rettung der Brüder gelingen lassen — und es gelang ihr, denn sie hielt auch den dritten Donner unverzagt aus. Da konnte sie ruhig und unbehindert weiter steigen bis auf die Spitze des Berges. Hier fand sie die drei Wunderdinge, nahm sie und schickte sich zur Rückkehr an, als das Vöglein zu reden anfing und sie ermahnte, da und da die Zaubersalbe zu nehmen und damit alle grossen Steine zu salben, die längs des Weges stünden. Das that sie und entzauberte nicht nur ihre drei Brüder, sondern noch viele andere Ritter und Prinzen, welche ihr alle auf das Wärmste dankten. Als sie an den Fuss des Berges herabgekommen waren, da war die Klause verschwunden und statt des Einsiedlers, der gleichfalls verzaubert gewesen war, erwartete sie dort ein junger schöner Königssohn und schloss sich fröhlich dem Zuge an.

Zu Hause aber gab der Gärtner fleissig auf den Rosenstrauch Acht, ob er wol grüne und blühe. Dieser trug immer schönere Blüten und eines Morgens waren auch die drei Nelkensträuche wieder grün. Da warf sich der gute Mann auf die Kniee und dankte freudigen Herzens dem Himmel; dann eilte er zu seinem Weibe und erzählte es ihr, diese eilte zur blassen Frau im Kerker und erzählte es ihr auch und so verbreitete sich die Nachricht davon durch das ganze Schloss und die ganze Stadt. „Bald müssen sie kommen!“ hiess es und Jung und Alt freute sich darauf.

Und eines Tages kamen sie — voran das Mädchen mit den drei Schönheiten der Welt und ihren drei Brüdern und hinter ihnen ein langer Zug entzauberter Prinzen und Ritter. So viel Gäste hatte man im Königsschlosse gar nie gesehen und alle waren fröhlich bis auf den schwermüthigen König, der sich jedoch bestrebte, seinen Gästen so viel als möglich gefällig zu sein. Das tanzende Wässerlein und das musicirende Bäumlein wurden in den Garten gestellt und es durfte Alt und Jung daran Auge und Ohr ergötzen. Das redende Vögelein aber wurde in den grossen Saal getragen, wo die Gäste zu einem grossen Festmal vereinigt waren. Da erzählte nun jeder von seinen Thaten und Abenteuern; endlich aber fing auch das Vögelein zu reden an und sprach: „Herr König, wo ist Eure Gemalin?“ Und als der König sein Angesicht weinend mit den Händen barg, rief es wieder: „Herr König, umarmt Eure Kinder, welche neben Euch sitzen!“

Das aber waren die drei Knaben und das muthige Mädchen. „Herr König“, rief das Vöglein abermals, „rufet doch auch Eure treue Frau Gemalin aus dem Thurmverliesse unten im Schlossgarten zum Festmale!“ Alle waren vor Erstaunen ausser sich, die zwei ältern Schwestern, welche auch zugegen waren, wollten wie Furien auf das Vögelein losfahren, doch einige handfeste Ritter ergriffen sie und führten sie mit Gewalt hinweg. Das Vögelein redete weiter und enthüllte dem Könige den ganzen Betrug und das ganze Gewebe der Bosheit, das die verruchten Schwestern so fein gesponnen hatten. Sogleich wurde die Königin in den Saal geführt, sie war blass, aber noch immer schön wie ein Engel. Doch wer will all die Freude beschreiben, die nun im Schlosse und in der ganzen Stadt herrschte?

Der König verurtheilte die beiden Schwestern und ihre Männer zum Tode und nur auf inständige Fürbitte der Königin verwandelte er die Todesstrafe in schimpfliche Landesverweisung. Weder innere noch äussere Feinde trübten künftig mehr das glückliche Zusammenleben der beiden so schwergeprüften Gatten mit ihren lieben und guten Kindern; menschliche Bosheit hatte sie für lange von einander getrennt, aber eine wunderbare Fügung des Himmels hatte sie wieder vereinigt zur innigsten Liebe, die es auf Erden nur geben kann. —

27. Die drei Tauben.

(Le tre colombe.)

Ein junger Bursche, der Sohn armer Aeltern, war ein gewaltiger Spieler und hatte unerhörtes Glück in jedem Spiele, so dass er in kurzer Zeit sich und seine Aeltern zu reichen Leuten machte. Wo man ihn kannte, wagte es Niemand mehr mit ihm zu spielen; daher ging er immer weiter fort, wo ihn Niemand mehr kannte und gewann immer wieder Geld und Geld. Einmal aber kam er gar weit fort bis in das Land der Heiden, da war eine Stadt und er spielte mit dem Wirthe, wo er eingekehrt war. Nun fing sich das Glück an zu wenden und er verspielte alles Geld, welches er bei sich hatte. Er war voll Zorn und Aerger und nachdem er den lezten Häller verloren hatte, sagte er zum Wirthe: „Nun wollen wir um unsere Seelen spielen.“ „Es gilt!“ erwiederte der Wirth und der Unglückliche verspielte auch seine Seele. Da schauderte ihn und er sank mit erschöpften Kräften zusammen; der Wirth aber sagte zu ihm: „Ich will dich noch ein Jahr frei und am Leben lassen und du magst wäh-

rend dieser Zeit thun, was dir beliebt; sobald aber der lezte Tag des Jahres gekommen ist, musst du dich bei mir einstellen.“ Der Wirth war ein Zauberer, der unglückliche Bursche aber hatte dies nicht gewusst.

Traurig ging er nach Hause. Als seine Aeltern sahen, welche Veränderung mit ihm vorgegangen sei, liessen sie nicht ab mit Fragen in ihn zu dringen, bis er ihnen alles erzählte. Sie gaben ihm viel Geld und den Rath, er solle, bevor noch das Jahr aus sei, zu jenem Wirthe reisen und sich loszukaufen suchen. Als eilf Monate verflossen waren, nahm er Abschied und begab sich auf die traurige Reise.

Der Weg führte ihn an einem Bildstöckchen vorüber, wo das Bild des hl. Antonius von Padua gemalt war. Er zog seinen Hut ab, kniete hin und betete heiss und innig, der Heilige möge ihm helfen. Darauf ging er wieder weiter und begegnete einem Mönche, dem er aber keinen Blick zuwarf. Als er schon vorüber war, rief ihn der Mönch zurück und fragte: „Warum hast du mich nicht gegrüsst?“ „Da hätt' ich wol zu thun“, erwiederte der andere, „wollt' ich alle Mönche und Klosterbrüder grüssen, denen ich auf dem Wege begegne.“ Aber der Mönch sprach: „Ich bin der heilige Antonius, dein Gebet hab' ich vernommen und will dir helfen mit einem guten Rathe. Geh hin in jene Stadt, wo der Zauberer wohnt, an den du deine Seele verloren hast. Vor der Stadt ist eine Brücke, dort finde dich an einem Tage früh morgens ein. Dann gib Acht und es werden drei weisse Tauben kommen und sich im Heckenzaun an der Brücke niederlassen, dort legen sie ihr Gefieder ab und verwandeln sich in Mädchen. Gib Acht, wo die jüngste ihr Gefieder ablegt, dann versteck' es ihr an einer andern Stelle, abends aber finde dich wieder bei der Brücke ein und zeig' es ihr, sobald sie dich bittet und sie wird dich lehren, was du thun sollst.“ So sprach der Heilige, es umfloss ihn heller Lichtschein und er verschwand; der Jüngling aber zog getröstet seines Weges weiter.

Er kam in die Stadt und dachte: „Erst will ich doch versuchen, ob ich meine Seele nicht durch Geld loskaufen kann.“ Allein der Wirth wollte davon nichts hören und wies jedes Angebot zurück. Da beschloss der Jüngling den Rath des Heiligen zu befolgen und stellte sich in aller Frühe schon, noch ehe die Sterne am Himmel alle verblichen waren, an der Brücke auf. Als es tagte, flogen wirklich drei Tauben heran in den grünen Heckenzaun, legten dort ihr Gefieder ab und gingen in drei Mädchen von schöner Leibesgestalt verwandelt

hinweg. Er hatte genau Acht gegeben, wo die jüngste und kleinste der Tauben ihr Gefieder abgelegt hatte, suchte es und versteckte es an einem andern Orte. Abends kam er wieder zur Brücke und als es Nacht wurde, kamen auch die drei Mädchen wieder. Die zwei ältern verwandelten sich sogleich in Tauben und flogen hinweg, die jüngste aber stand unschlüssig da, denn sie konnte ihr Gefieder nicht mehr finden. Da trat er hinzu und sagte: „Ich weiss, was Ihr suchet und wo es ist und will es Euch zeigen, aber Ihr sollt mir dafür auch einen Gefallen thun.“ „Das thu' ich gern“, erwiederte sie freundlich, „sprich nur, was drückt dein Herz!“ Da erzählte er ihr Alles und bat sie um Hilfe und Rath. „Ei, wie sich das trifft“, sagte sie, „wisse, dass wir drei Schwestern die Töchter jenes Wirthes sind, welcher deine Seele im Spiele gewonnen hat. Aber ich will dir helfen, denn wir haben aus den Zauberbüchern des Vaters Dinge gelernt, welche sonst den Menschen unmöglich scheinen. Geh hin, der Vater wird dich nicht gleich tödten, sondern dir zuerst drei schwere Aufgaben stellen, die du lösen musst; dann wirst du frei werden. Sobald du die erste Aufgabe erhalten hast, komm in unsere Wohnung und sag' es mir, so will ich dir helfen und dich wol frei machen; aber sprich mit keinem Menschen ein Wort über unser Einverständniss.“ Der Jüngling dankte ihr herzlich und gab ihr das Gefieder, worauf sie sich verwandelte und als Taube von dannen flog.

Es verging etwa noch eine Woche, da war das Jahr aus und der Zauberer sprach zum Jünglinge: „Nun ist mir deine Seele verfallen und ich kann dich tödten, wenn ich will. Doch will ich dir zuvor noch drei Aufgaben stellen; bist du im Stande, sie zu lösen, so sollst du frei und wieder dein eigen sein. Siehst du jenen unfruchtbaren felsigen Hügel dort? Nun will ich, dass derselbe bis morgen früh in eine schöne Ebene verwandelt sei. Das ist aber nicht genug, es soll auch schöner Roggen darauf stehen und zeitig sein. Es ist aber noch nicht genug, der Roggen soll auch geschnitten und in Garbenhaufen aufgerichtet sein. Find' ich's morgen früh so, dann hast du die erste Aufgabe gelöst und den ersten Schritt zu deiner Befreiung gethan.“ Der Jüngling sagte nicht Ja und nicht Nein und liess den Kopf hangen, der Zauberer aber lächelte höhnisch und dachte, der andere werde diese Arbeit gewiss nicht vollbringen können.

Als es Nacht wurde, ging der Jüngling in die Wohnung der drei Schwestern und fand die jüngste; denn sie wusste es schon und war heute zu Hause geblieben. Als sie die erste Aufgabe vernommen hatte,

lächelte sie und sagte: „Wenn es nur das ist, so sei unbekümmert und geh ruhig schlafen; bis morgen früh soll es geschehen sein.“

Er ging schlafen, aber er trug doch Zweifel und Angst und dachte: „Vielleicht ist's meine lezte Nacht!“ Kaum tagte es, so blickte er beklommen zum Fenster hinaus und sieh! — der Berg war fort und es lag dort ein schönes Feld voll Roggen, der war schon geschnitten und es standen eine Menge hoher Garbenhaufen über die ganze Ebene hin zerstreut. Nun war er froh; als es aber der Zauberer sah, machte er ein bitteres Gesicht und sprach: „Du kannst auch mehr als Brot essen. Die erste Aufgabe hast du gelöst, nun sollst du die zweite haben.“ Darauf führte er den Jüngling auf eine andere Seite des Hauses, da lag unter den Fenstern ein grosser See, aus dessen Mitte ein steiler Felsen himmelhoch emporragte. „Dieser Felsen“, sprach der Zauberer, „ist mir sehr unbequem, denn er nimmt meinem Hause auf dieser Seite die Morgensonne weg. Darum verlang' ich, dass du mir denselben bis morgen früh, wohin du immer willst, fortschaffest und dies soll deine zweite Aufgabe sein.“

Als es Nacht wurde, ging der Jüngling abermals zur jüngsten Schwester und sagte es ihr. Da sprach sie: „Diese Aufgabe ist schwerer, aber mit meinen Zauberbüchern kann ich sie lösen. Nimm ein Schwert und einen leeren Wassereimer und geh damit zum See hinab; ich werde bald nachkommen.“ Er nahm es und ging zum See hinab. Bald kam sie auch und sagte: „Nun schlag mir den Kopf ab; sieh aber wol zu, dass kein Bluttropfen auf den Boden falle.“ Da zagte er und sprach: „Wie kann ich es thun und einem so schönen Mädchen das Leben nehmen? Lieber will ich selbst sterben!“ „Thu, was ich dir sage“, erwiederte sie, „in wenigen Minuten wirst du mich wieder sehen.“ Da schlug er ihr den Kopf ab und das Blut floss in den Eimer, aber drei Tropfen sprizten hinaus und fielen in den See; darauf sah er nichts mehr von ihr. Er war traurig und klagte: „O weh, was hab' ich gethan! Nun sind wir vielleicht beide verloren!“ Er wartete, allein sie kam nicht. Es fing schon an zu tagen, da gab er die Sache verloren und wollte fortgehen. Aber nun kam sie durch die Luft geflogen und sagte: „Wegen der drei Blutstropfen hast du mir die Sache fast unmöglich gemacht, aber nun ist's mir doch gelungen.“ Er dankte ihr herzlich und als er auf den See blickte, ward ihm das Herz vollends wieder leicht, denn der hohe Felsen war verschwunden und in der Tiefe des Sees versunken, dass man keine Spur mehr davon sah.

Der Zauberer war auch höchlich befriedigt, als am Morgen die Sonne zum ersten Mal auf sein Haus schien und der ganze See so hell schimmerte, als sei er ein Flammenmeer. „Weil du zwei so schwierige Aufgaben gelöst hast“, sagte er, „soll dir die dritte leichter werden. Wisse, dass in meinem Stalle fünf Pferde stehen; davon ist eines so wild, dass meine Diener es nicht wagen dürfen ihm nahe zu kommen und ihm sein Futter von oben hinabwerfen müssen. Wenn du nun auch dieses Pferd bis morgen früh zähmst, so hast du alle Aufgaben gelöst und bist wieder frei.“

Der Jüngling ging, als es Nacht wurde, wieder zur jüngsten Schwester. Sie gab ihm ein Stäbchen voll Knoten und sagte: „Schlag damit dem Pferde dreimal auf den Rücken, dann wird es zahm, du aber hast deine Aufgaben gelöst. Dann wird dich der Vater zu uns führen und dich fragen, welche du heiraten willst. Wähle mich, denn ich hab' es um dich verdient, dass du mich liebest, wie ich dich liebe — willst du?“ Er war ganz glücklich und bejahte ihre Frage mit grosser Freude. „Ich aber“, fuhr sie fort, „werde mich stellen, als wolle ich nichts davon wissen und werde dich sogar schmähen; lass dich jedoch nicht irre machen und beharr' auf deinem Wunsche.“ Er versprach es und ging. Sachte schlich er in den Stall, wo das wilde Pferd lag und schlug ihm schnell mit dem Stabe dreimal auf den Rücken. Am Morgen führte er es vor den Zauberer und es war so zahm, dass es sich leiten und lenken liess, wie ein Lamm. Da sagte der Zauberer: „Nun bist du frei und kannst nach Hause gehen; wenn du aber einwilligst, so geb' ich dir eine meiner drei Töchter zur Frau.“ Der Jüngling erwiederte: „So lass mich selbe sehen.“ Der Zauberer führte ihn zu seinen Töchtern und fragte: „Welche willst du haben?“ Der Jüngling trat auf die jüngste zu und sagte: „Diese wähl' ich mir!“ Da fing sie an zu weinen, war zornig und schmähte ihn, der Zauberer aber gebot ihr Stillschweigen und sagte: „Dieser Mann ist dein Gemal!“ Nun schwieg sie verdrossen und stellte sich traurig; sobald sie aber mit ihrem Bräutigam allein war, hing sie sich an seinen Hals, küsste ihn und rief voll Wonne: „O mein süsses Glück! O mein neues Leben!“

Nachdem die Hochzeit gehalten und schon einige Wochen vorüber waren, offenbarte er einmal abends seiner jungen Frau den vertraulichen Wunsch doch auch seine Aeltern besuchen zu können. Da sagte sie: „Aber nimm mich auch mit und lass mich nicht allein zurück!“ „Wie sollt' ich mich von dir trennen, mein herzallerliebstes

Weib!“ erwiederte er und gab ihr einen Kuss. „Wisse“, fuhr sie fort, „dass der Vater mir nie erlauben wird, in dein Land zu reisen; aber ich bin der Zauberei müde und möchte für immer in deiner Heimat bleiben und dort als Christin wohnen. Wir wollen sogleich flüchten, noch in dieser Nacht; geh hinab in den Stall und suche dort das magerste Pferd aus, denn es ist das schnellste und wirf ihm den Sattel auf. Dann führ' es vor die Thüre, damit wir beide aufsteigen und fliehen.“ Er willigte voll Freude ein und ging in den Stall hinab; als er jedoch das Pferd so mager sah, dachte er: „Wie soll doch dieses Pferd so schnell sein, es bricht ja gewiss nach einigen Schritten schon zusammen.“ Er nahm das schönste und fetteste, sattelte es und führte es an die Thüre; dort stund sie schon bereit und schwang sich in den Sattel. Er aber sprang hinter ihr hinauf und fort ging es eiligst durch die Stadt hinaus auf die freie Ebene. „Aber was hast du doch gethan?“ sagte sie; „du hast ja das fetteste Pferd genommen statt des magern.“ „Wie soll das arme Thier uns beide tragen können, es ist ja nur Haut und Bein!“ erwiederte er. „Du irrst“, versetzte sie, „jenes magere Pferd läuft in einer Stunde hundert Meilen weit, dieses hier aber viel weniger. Gewiss wird uns der Vater verfolgen lassen und ich muss auf Mittel sinnen, in welcher Gestalt wir uns verbergen können; denn weh uns, wenn er uns erreicht!“

Sie hatte sich nicht getäuscht. Als der Zauberer am Morgen die Flucht entdeckte, befahl er sogleich einem Diener, das magere Pferd zu besteigen und seine Tochter sammt ihrem Manne mit Gewalt zurückzuführen. Der Diener gehorchte und ritt fort. Als die junge Frau merkte, dass er komme, verwandelte sie ihren Mann und das Pferd schnell in einen Garten, sich selbst aber in eine alte Gärtnerin, die ging im Garten herum von Beet zu Beet. Der Diener kam und fragte sie: „Hast du nicht einen Mann und eine Frau vorbeireiten gesehen? Sie aber rief: „Kauft schönen Salat, kauft schönen Kohl!“ Er wiederholte die Frage, sie aber rief wieder: „Kauft schöne Rettiche, kauft schöne Früchte, Aepfel Birnen, Feigen!“ Da dachte er: „Die Alte da ist taub!“ — kehrte um und ritt nach Hause. Sie aber verwandelte alles wieder und sie setzten die Flucht fort. „Gewiss wird der Vater einen zweiten Diener nachsenden“, sagte sie; „ich will jedoch schon wieder auf ein Mittel denken, ihn zu täuschen.“

Der Diener kam nach Hause und berichtete, dass er nichts gefunden habe. Der Zauberer ward zornig, schalt ihn und befahl einem andern Diener aufzusitzen und den Flüchtigen nachzureiten. Als die

Frau merkte, dass dieser komme, verwandelte sie Ross und Mann schnell in einen See voll Fische, sich selbst aber in einen alten Fischer, der stand am Ufer und angelte. „Hast du nicht einen Mann und eine Frau vorbeireiten sehen?“ fragte der Diener. „Kauft Fische, kauft schöne Fische!“ rief der Fischer. Der Diener wiederholte seine Frage, erhielt aber keine andere Antwort. „Der Alte da ist taub!“ dachte er und kehrte um. Nun nahmen sie ihre rechte Gestalt wieder an und ritten weiter. „Jezt wird noch der Vater selbst nachreiten,“ sagte sie, „aber ich will ihn auch täuschen.“

Als auch der zweite Diener unverrichteter Sache heim gekommen war, sezte sich der Alte selbst auf's Pferd und ritt aus. Als die Frau merkte, dass er komme, verwandelte sie Ross und Mann schnell in eine Kirche, sich selbst aber in einen Geistlichen, der stand unter der Kirchthüre und schaute nach rechts und nach links. Da kam der Zauberer und fragte: „Habt Ihr nicht einen Mann und eine Frau vorbeireiten gesehen?“ Der Geistliche aber erwiederte: „Ihr kommt mir eben recht, ich will Messe lesen und habe keinen Diener; steigt doch ab und kommt!“ Der Zauberer aber dachte: „Da bin ich schon im Lande der Christen; es ist besser, ich reite heim!“ Dacht' es, wandte sein Pferd und ritt nach Hause. Darauf verwandelte sie wieder die Kirche und sich selbst in die rechte Gestalt und sie ritten weiter bis in einen grossen dichten Wald, an dessen Rande das heimatliche Dorf des jungen Mannes lag. Da sprach sie: „Nun geh' allein heim; ich bleibe hier und will mir einen grossen Palast herzaubern und das soll mein leztes Zauberstücklein sein. Morgen kehre zurück, dann wollen wir fürder glücklich hier leben, denn ich will meine Zauberbücher verbrennen und eine Christin werden. Aber lass dich von Niemanden küssen, sonst verlierst du die Erinnerung und wirst mich nicht wieder erkennen.“

Nun ging er allein nach Hause. Als er in die Stube trat, sprangen seine Aeltern und seine Geschwister voll freudiger Ueberraschung auf, eilten auf ihn zu und wollten ihn umarmen und küssen; aber er entzog sich den Umarmungen und liess sich nicht küssen. Nun sezten sie sich um den Tisch und er verkündete ihnen, dass er sich befreit habe, allein er sagte ihnen nicht wie, so dass sie nichts anderes erfuhren, als dass er seine Seele wieder gewonnen habe. Sie dachten aber: „Er ist müde und will es uns heute nicht mehr sagen; morgen wird er es uns schon erzählen.“ Und sie gingen für diese Nacht alle erfreut zu Bette.

In der Nacht schlich seine Mutter in die Kammer, wo er schlief und als sie ihren geliebten wieder gefundenen Sohn so süss schlummernd da liegen sah, beugte sie sich über ihn und gab ihm einen Kuss, ohne dass er erwachte. Als er nun am Morgen aufstand, hatte er alle Erinnerung verloren und meinte, er sei immer zu Hause gewesen. Und so oft die andern in ihn drangen, er möge ihnen doch erzählen, wie er seine Seele vom Wirthe wieder gewonnen habe, lachte er und sagte: „Was Wirth? Was Seele? Ich glaube, ihr faselt oder wollt mich zum Besten haben.“ Da waren seine Aeltern und Geschwister betrübt und sprachen unter sich: „Der Arme, seine Seele hat er gewonnen, aber seinen Verstand hat er verloren, denn er redet irre.“ Er aber griff nach seinem Gewehre und ging auf die Jagd.

Als er in den Wald kam und den prächtigen Palast sah, war er ganz erstaunt. „Ei, wie ist denn dieses herrliche Schloss hieher gekommen“, sagte er, „erinnere ich mich doch nicht es je gesehen zu haben.“ Er ging hinein und seine Frau trat ihm entgegen. „Kommst du endlich“, rief sie, „ich habe dich schon lang erwartet!“ Da sah er sie befremdet an und dachte: „Wie mag doch diese Frau so mit mir sprechen, hat sie mich ja nie gesehen!“ Sie aber merkte sogleich, was geschehen sei, sagte weiter kein Wort und bewirthete ihn trefflich, bis es Nacht wurde. Dann sagte sie: „Heute kannst du nicht mehr nach Hause gehen, bleib hier, ich will dir ein Zimmer und ein gutes Bett anweisen.“ Er war dessen zufrieden und als er darauf schlafen zu gehen verlangte, führte sie ihn in die Küche, wo ein Brunnen war, und sagte: „Nimm dir in einem Glase frisches Wasser mit, damit du zu trinken hast, wenn du in der Nacht etwa Durst bekommst.“ Er nahm das Glas und wollte es füllen, aber er war es nicht im Stande. „Was ist doch das?“ sagte er ganz erstaunt. Sie aber nahm ihm das Glas aus der Hand, füllte es und sagte: „Sieh nur her, wie leicht es ist!“ Darauf ging er zu Bette und schlief die ganze Nacht hindurch auf das Beste.

Am nächsten Tage streifte er im Walde herum, abends ging er aber wieder in das Schloss und bat die Frau um Nachtherberge. Sie bewirthete ihn wieder prächtig; dann gab sie ihm ein Licht und sagte: „Geh nur hinauf in das Zimmer, wo du die lezte Nacht geschlafen hast; schliess aber die Thüre zu, damit Niemand hinein komme.“ Er ging und wollte die Thüre schliessen, allein er war es nicht im Stande und kam zur Frau zurück, um es ihr zu sagen. Sie ging mit ihm hinauf und sprach: „Sieh nur her, wie leicht dies ist!“

— und schloss die Thüre zu. Nun legte er sich zu Bette und schlief wieder die ganze Nacht hindurch auf das Beste.

Am dritten Tage jagte er abermals im Walde. Abends begab er sich wieder in das Schloss; die Frau empfing ihn freundlich und trug ihm eine reichliche Abendmalzeit auf. Als er schlafen gehen wollte, sagte sie: „Schliess' die Fenster deines Zimmers wol zu, denn die Nachtluft ist kühl und schädlich.“ Er ging und wollte die Fenster schliessen, allein er war es wieder nicht im Stande. Sie aber stand schon hinter ihm und sagte: „Sieh nur, wie leicht es ist!“ — und schloss die Fenster. Da sagte er voll Staunen: „Aber was soll das nur bedeuten? Erst war ich nicht im Stande, das Glas zu füllen und gestern und heute vermochte ich die Thüre und die Fenster nicht zu schliessen? Was ist doch das?“ Darauf sah sie ihn scharf an und sprach: „Das ist wegen der drei Blutstropfen im See!“ Da war er wie aus den Wolken gefallen und stand sprachlos da, denn langsam und allmählig kehrte ihm die Erinnerung an alles Vorgefallene wieder. Nun erkannte er seine Frau, umarmte sie und bat sie, ihm Alles vergeben zu wollen. „Meine Mutter muss mich geküsst haben, als ich schlief!“ sagte er und seine Frau verzieh ihm gerne; denn die Liebe verzeiht ja Alles.

Nun blieben sie immerdar im Schlosse und richteten sich gemächlich ein; die Frau verbrannte ihre Zauberbücher und ward eine Christin. Seine Aeltern und seine Geschwister kamen auch oft zu ihnen und sie lebten alle in Liebe und Freundschaft und Eintracht. Wenn du aber, lieber Leser, heute etwa in selbigen Wald kommst und die Ruinen einer alten Burg siehst, so bleib stehen und erinnere dich an diese Geschichte; denn dort haben die beiden glücklichen Gatten einst gewohnt, wenn auch schon lange Gras gewachsen ist über den Schutt und über die ungekannten Gräber der schönen bekehrten Heidin und ihres glücklichen Gatten, des unglücklichen Spielers. —

---

28. Die drei Fischersöhne.

(I tre figli del pescador.)

(Vgl. Liebrecht, I. 7; Zingerle, Märchen I. Nr. 25 und S. 217.)

Ein Fischer hatte den ganzen Tag gearbeitet, ohne einen Fang zu machen. Schon ganz müde und voll Unmuth warf er am Abend noch einmal sein Netz aus, aber diesmal ward es so schwer, dass er

es nur mit Mühe herauszuziehen vermochte. Darin war ein Fisch von ausserordentlicher Grösse, welcher so zu ihm sprach: „Weil du das Glück gehabt hast mich zu fangen und ich doch einmal sterben muss, so will ich dir eine gute Lehre geben. Nimm mein Blut und giess' es in ein Gefäss, meinen Kopf begrab' in deinem Hofe und meine Gräte in deinem Garten, mein Fleisch gib deinem Weibe, meine Eingeweide deiner Hündin und mein Herz deiner Stute."

Der Fischer that alles, was ihm der Fisch gesagt hatte. Nach Jahr und Tag gebar sein Weib drei Söhne, seine Hündin warf drei Junge und die Stute hatte drei Füllen; im Hofe entsprang ein Brunnen mit drei Wasserstralen und das Blut im Gefässe theilte sich in drei Theile, von denen jeder sich fortwährend drehte und bewegte. Die Freude des Fischers darüber kann man sich leicht denken; so arm er war, hätte er doch mit einem Könige nicht getauscht.

Die drei Knaben wuchsen schön und stark heran, auch die Hündlein waren ebenfalls schön und munter und die Füllen wurden muthige und feurige Pferde. Da kam eines Tages der älteste Sohn zu den Aeltern mit der Bitte ihn ziehen zu lassen, um sein Glück in der Welt zu versuchen. Die Aeltern wollten ihn durchaus abhalten, aber er bestand auf seinem Vorsatze und sprach: „Wenn ein Theil des Blutes im Gefässe stille steht und ein Stral der Quelle im Hofe versiegt, so ist es ein Zeichen, dass ich unglücklich geworden oder todt bin." Darauf nahm er im Garten seine Lanze und einen der drei Hunde, stieg auf sein Pferd und ritt fort.

Nachdem er einige Zeit gereist war, kam er in eine Stadt und sah am Fenster eines grossen Palastes eine schöne Jungfrau; das war die Tochter des Königs. Aber auch sie erblickte ihn und sogleich entbrannte ihr Herz in Liebe für den unbekannten schönen Jüngling. Sie rief ihn und unterredete sich mit ihm nnd schliesslich musste ihr königlicher Vater ihr den Willen lassen. So wurde der arme Fischersohn auf einmal der Eidam eines Königs.

Am Tage nach der Hochzeit sassen sie beide an einem Fenster, von wo aus man eine herrliche Aussicht über eine prachtvolle Gegend mit vielen Schlössern, Dörfern und Landhäusern genoss. Er fragte um dieses und jenes, endlich wollte er auch wissen, wem jenes schöne Häuschen gehöre, welches man auf einer Anhöhe sah. „Ah", sagte sie, „das ist ein verzaubertes Haus, so viele auch dort hineingegangen sind, so ist doch keiner mehr herausgekommen. Hüte dich also wol, einen Fuss dorthin zu setzen." Er erwiederte darauf nichts, aber am

folgenden Morgen sagte er seiner Frau, er wolle auf die Jagd gehen. Sie bot ihm Diener und Hunde an, aber er wollte nur sein Pferd und seinen Hund mitnehmen. „Ich bin's schon so gewohnt“, sagte er und ging. Als er zum Häuschen gekommen war, pochte er an die Thüre und sogleich öffnete ihm eine gefällig aussehende Alte. Als sie aber das Hündlein erblickte, da that sie gar furchtsam und obwol er sie versicherte, es werde gewiss nicht beissen, bat sie ihn doch es anzubinden. Da er kein Band hatte, reichte sie ihm ein Haar; aber kaum hatte er es berührt, so wurde er sammt dem Pferde und dem Hunde zu Stein.

Im Fischerhause stand nun ein Theil des Blutes still und der eine der drei Brunnenstralen im Hofe war versiegt. Da sagte der zweite Sohn: „Nun will ich ausziehen; denn meinem Bruder ist ein Unglück begegnet und ich will ihn befreien.“ Die betrübten Aeltern wollten ihn nicht ziehen lassen, aber er liess sich's nicht wehren, nahm auch seine Lanze, sein Pferd und seinen Hund und ritt hinweg.

Auch er kam in die Königsstadt. Als er beim königlichen Palaste war, da lag gerade die Prinzessin am Fenster und rief ihm entgegen: „Kommst du endlich wieder? Es ist wahrhaft an der Zeit, böser Mann, der du mich so lange allein gelassen hast; ich glaubte schon, du seiest todt!“ Die drei Brüder glichen nämlich einander so sehr, dass man sie nur schwer von einander unterscheiden konnte. Als er sich nun so anrufen hörte, sprach er zu sich: „So viel ich merke, ist mein Bruder hier gewesen und die mich so anredet, muss wol gar seine Frau sein; ich will mich nun stellen, als wäre ich der, für den sie mich hält.“ Um sich zu entschuldigen, sagte er ihr, er habe sich verirrt und sei lange in der Irre herumgeritten und sie verzieh ihm. Als sie abends zu Bette gingen, da steckte er seine Lanze zwischen sein und ihr Lager und als sie verwundert fragte, warum er dies thue, erwiederte er, er sei von der Jagd müde und müsse der Ruhe pflegen. Am folgenden Morgen waren sie am Fenster und auch er fragte, wem das Häuschen auf der Anhöhe gehöre. Da verwunderte sie sich und sagte: „Ei, welch' kurzes Gedächtniss du hast! Hab' ich dir denn nicht neulich gesagt, jenes Häuschen sei verzaubert und du sollest dich davor hüten?“ Nun wusste er genug. Am folgenden Morgen ging er mit der Ausrede, auf die Jagd zu gehen, zum Häuschen, aber er theilte das Schicksal seines Bruders. Zu Hause aber stand auch der zweite Bluttheil still und im Hofe sprang nur noch Ein Wasserstral.

Da zog der dritte Bruder aus, nachdem er mit grosser Mühe die Einwilligung der tiefbetrübten Aeltern erlangt hatte. Auch er kam in die Stadt und es erging ihm in Allem wie seinem zweiten Bruder, nur war er glücklicher. Denn als er in jenes Häuschen kam und die Alte ihm gleichfalls ein Haar reichen wollte, um das Hündlein anzubinden, da sah er sie mit zornigem Blicke an und rief mit furchtbarer Stimme: „Ich nehme keine Haare, alte Hexe, sondern ich befehle dir, sogleich alle diese steinernen Statuen wieder lebendig zu machen; wo nicht, ist heute dein lezter Tag gewesen!“ Da erschrack die Alte und zitterte und brachte sogleich ein Gefäss mit einer Salbe, indem sie sagte: „Bestreichet damit den Hals und die Schläfe jeder Statue.“ Er aber erwiederte: „Das sollst du selbst thun, denn ich rühre deine Dinge nicht an!“ — und zugleich bedrohte er sie wieder mit der Lanze. Da gab sie nach und bestrich alle Statuen, so dass ein grosses Gewimmel entzauberter Ritter und Pferde und Hunde entstand. Die zwei ältern Brüder aber kamen auf ihren Befreier zu, küssten und umarmten ihn und dankten ihm von Herzen. Eben so thaten auch die andern alle.

Nun ging der ganze Zug der Stadt zu und ein grosser Haufe Volkes schloss sich an. Als die Prinzessin die drei Brüder sah, fragte sie ganz verlegen: „Welcher von euch ist denn mein Gemal?“ Da stellte ihr der jüngste seinen ältesten Bruder vor und sagte: „Dieser ist es!“ Zugleich erzählte er ihr, wie alles hergegangen sei. Da war grosse Freude in der Königsburg; die Prinzessin dankte dem jüngsten herzlich und schenkte jedem der beiden Brüder einen herrlichen Palast in der Stadt und viele Güter dazu. Darauf ritten sie alle drei noch einmal nach Hause, wo die drei Bluttheile sich wieder bewegten und die drei Brunnenstralen wieder sprangen, holten ihre Aeltern und führten sie in die Stadt, wo sie glücklich und vergnügt noch viele Jahre bis in ihr hohes Alter lebten. —

---

29. Der Frosch.

(La rana.)

(Vgl. Zingerle, Märchen II. S. 173; Liebrecht, I. 10.)

Ein Mann und eine Frau hatten keine Kinder und hätten doch für ihr Leben gern solche gehabt. Sie beteten um einen Nachkommen unter was immer für Bedingungen. Der Himmel schien sich ihrer erbarmen zu wollen; als aber die Zeit um war, zeigte es sich, dass

das Neugeborene ein Frosch war. Aber der Mann und die Frau liessen sich nicht irre machen und zogen denselben auf. Sie lehrten ihn Musik und allerlei Künste; vorzüglich aber liebte der Frosch den Gesang und bildete seine Stimme und seine Anlagen so aus, dass man glauben musste, es sei die beste Sängerin der Stadt. Niemand hatte den Frosch noch gesehen, aber man hielt ihn in der That für eine unbekannte Sängerin und konnte sich nicht erklären, warum dieselbe nicht öffentlich auftrete.

Eines Tages ging der Königssohn am Hause vorüber und als er den Frosch singen hörte, blieb er stehen und hörte lange zu. Sogleich verliebte er sich sterblich in die unbekannte Sängerin und ging zu ihrem Vater mit der Bitte sie sehen und sprechen zu dürfen; allein dieser wies das Ansinnen zurück. Als der Prinz sie wieder einmal singen hörte, wurde er noch mehr verliebt und verlangte von ihrem Vater, er solle sie ihm zur Frau geben. Dieser aber erwiederte, er müsse zuvor seine Tochter befragen. Der Frosch willigte ein, stellte jedoch die Bedingung, in einem geschlossenen Wagen in die Königsburg gebracht zu werden und dort sich ungesehen in das Brautgemach begeben zu dürfen. Der Prinz, dadurch nur noch neugieriger gemacht, gestand es zu. Am bestimmten Tage fuhr der Frosch in einem wolverschlossenen Wagen in das königliche Schloss und gelangte ungesehen in das prächtige Brautgemach, wo er in das eine der beiden Betten kroch und sich verbarg. Als der Prinz abends kam, war er erstaunt seine Braut nicht zu finden und ging missmuthig zu Bette. Um Mitternacht aber kroch der Frosch aus den Polstern hervor auf die Brust des Prinzen, welcher darob vom Schlafe halb erwachte, den Frosch mit der Hand fasste und auf den Boden schleuderte. Da hüpfte derselbe zornig hinaus und über die Stiegen hinab nach Hause.

Dem Prinzen that es am Morgen leid den Frosch auf den Boden geschleudert zu haben und er wurde betrübt und melancholisch. Nach einiger Zeit ging er wieder am Hause vorbei und als er den Gesang hörte, wurde er wahnsinnig verliebt und warb auf's Neue um die Braut. Der Frosch willigte endlich ein, ohne dieses Mal eine Bedingung zu stellen. Er liess sich ein Wägelchen aus Pappe machen, spannte einen Hahn davor und fuhr damit selbst kutschirend zum Königsschlosse. Auf dem Wege standen drei Feen, von diesen hatte Eine beim Essen Fischgräten verschluckt, welche ihr im Halse stecken geblieben waren und grossen Schmerz verursachten. Als nun diese

drei den Frosch sahen, wie er mit seinem Hahne im kleinen Wagen daher fuhr und mit der Peitsche so lustig knallte, lachten sie so herzlich, dass der Einen die Gräten aus dem Halse kamen und sie auf einmal von allen Schmerzen frei war.

Da gingen sie auf den Frosch zu und die erste sagte: „Ich will dir einen schönen Wagen und Pferde und Bediente geben!“ Und im Nu standen Wagen und Pferde da mit Bedienten in schönen Livreien.

Darauf sprach die zweite: „Ich will dir kostbare Kleider und Gold und Silber geben!“ Und im Nu war auch dies Alles da und glänzte und schimmerte, dass es eine Freude war.

Sodann kam die dritte, welche durch das Lachen von den Gräten befreit worden war und sagte: „Ich will dich verwandeln!“

In demselben Augenblicke wurde der Frosch ein schönes Mädchen. Dieses dankte den drei gütigen Feen auf das Herzlichste und fuhr fröhlich in die Königsburg zu einer Hochzeit voll Jubel und Lustbarkeit. —

30. Der Selleri.

(El sellem.)

(Vgl. Liebrecht, I. S. 251.)

Ein Vater hatte drei Töchter. Eines Tages war er hungrig und sagte zur ältesten Tochter: „Geh hinaus und koche mir ein wenig Reis, denn ich will etwas zu essen haben.“ Sie ging den Reis kochen; da fiel ihr ein, auch Selleri zu nehmen und sie ging in den Garten hinab. Sie suchte die schönste Pflanze aus und wollte sie ausziehen, als sie bemerkte, dass der Selleri, so wie sie zog, nur tiefer sinke. Da lief sie wieder hinauf und sagte es der zweiten Schwester. Auch diese kam und versuchte es die Pflanze auszuziehen, aber sie erfuhr das Gleiche. Nun schickten sie die jüngste Schwester, welche zugleich die schönste und lebhafteste war, in den Garten hinab. Diese zog mit aller Kraft, aber statt dass sie den Selleri ausgezogen hätte, wurde sie davon hinabgezogen. Da stand sie auf einer weiten Wiese und vor ihr war ein grosses Schloss. Herzhaft ging sie darauf zu und es kam ihr ein alter Mann mit langem weissem Barte entgegen, welcher sie freundlich aufnahm und ihr im Schlosse eine Wohnung einräumte. Er behandelte sie sehr gut und nach einiger Zeit bat er sie seine Frau zu werden. Sie weigerte sich lange, endlich aber, als sie sah, wie gut der Alte mit ihr sei und wie er sie wahrhaft liebe, willigte sie ein und

wurde seine Gemalin. Darauf übergab er ihr alle Schlüssel, verbot ihr aber streng ein gewisses Zimmer zu öffnen. „Du wirst es schwer bereuen, wenn du mein Gebot nicht befolgst“, warnte er sie mit würdevollem Ernst.

Monate verflossen, da war der Alte einmal abwesend und sie beschloss, obwol sie gesegneten Leibes war, das verbotene Zimmer zu öffnen. Sie that es und sah in einem Gemache viele Weiber, welche schöne goldverzierte Linnen, Windeln und Kinderwäsche ordneten und bügelten; auch stand dort eine Wiege von lauterem Golde. „Für wen arbeitet ihr denn?“ fragte sie verwundert. „Für dich, du abscheuliche Hexe!“ erwiederten die Weiber zornig. Erschrocken und voll Reue über ihren Vorwitz ging sie hinweg. Als der Alte nach Hause kam, merkte er es gleich, dass sie im verbotenen Zimmer gewesen sei. Anfangs war er zornig, dann aber ward er traurig und sagte: „Wisse, dass ich ein verzauberter Prinz bin; hättest du deine Neugierde besiegt, so wär' ich bald erlöst worden, nun aber muss ich wol wieder lange der Erlösung harren. Bei mir darfst du nicht länger bleiben — fliehe!“

Betrübt verliess sie das Schloss. Nach langer mühsamer Wanderung kam sie in eine Stadt und bat im königlichen Schlosse um Nachtherberge. Darin lebte eine Königin, die war seit langer Zeit schon sehr traurig, denn ihr einziger Sohn war plötzlich fortgekommen und man wusste nicht wie und wohin. Sie kam selbst heraus und da sie das Mädchen in solchem Zustande sah, erbarmte sie sich ihrer und liess ihr ein Zimmer anweisen. In der Nacht gebar sie und als dies der Königin berichtet wurde, traf sie alle Vorsorge für Mutter und Kind und bestellte ihr sogar zwei Wärterinnen.

Als nun in der folgenden Nacht Mutter und Kind schliefen, trat auf einmal der Alte leise herein und sagte: „Goldene Laterne mit silbernen Dochten, wacht oder schläft meine Herrin?“ „Sie schläft!“ antwortete die Laterne. Da trat er zum Bette, legte schöne goldverbrämte Windeln darauf und küsste Mutter und Kind. Dann sprach er traurig:

„Wenn die Hähne nicht krähten,
Wenn die Glocken nicht läuteten,
Wenn die Stunden nicht schlügen,
Mein Herz, so blieb' ich hier
Die ganze Nacht bei dir!“

Darauf schlich er leise wieder hinaus. Die zwei Wärterinnen aber

waren schon früher voll Schrecken entflohen und erzählten der Königin, was sie gesehen.

Für die folgende Nacht bestellte die Königin vier Wärterinnen. Um zwölf Uhr kam der Alte wieder und sprach und that alles, wie in der vorigen Nacht. Die vier Wärterinnen aber wagten sich vor Schrecken nicht zu rühren und als der Alte wieder fort war, flohen sie und hinterbrachten es wieder der Königin.

Die dritte Nacht wachte die Königin selbst bei der Wöchnerin. Um zwölf Uhr trat der Alte wieder leise herein und sagte: „Goldene Laterne mit den silbernen Dochten, schläft oder wacht meine Herrin?" — „Sie wacht!" rief die Königin und trat ihm entgegen, doch der Alte entfloh. Die Königin eilte ihm nach und hielt ihn am Rocke, er aber riss sich los und der Königin blieb nur ein Rockschoss in der Hand. In der Tasche desselben fand sie zu ihrem grossen Erstaunen einen Selleri.

Am folgenden Tage berieth sie sich mit ihren Frauen, was mit dem Selleri zu thun sei. Sie redeten hin und her; endlich gab Eine den Rath denselben zu verbrennen. Sie trugen ihn zum Herde und warfen ihn in das Feuer. In demselben Augenblicke hörte man Wagengerassel und Pferdegetrampel vor dem Schlosse und als die Königin die Stiege hinabeilte, kam ihr schon ein junger schöner Prinz entgegen. Das war ihr lange schmerzlich vermisster Sohn und das arme junge Weib, welches sie vor drei Tagen mitleidig aufgenommen hatte, war des Prinzen Frau und ihre Schwiegertochter. Wie viel Freude nach langer Trauer! —

---

31. Die Frau des Teufels.

(La sposa del diavolo.)

(Vgl. Grimm, Märchen Nr. 134; Liebrecht, I. 5.)

Ein Königspaar hatte eine einzige Tochter, die war sehr schön und hielt viel auf Putz und schöne Kleider. Einmal fand sie eine Laus und da sie nicht wusste, was das für ein Thier sei, lief sie zur Mutter und fragte sie. Die Mutter belehrte sie und sprach: „Sperre die Laus in eine Schachtel und füttere sie. Sobald sie recht gross sein wird, lassen wir aus der Haut ein Paar Handschuhe machen, diese stellen wir aus und welcher von deinen Freiern erräth, aus welchen Thieres Haut sie gemacht seien, der soll dein Bräutigam sein."

Die Tochter befolgte, was ihr die Mutter gesagt. Das wolgefüt-

terte eckle Thier wuchs so, dass es aus einer Schachtel immer in eine grössere gebracht werden musste. Als es gross genug war, wurden aus der Haut Handschuhe gemacht und diese öffentlich ausgehängt mit der Bestimmung, wer errathe, aus welcher Haut sie gemacht seien, werde der Bräutigam der königlichen Prinzessin sein. Viele Prinzen und Ritter kamen, der eine rieth dies, der andere jenes, aber keiner traf das Richtige. Endlich kam ein Unbekannter, der errieth es und hielt Hochzeit mit der Prinzessin; darauf führte er sie weit weg in sein Haus. Es war aber kein anderer als der Teufel.

Der Teufel musste bald darauf verreisen; vorher übergab er seiner Frau alle Schlüssel des Hauses und erlaubte ihr alle Zimmer zu öffnen mit Ausnahme eines einzigen. Als er fort war, konnte sie einmal ihre Neugierde nicht überwinden und öffnete das Zimmer. Da sah sie die Hölle und in den Flammen stacken ihr Grossvater und ihre Grossmutter und streckten ihr jammernd die Hände entgegen. Fast wäre sie auch hinabgefallen, doch hatte sie noch die Kraft zurückzuspringen und die Thüre wieder zu schliessen. Aber der Schrecken machte sie krank und sie musste das Bett hüten; denn es war ihr nun klar geworden, dass sie die Frau des Teufels sei. Als sie wieder im Genesen war und eines Tages allein in ihrem Zimmer sass, pickte eine ihr wolbekannte Taube aus dem väterlichen Hause an ihr Fenster. Schnell schrieb sie auf einen Zettel die Worte: „Vater, rette mich, ich bin die Frau des Teufels!“ und hängte ihn der Taube an den Hals. Diese flog hinweg und kehrte nach einigen Tagen wieder mit einem Zettel zurück, worauf ihr Vater geschrieben hatte, sie solle Tag und Nacht wol Acht geben, er werde kommen, um sie zu retten.

In der That zog auch der König mit vielen tapfern Männern aus, um das Haus des Teufels aufzusuchen und seine Tochter zu befreien; aber er wusste auch, wie schwer dieses Werk sei und verzweifelte fast am Gelingen. Auf dem Wege begegnete er einem Manne, der starr in die Ferne sah. „Was schauest du denn?“ fragte er ihn. „Ich sehe so scharf“, sagte der andere, „dass ich selbst bis in das Haus des Teufels sehe.“ „Was macht denn des Teufels Frau?“ fragte der König hastig. „Sie sizt allein in ihrem Zimmer und weint.“ — „So komm mit mir“, sagte der König, „ich will dich gut bezahlen.“ Sie gingen und begegneten einem andern Manne, der stand ruhig und horchte. „Was horchst du denn?“ fragte der König und der Angeredete erwiederte: „Ich höre so scharf, dass ich selbst das erhorche, was in dem Hause des Teufels vorgeht.“ „Was macht denn des

Teufels Frau?“ fragte der König hastig. „Ich höre sie seufzen!“ antwortete der andere. „So komm mit mir“, sagte der König, „du sollst einen guten Lohn haben.“ Sie gingen und begegneten einem dritten, der war so stark, dass er im Stande war, die grössten und schwersten Thore fast geräuschlos auszuheben. Der König nahm ihn in Dienst und fand noch einen vierten, der hatte Gesicht, Gehör und Kraft nur wie gewöhnliche Menschenkinder, dagegen konnte er so leise gehen und schleichen, dass ihn selbst der mit dem scharfen Gehöre kaum hörte. Auch dieser war willkommen. Sie gingen und der Scharfsehende wies ihnen den kürzesten und geradesten Weg; als sie aber zum Hause des Teufels kamen, war es schon Nacht. Da konnte der Sehende nichts mehr machen, aber der Hörende horchte und sagte: „Der Teufel“ — dieser war inzwischen zurückgekommen und war sehr müde — „liegt in seinem Bette und schnarcht, seine Frau aber ist wach und seufzt.“ Nun hob der Starke die grossen Thore des Hauses aus den Angeln, aber ganz ohne Geräusch ging es dabei doch nicht ab. „Still, still“, sagte der Hörende, „denn der Teufel ist im Schlafe ein wenig gestört worden und hat sich auf die andere Seite gelegt. — So“, fügte er nach einer kleinen Weile hinzu, „jezt schnarcht er wieder und liegt in tiefem Schlafe.“ Nun ging der Schleichende hinein, holte die Königstochter und eilig flohen sie wieder hinweg, während der Teufel, wie der Hörende von Zeit zu Zeit versicherte, die ganze Nacht in festem Schlafe lag und schnarchte. Am Morgen waren sie schon zu Hause; der erfreute König aber hielt den vier Rettern Wort und machte sie reich und glücklich für ihr ganzes Leben. —

---

32. Der Teufel und seine Weiber.

(Il diavolo e le sue spose.)

(Vgl. Meier. Märchen Nr. 38.)

Einmal war ein Vater, der hatte drei Töchter. Eines Tages kam er von der Feldarbeit müde nach Hause und sagte zur ältesten: „Geh’ in den Garten hinab und bringe mir einen guten Rettich, denn ich habe Hunger!“ Das Mädchen ging und fand einen grossen schönen Rettich; als sie ihn aber ausziehen wollte, rief unter ihr eine Stimme: „Zieh, zieh, aber schneid’ nicht!“ Sie zog, aber anstatt dass sie den Rettich heraufgezogen hätte, zog der Rettich sie hinab. Da stand sie auf einer grossen schönen Wiese und in der Mitte war ein grosser

Palast. Sie ging darauf zu und fand einen Herrn, das war der Teufel, welcher sie nun als seine Frau in den Palast führte. Er übergab ihr alle Schlüssel und sagte: „Geh' in alle Zimmer, aber jenes, zu welchem dieser goldene Schlüssel gehört, sollst du nie betreten.“ Sie versprach es und er gab ihr zugleich eine schöne frische Rose, welche sie an die Brust steckte. Als nun der Herr eines Tages verreiste, nahm sie die Schlüssel und ging in die Zimmer. Da war im Einen alles von reinem Gold, in einem andern alles von blankem Silber und wieder in einem andern war alles voll des schönsten Weisszeuges und der reinsten Linnen. Zuletzt kam sie auch zum verbotenen Gemache: der Warnung uneingedenk öffnete sie auch dieses und vor ihr war alles voll Feuer, denn es war die Hölle. Ohne dass sie es bemerkte, schlug eine Flamme herauf und versengte die Rose, welche sie an der Brust trug. Eiligst schloss sie wieder zu und ging in ihr Zimmer arbeiten. Bald kam der Teufel und fragte: „Bist du überall gewesen?“ Sie bejahte es. „Auch im verbotenen Zimmer?“ „Nein!“ Da schaute er auf die Rose und als er diese versengt sah, nahm er seine Frau beim Arme, führte sie in das verbotene Zimmer und stürzte sie in die Hölle hinab.

Nun ging die zweite Schwester, um die älteste zu suchen und ward ebenfalls des Teufels Frau; aber es erging ihr wie der ersten und auch sie wurde in die Hölle gestürzt.

Dann machte sich die dritte und jüngste Schwester auf, um die beiden ältern zu suchen. Es erging ihr, wie diesen; nur war sie klug genug, die Rose in frisches Wasser zu stellen, bevor sie in das verbotene Zimmer trat. Als sie ihre Schwestern in der Hölle sah, brachte sie ihnen eiligst zu essen; dann schloss sie zu, steckte die Rose wieder an die Brust und ging in ihr Zimmer. Als der Teufel kam, schaute er sogleich auf die Rose und da er sie frisch sah, glaubte er ihrer Versicherung, sie sei nicht im verbotenen Gemache gewesen. Sie aber sann nun fortwährend auf ein Mittel ihre Schwestern und sich selbst zu befreien. „Höre, Mann“, sagte sie eines Tages, „möchtest du mir nicht erlauben, ein wenig Wäsche nach Hause zu schicken?“ „Schicke nur, so viel du willst“, antwortete er. Da holte sie heimlich ihre älteste Schwester, legte sie in die Kiste und stellte sie vor die Thüre; der Schwester aber sagte sie: „Sobald du merkst, dass er die Kiste aufmachen will, rufe: „Ich sehe dich!““ Dann fragte sie ihn: „Wer kann mir denn die Kiste hintragen?“ „Das will ich schon thun“, erwiederte er. Sie war zufrieden und sagte: „Aber mache die Kiste

nicht auf, das verbiete ich dir; ich sehe dich überall, das magst du fest glauben!“ Der Teufel ging mit der Kiste; aber als er eine Strecke weit gegangen war, plagte ihn die Neugierde und er stellte die Kiste nieder und wollte sie öffnen. Sobald die älteste Schwester dies merkte, rief sie: „Ich sehe dich!“ Da erschrack er fast. „Ei, der Tausend“, sagte er verwundert, „sie sieht mich wirklich überall!“ Und er nahm die Kiste schnell wieder auf, trug sie in das Haus seiner Frau, stellte sie hin und ging. Nach einigen Tagen schickte sie den Teufel mit einer zweiten Kiste, in welcher ihre zweite Schwester war, nach Hause und zum dritten Male wusste sie es schlau genug anzustellen, dass er sie selbst in der Kiste nach Hause trug.

So waren die drei Schwestern wieder glücklich befreit und der Teufel merkte zu spät, dass er betrogen sei. Er hätte vor Wuth bersten mögen und da er nicht die Macht hatte, sie zu holen, so wartete er auf die Rückkehr der Schwestern und wartet noch heute vergebens; denn alle drei sind schon längst in das himmlische Paradies eingegangen.

---

33. Zwei für Eine.

(Due per una.)

Ein armer Bursche verliess sein Aelternhaus, wo er nichts zu nagen und zu beissen hatte und ging in die Welt. Wie er so auf der Strasse dahin schlenderte und über sein Elend nachdachte, begegnete er einem vornehmen Herrn, der redete ihn an und fragte, wohin er gehe. „Weiss ich's?“ erwiederte der Bursche, „bin ich doch arm wie ein Stein; da will ich denn mein Glück in der Welt versuchen, da gibt es grosse Herrn, wie gewiss Ihr einer seid und ich hoffe Barmherzigkeit oder einen Dienst zu finden. „Ganz wol“, sagte der Herr, „ich kann dir helfen und will es auch, aber nur unter einer Bedingung. Du sollst dein ganzes Leben Geld und Gold haben, so viel du wünschest; du darfst dich jedoch drei Jahre und drei Tage lang weder rasiren noch waschen. Du sollst es auch sogleich wissen, ich bin der Teufel; wenn du nur einen Glockenschlag früher, als die drei Jahre und drei Tage um sind, dich wäschest oder rasirest, so bist du mein. Willst du?“ Der Bursche besann sich gar nicht lange und schlug ein.

Nun hatte er stets Geld in der Tasche, lebte lustig in Saus und Braus und warf mit Goldstücken und Thalern um sich, als ob es nur

Sand wäre. Er zog von Stadt zu Stadt; inzwischen wuchs sein Bart und sein Gesicht sah eben aus, wie sich's leicht denken lässt, aber er hatte Geld und wer Geld hat, findet überall lustige Freunde und gute Aufnahme. Auf ein Bischen Sauberkeit im Innern und im Aeussern kommt es ja bei den lockern Kameraden nicht an.

Zwei Jahre waren schier verflossen; da dachte er daran, sich nun auch eine Frau zu suchen. Er lernte drei schöne aber arme Schwestern kennen, ging hin, brachte ihnen kostbare Geschenke und rückte am Ende bei der ältesten mit einem Heiratsantrage heraus. Aber sie that ganz entrüstet und sagte: „Wie kannst du mit einem solchen Antrage zu mir kommen, du unsauberer Sch . . . .? Eckelt mich ja schon vor dir, wenn ich dich von weitem ansehe!“ Und als er sagte, er sei reich und habe Geld, so viel sie wolle, beschimpfte sie ihn noch mehr und ging von ihm fort. Bei der zweiten erging es ihm auch nicht besser. Die jüngste aber dachte sich: „Er ist wol unsauber, aber er hat ja Geld in Menge“ und sie that nicht spröde; endlich gab sie ihm sogar die bestimmte Zusage. Die zwei ältern Schwestern waren über sie sehr ungehalten und machten ihr täglich Vorwürfe; sie tröstete sich aber mit den Geschenken, die er ihr brachte und liess ihre Schwestern und die Leute reden, was sie wollten. Einmal brachte er ihr ein Schmuckkästchen, verbot ihr aber es aufzumachen und sie überwand auch ihre Neugierde und verschloss das Kästchen in der Schublade ihres Schreines.

Endlich waren die drei Jahre und drei Tage um; da wusch er sich mit Seife und liess sich den Bart abnehmen. Wie wol er sich fühlte, als er das ewige Prickeln und Jucken los war und doch Geld genug hatte für sein Leben! „Nun ging er wieder zu den drei Schwestern, die ihn nicht erkannten und als er mit der jüngsten vertraulich that und von der baldigen Heirat sprach, ward sie zornig und sagte: „Wer bist du denn, dass du mit mir so reden darfst? Ich habe ja schon einen Bräutigam!“ „Das bin ja ich!“ erwiederte er lachend und als sie es nicht glauben wollte, mahnte er sie an das Schmuckkästchen und sagte ihr genau, was darin sei. Da holte sie es und fand alles, wie er es angegeben hatte. Nun war sie sehr froh und schon nach wenigen Tagen fand die Hochzeit statt.

Nun denkt sich der Leser und freut sich schon, dass Einer diesmal den Teufel betrogen und um eine Seele gebracht hat. Aber der alte Erzschelm ist nicht immer so dumm, wie man glaubt, er rechnet pfiffiger und klüger, als die Menschenkinder es sich einfallen lassen

und hatte diesmal seine Rechnung mit doppelter Kreide geschrieben. Denn da waren die beiden ältern Schwestern der glücklichen Braut, die jammerten und weinten laut, dass sie das Glück so spröde von sich gestossen hatten und weil sie vor Aerger und Galle nicht mehr wussten, was sie thun sollten, so gingen sie in der Hochzeitnacht auf den Dachboden des Hauses und erhängten sich. Zu derselben Stunde aber erschien der Teufel vor dem Fenster der Brautkammer und rief dem Bräutigam zu: „Du hast gemeint, ich sei um deine arme Seele betrogen, aber nun hab' ich zwei für Eine bekommen!" Rief's und fuhr mit den beiden Seelen in den Klauen feurig durch die Luft von dannen. —

34. Die drei Steinwürfe.

(Le tre sassate.)

(Vgl. Grimm, Märchen Nr. 29 und III. S. 56. Meier Nr. 73 und Nr. 79.)

Es war einmal ein reicher Herr, der war kinderlos aber stets fröhlichen Muthes; neben manchen absonderlichen Launen liess er sich auch manche gute Einfälle kommen. Im Dorfe lebte auch ein armer Mann, gutmütig, redlich und fleissig; er mochte aber arbeiten und sich abmühen, so viel er wollte, er blieb doch arm wie eine Kirchenmaus. Er wäre jedoch für sein Leben gern reich geworden und äusserte sich oft, um ein „Herr" zu werden, sei ihm kein Wagstück zu schwer. Der reiche Herr hörte davon und rief ihn eines Tages zu sich. Er bewirthete ihn vortrefflich, zeigte ihm sein ganzes Haus und Kisten und Kasten voll Gold und Silber und sprach dann: „Höre, mein Freund, ich habe erfahren, dass dir, um reich zu werden, nichts zu schwer sei. Ich bin schon auf Jahren und du sollst mein Erbe werden, wenn du im Stande bist meinem Begehren zu willfahren. Ich fordere nämlich, dass du dem Teufel drei Steine auf einen gewissen hintern Theil des Körpers werfest und zwar mit voller Kraft; allein dies muss geschehen, ohne dass du dabei deine Seele verschreibst. Denn um zeitliches Heil soll Niemand das ewige verlieren."

Der Mann war etwas überrascht, aber er besann sich nicht lange und sagte: „Herr, was Ihr verlangt, soll geschehen, der Teufel soll die drei Steinwürfe bekommen. Nun werdet Ihr aber auch wissen, dass man, um in das Reich des Teufels zu kommen, durch die Reiche dreier Könige reisen muss und Ihr müsst mir behülflich sein, dass ich von unsern Obrigkeiten meinen ordentlichen Pass und alle erfor-

derlichen Papiere erhalte; sonst lässt man mich nicht weiter und ich komm' am Ende gar auf den Schub." „Wol", erwiederte der Herr, „dafür lass nur mich sorgen."

Der Mann bekam Pass und Papiere und reiste ab. In der Hauptstadt des ersten der drei Reiche musste er den Pass unterschreiben lassen und voll Verwunderung erzählten die Beamten sogar dem Könige, es sei ein Mann hier, welcher zum Teufel reise. Der König liess ihn rufen und sagte: „Höre, wenn du wirklich zum Teufel reisest, kannst du mir einen grossen Gefallen thun. Es ist nämlich in meiner Hauptstadt der traurige Fall eingetreten, dass die Brunnen, welche uns früher so reichlich gutes Trinkwasser gaben, plötzlich versiegt sind, während Niemand weiss, wie man sie wieder fliessen machen könnte. Der Teufel aber weiss es sicherlich, denn er weiss viel mehr als wir Menschen. Wenn du daher zu ihm kommst, so könntest du wol gelegentlich nachfragen, um es uns zu sagen, sobald du zurück kommst. Ich will dich dafür gewiss reich belohnen." „Je nun", sagte der Mann, „ich will schon sehen, dass ich's erfahre."

Er reiste weiter und kam in die Hauptstadt des zweiten Reiches. Er liess seinen Pass wieder unterschreiben und als der König von dem seltsamen Reisenden gehört hatte, rief er ihn und sagte: „Hör' einmal; da hab' ich einen einzigen Sohn, welcher schwer krank darnieder liegt. Alle Aerzte der Welt habe ich schon gerufen, aber keiner vermag zu helfen. Der Teufel aber muss sicherlich ein Mittel wissen, denn er weiss viel mehr als wir Menschenkinder. Wenn du also hinkommst, könntest du wol ein wenig nachfragen und es mir sagen, wenn du zurückkommst. Ich will dich dafür gewiss reichlich belohnen." „Je nun", sagte der Mann, „ich will mir's angelegen sein lassen, dass ich's erfahre."

Er sezte seine Reise fort und kam in die Hauptstadt des dritten Reiches, wo er wieder seinen Pass unterschreiben liess. Auch hier liess ihn der König kommen und sagte zu ihm: „Freundchen, du hast eine seltsame Reise vor an einen Ort, wo keiner freiwillig hingeht; du könntest mir aber einen Gefallen erweisen. Ich habe nämlich einen grossen Garten voll schöner Bäume von allen Arten, diese Bäume blühen wohl prächtig, aber sie tragen nie Früchte und ich weiss nicht, was daran Schuld ist. Der Teufel aber muss es wissen, denn er ist gescheidter als die Menschen. Du könntest also wol darnach trachten, es gelegentlich aus ihm herauszubringen; dann komm und sag' es mir, es soll dein Schade nicht sein." „Je nun", sagte der

Mann, „wenn es nichts weiteres ist, so werde ich's wol in Erfahrung bringen.“

Er reiste weiter und kam zu einem breiten aber nicht sehr tiefen Gewässer, welches zwischen dem Reiche des dritten Königs und jenem des Teufels lag. Da war ein Mann, dessen Geschäft es war, die Leute, welche kamen, hin und her zu tragen. Er trug den Reisenden hinüber und als er drüben war, sagte er: „Du siehst wol, wie schlecht es mir hier geht; ich trage schon so lange, dass ich's gar nicht mehr gedenke, wann ich angefangen habe. Wenn du zum Teufel kommst, so erweise mir den Gefallen nachzufragen, wie viele Jahre ich denn schon hier bin. Noch lieber wär' es mir, wenn du erfahren könntest, wie ich denn erlöst werden könnte, denn ich kann es schier nicht mehr länger so aushalten.“ „Sei nur getrost“, sagte der andere, „das will ich schon erfahren.“

Darauf kam er an das Höllenthor und pochte daran. Da kam die Frau des Teufels, nämlich eine böse Hexe, heraus und fragte, was er wolle. „Ist der Teufel zu Hause?“ fragte er. „Nein, er wird erst spät Abends nach Hause kommen“, erwiederte sie. „So erlaubt mir einzutreten und auf ihn zu warten“, sagte er und sie führte ihn in ihr Gemach. Da sprachen sie viel, er schmeichelte ihr, so viel er konnte und wagte es endlich sie zu bedauern, dass sie stets hier eingesperrt leben müsse. Da wurde sie vertraulich und klagte ihm ihre liebe Noth und wie sie sehnlich wünsche bald erlöst zu werden. Er versprach ihr alles aufzubieten, wenn er nur erst sein Vorhaben erreicht hätte und erzählte ihr seine ganze Geschichte; am Ende bat er sie um ihre Hilfe. „Das wollen wir schon machen“, sagte sie, „halt nur die drei Steine bereit und gib auf Alles Acht, was ich fragen werde und was der Teufel mir antwortet.“ Dann führte sie ihn in die Schlafkammer und versteckte ihn unter einem Haufen Lumpen, die in einem Winkel lagen.

Abends kam der Teufel nach Hause, er war ganz müde, denn er war tagüber auf der Jagd nach Seelen gewesen. Er ging in's Bett und schnarchte bald laut. Dann gab seine Frau dem Manne ein Zeichen, dieser kroch hervor und warf dem Teufel mit aller Kraft den ersten Stein auf die bezeichnete Stelle des Körpers, dann duckte er sich rasch und verbarg sich wieder. Der Teufel fuhr auf und rief: „Was ist denn das?“ „Entschuldige mich“, sagte seine Frau, „ich habe lebhaft geträumt und habe dich gestossen.“ „Was hast du denn geträumt?“ fragte der Teufel. „Ich träumte“, sagte sie, „von einem

Könige in einer grossen Stadt, der war ganz traurig, weil alle Brunnen versiegt waren.“ „Ach, das ist da und da“, sagte der Teufel lachend, „ich habe schon grosse Freude darüber gehabt.“ „Ja, warum sind denn die Brunnen versiegt?“ fragte sie wieder; „wäre denn da gar kein Mittel, sie wieder fliessen zu machen?“ „O ja“, erwiederte der Teufel, „die Sache verhält sich nämlich so. Unweit von der Stadt ist auf einem Berge eine alte Kapelle der Muttergottes mit ihrem Bilde; dahin ging man jährlich von der Stadt aus in einer Prozession. Seit einigen Jahren aber unterlässt man es und zur Strafe dafür sind die Brunnen versiegt. Wenn es den Leuten einfiele, wieder andächtig in einer Prozession hinzugehen, so würden die Brunnen alle wieder fliessen wie früher. Aber nun lass mich schlafen, gute Nacht!“

Bald schnarchte der Teufel wieder. Da gab sie abermals ein Zeichen und der Mann warf wo möglich noch stärker den zweiten Stein; dann duckte er sich schnell und verbarg sich wieder. Der Teufel aber fuhr unwirsch empor und schrie: „Was soll das heissen?“ „Ach, entschuldige mich doch“, sagte sie begütigend und that, als wische sie sich den Schlaf aus den Augen; „ich habe wieder geträumt und muss dich im Traume gestossen haben.“ „Was hast du denn geträumt?“ fragte der Teufel. „Mir kam vor“, erwiederte sie, „ich sei in einer andern grossen Stadt, da sah ich einen König, welcher weinte und als ich ihn fragte: „Was weinst du?“ erwiederte er, sein einziger Sohn sei zum Sterben krank und kein Doktor könne ihm helfen.“ „Ach, das ist da und da“, sagte der Teufel lachend; „der arme Junge wird wol sterben müssen und es ist noch nicht gewiss, ob ich ihn bekomme.“ „Und wäre denn da gar kein Mittel?“ fragte sie. „O ja und zwar ein ganz einfaches“, erwiederte er. „Man dürfte nur ein Pferd herumjagen, bis es ganz in Schweiss käme, dann trocknen lassen und ihm darauf den Staub wegstriegeln. Diesen Staub müsste man in Wasser auflösen und wenn der Prinz es tränke, wäre er frisch und gesund. Aber wem soll dies einfallen? Doch jezt will ich schlafen, gute Nacht!“

Nach einiger Zeit, als der Teufel wieder schnarchte, gab sie dem Manne abermals ein Zeichen und er warf mit voller Kraft den dritten und lezten Stein; dann duckte er sich schnell und versteckte sich wieder. Diesmal fuhr der Teufel noch zorniger auf und schrie: „Nun, willst du bald Ruhe geben?“ „O lieber Mann, sei doch nicht böse“, sagte sie, „ich weiss nicht, was dies für eine Nacht ist, dass ich fortwährend träume. O diese bösen abscheulichen Träume!“ „Was hast

du denn schon wieder geträumt?“ fragte der Teufel. „Ich kam“, sagte sie, „in einen grossen Garten, der gehörte einem reichen Könige. In diesem Garten blühten eine Menge Bäume und ich dachte mir, darauf müssten gewiss auch die süssesten Früchte reifen; aber es kam der König und sagte mir, keiner von allen diesen Bäumen trage Früchte. Das scheint mir wahrhaftig erlogen zu sein.“ „Und doch ist es so“, sagte der Teufel rasch, „es ist da und da und ich habe grosse Freude darüber.“ „Und warum sollen denn Bäume, welche so schön blühen, keine Früchte tragen?“ fragte sie. „Du musst wissen“, erwiederte er, „dass dieser König ein Geizhals und Neidkragen ohne Gleichen ist; es wird auch nicht mehr allzulange dauern, so fällt mir seine Seele zu. Da hat er nun seinen Garten mit so hohen Mauern umgeben, dass Luft und Winde fast keinen Zutritt mehr haben. Auch lässt er zu wenig graben und arbeiten, blos um den armen Bauern nichts zahlen zu müssen. Liess' er die Mauern bis wenigstens über die Hälfte niederreissen und die Erde gehörig umgraben, so würden die Bäume Früchte tragen wie früher. Nun aber lass mich schlafen.“ „Ich muss dich noch etwas fragen, mein Schatz“, sagte sie. „Weisst du, da ist ein Mann, der an der Gränze deines Reiches die Leute hin und her trägt; wie lange ist er schon dort?“ „Das mag ungefähr vierundzwanzig Jahre sein“, antwortete der Teufel. „Kommt denn der arme Tropf gar nie mehr los?“ fragte sie wieder und der Teufel erwiederte: „Wenn er nicht so dumm wäre, so würde er längst frei sein. Er dürfte nur den nächsten besten, den er hinüberträgt, fallen lassen, sobald er in der Mitte ist, so wär' er frei und der andere müsste sein Geschäft verrichten.“ „Ich danke dir, mein Lieber“, sagte sie, „für heute weiss ich genug. Nun schlafe zu, du bist ja müde, ich will dich nicht mehr stören. Gute Nacht!“

Der Teufel brummte noch etwas, bald aber schlief er fester denn zuvor. Da stand sie auf, führte den Mann hinaus und liess ihn durch ein kleines Pförtchen entschlüpfen. „Aber dass du ja mein gedenkst!“ rief sie ihm zum Abschiede nach.

Er ging und kam zum Manne am Wasser. „Hast du nichts erfahren?“ fragte ihn derselbe sogleich. „O ja“, erwiederte der andere, „aber erst trag mich hinüber, dann will ich's dir sagen“. Als sie drüben waren, sagte er: „Du dienst ungefähr vierundzwanzig Jahre und wenn du frei werden willst, so brauchst du blos den nächsten besten, den du hinüber trägst, in der Mitte des Wassers fallen zu lassen. So pfiffig hättest du längst sein können.“ Der Träger

dankte bestens und versprach die nächste Gelegenheit dazu wol zu benützen.

Dann kam er zum dritten Könige, welcher ihn sogleich fragte, ob er nichts erlauscht habe. „O ja“, erwiederte er, „der Teufel hat es selbst gesagt, dass er Euch bald holen werde, weil Ihr ein Geizhals und ein Neidkragen seid. Lasst die zu hohen Mauern um Euern Garten bis wenigstens über die Hälfte herab niederreissen und gebt den fleissigen armen Bauern etwas zu verdienen, dann werden Eure Bäume nicht nur blühen, sondern auch reichliche Früchte tragen.“ Als der König dies hörte, wurde er feuerroth vor Zorn und sagte: „Ich will es thun, dich aber so lange einsperren lassen, bis meine Bäume Früchte tragen.“ „Ich verlange keinen Dank von Euch“, sagte der Mann, „aber Eure Kerker könnt Ihr mit den Spitzbuben füllen, die Ihr in Eurem Reiche habt. Ich bin ein ehrlicher Mann und kann nicht länger hier bleiben, denn ich muss in die nächste Stadt zu Eurem Nachbar, um seinem Sohne Hilfe zu bringen.“ Als der König dies hörte, wagte er es nicht mehr ihn festzuhalten, sondern liess ihn ziehen — aber ohne Dank und ohne Geschenk; denn er war ja ein Geizhals und ein Neidkragen, auf dessen Seele der Teufel mit Recht sich schon lange freute.

Der Mann ging und kam zum zweiten Könige. „Hast du nichts erlauscht?“ fragte dieser sogleich. „O ja“, erwiederte er, „gebt mir nur ein Pferd.“ Als er dieses hatte, jagte er es im Stalle auf und nieder, bis es von Schaum überdeckt war. Dann wartete er, bis es trocken war, striegelte ihm den Staub ab, that diesen in's Wasser und gab es dem kranken Prinzen zu trinken. In wenigen Tagen war dieser frisch und gesund und der hocherfreute König belohnte den Retter seines Sohnes reichlich. „So oft du etwas brauchst“, sagte er ihm zum Abschied, „komm ungescheut zu mir und wenn du für immer hier bleiben willst, wird es uns nur lieb und angenehm sein.“

Er ging und kam zum ersten Könige. „Hast du nichts gehört?“ fragte ihn dieser. „Ei, freilich“, erwiederte er. „Der Teufel hat keine kleine Freude darüber, dass ihr die Prozession zur Muttergotteskapelle auf dem Berge vor der Stadt so habt in Vergessenheit kommen lassen. Haltet sie wieder andächtig und ihr werdet auch euer Wasser wieder bekommen.“ Da gab der König den Befehl, sogleich am folgenden Tage die Prozession zu halten und wer nur könne, solle andächtig mitgehen. Es geschah, der König ging selbst mit und als die Prozession zurückkam, sprangen und sprudelten alle Brunnen

wieder wie früher und die Stadt erscholl von lautem Jubel. Der König aber belohnte den Mann überreich und gab ihm so viel Gold und Silber, dass er es allein nicht zu tragen vermochte.

Endlich kam er nach Hause. Der reiche Herr empfing ihn mit grosser Freude und lachte herzlich, als er die Geschichte gehört hatte. Der Mann war sein Erbe und lebte als reicher Herr glücklich und fröhlich bis an sein Ende. Er erzählte die Geschichte von den drei Steinwürfen oft und gern jedem, der sie hören wollte; die Grossmutter hat sie wieder der Enkelin erzählt und so hat sie sich fortgepflanzt bis auf unsere Tage, wo es wol Niemand mehr für möglich halten würde, auf solche Weise zu Geld und Glück zu kommen. Wer's aber doch für möglich hält, der mag's selbst probiren. —

---

35. Der Todtenarm.

(Il braccio di morto.)

In einem Dorfe war die Sitte, dass beim Tode eines Bruders die Schwester und beim Tode einer Schwester der Bruder die ersten drei Nächte beim Grabe auf dem Friedhofe wachen musste. Einmal war ein Mädchen gestorben und ihr Bruder, ein starker unerschrockener Jüngling, hielt auf dem Friedhofe die Wache.

Als die Stunde der Mitternacht schlug, kamen drei Gespenster zu ihm und fragten ihn: „Willst du mit uns spielen?“ „Warum nicht?“ erwiederte er, „aber wo wollt ihr denn spielen?“ „Wir spielen in der Kirche,“ sagten sie. Darauf führten sie ihn in die Kirche und stiegen in eine weite Gruft hinab; da standen viele morsche Särge und lagen Haufen von menschlichen Gebeinen durcheinander. Sie nahmen Gebeine — „das sind unsere Kegel“ — und einen Todtenkopf — „das ist unsere Kugel“, sagten sie. Darauf stiegen sie wieder in die Kirche herauf, stellten dort ihre Kegel auf und fingen an zu kegeln; auch sezten sie viel Geld ein. Muthig kegelte der Bursche mit und gewann ihnen alles Geld ab. Nach einer Stunde trugen sie die Kegel wieder in die Gruft hinab und verschwanden.

In der zweiten und dritten Nacht spielten sie wieder auf dieselbe Weise und der Jüngling gewann ihnen wieder alles Geld ab. Zulezt führten sie ihn in die Gruft und Einer der gespenstigen Männer sagte: „Weil du keine Furcht gehabt und uns erlöst hast, wollen wir dich belohnen.“ Darauf gab er ihm einen Todtenarm, dessen Gelenke fest

in einander hingen und sagte: „Nimm diesen Arm, er ist dir mehr werth als das beste Schwert. Wen du nur immer damit berührst, sei es auch der stärkste Riese, der fällt augenblicklich todt zu Boden.“ Darauf verschwanden sie.

Am Morgen brachte der Jüngling das gewonnene Geld seinem Vater und sagte: „Lieber Vater, ich will in die Welt gehen, mein Glück zu suchen.“ Der Vater gab ihm seinen Segen und gute Lehren; der Jüngling aber zog aus, indem er den Todtenarm wol unter den Kleidern verborgen hielt.

Er kam in eine grosse Stadt, die war überall mit schwarzen Tüchern behangen und voll Trauer. Er fragte den ersten, dem er begegnete, nach der Ursache und dieser antwortete: „Wisse, dass in der Nähe der Stadt ein schwarzes Schloss steht, in welchem viele böse Zauberer wohnen. Der König hat ihnen zuerst alle Fräulein und Damen vom Hofe und vor einigen Tagen sogar seine einzige Tochter hinschicken müssen; jezt muss er täglich auch drei Soldaten hinsenden und es kehrt nie mehr Einer zurück. Wer das Land von den Zauberern befreite, möchte wol so reich und angesehen werden, dass ihm kein Wunsch mehr übrig bliebe.“

Als der Jüngling dies gehört hatte, liess er sich sogleich dem Könige vorstellen und erklärte ihm, er wolle das Schloss von den Zauberern befreien. „Wenn du dies vermagst“, erwiederte der König, „und wenn du meine arme Tochter befreiest, so sollst du sie zur Gemalin erhalten und mein Reich erben. Du musst aber drei Nächte im Schlosse zubringen; wenn du nun glücklich bist, so bitt' ich dich, am ersten Morgen einen, am nächsten zwei und am dritten drei Schüsse aus den Kanonen abzufeuern, welche oben auf der Schlossmauer stehen.“

Als es Abend wurde, begab sich der Jüngling in das schwarze Schloss. Er ging über die Stiegen hinauf und trat in einen Saal, da stand eine grosse mit Speisen bedeckte Tafel, die Stühle aber waren mit der Lehne gegen den Tisch gekehrt. Er liess alles stehen, wie es war, ging in die Küche hinaus, schürte ein Feuer an und sezte sich an den Herd, indem er den Todtenarm in der Hand hielt. Um Mitternacht hörte er Stimmen im Kamine rufen: „Wir haben schon so viele getödtet und werden dich auch tödten!“ Darauf kamen drei Zauberer herab, die hatten grimmige Gesichter und so lange Nasen, dass sie damit fast bis auf die Erde reichten. Der Jüngling aber schlug ihnen mit dem Todtenarme die Nasen ab, so dass sie todt hinfielen. Darauf

ging er schlafen. Am Morgen feuerte er der Verabredung gemäss die erste Kanone ab und als es der König hörte, hatte er grosse Freude und die ganze Stadt mit ihm.

Als er am folgenden Abend wieder in den Saal trat, fand er schon einen Theil der Stühle umgekehrt und in die rechte Stellung gebracht. Zugleich kamen mehrere traurige schwarzgekleidete Jungfrauen herein, die baten ihn flehentlich, er möge doch ausharren und sie befreien. Dann sezten sie sich zu Tische und assen und er ass auch mit. Hernach gingen sie alle wieder fort, er aber begab sich in die Küche und erwartete am Herde sitzend die Mitternacht. Als die Stunde schlug, riefen wieder Stimmen im Kamin: „Spitzbube, du hast unsere Brüder ermordet, nun wollen wir dich ermorden!“ Es kamen abermals drei langnasige Zauberer herab, der Jüngling aber schlug sie todt und ging schlafen. Am Morgen krachten auf dem Mauerwalle des Schlosses zwei Kanonenschüsse.

Am dritten Abende fand er im Saale noch mehr Stühle umgekehrt und es kamen noch mehr schwarzgekleidete Jungfrauen herein, als am vorigen Abend. „Nur heute noch“, riefen sie bittend, „und du wirst uns alle erlösen.“ Sie assen mit ihm und gingen wieder fort; er aber sezte sich in der Küche an den Herd. Um Mitternacht riefen viele Stimmen im Kamine: „Spitzbube, du hast unsere Brüder ermordet, heute sollst du das Leben lassen!“ Da kamen viele Zauberer mit langen Nasen herab, aber so viele, als da kamen, so viele schlug er todt und hatte wenig Mühe, denn er brauchte sie mit dem Todtenarme nur zu berühren und sie lagen schon todt da. Nun ging er schlafen; aber kaum krähte der Hahn, so ward im Schlosse alles lebendig und viele in bunte Farben gekleidete vornehme Fräulein traten in sein Zimmer, um ihm zu danken. Darunter war die Prinzessin selbst, welche ihn umarmte und sprach: „Nun will ich deine Gemalin werden!“ Aber auch die befreiten Soldaten kamen und er befahl ihnen hinabzugehen und alle Kanonen abzufeuern.

Als nun die Kanonen donnerten, ward in der Stadt alles lebendig und die Strassen erschollen von Musik und Jubel. Die schwarzen Tücher verschwanden und überall wehten die Fahnen und flatterten die Bänder an den Kränzen. Der König aber fuhr mit allen seinen Hofwägen in das Schloss, um die Befreiten zu holen. Noch an demselben Tage wurde die Hochzeit gehalten und man erzählt es noch heute, wie fröhlich es dabei zugegangen sei.

36. Der Schuster.

(Al tgialgiö. Fassa.)

Es war einmal ein armer Schuster, der hatte schon viele Jahre in seinem Dorfe gearbeitet, war aber bei allem Fleisse doch noch nie auf einen grünen Zweig gekommen. Darüber missmuthig fasste er den herzhaften Entschluss in die Welt zu gehen, um sein Glück zu versuchen. „Wer weiss, ob ich's nicht unvermuthet irgendwo finde“, sagte er zu sich selbst; „ich bin dessen so gut würdig, wie die reichen Schelme, denen ich bisher die Stiefel gemacht habe.“ Er packte seine Habseligkeiten zusammen und ging, ohne viel Zeit mit Abschiednehmen zu verlieren.

Am dritten Tage abends kam unser Schuster in ein Wirthshaus und fragte den Wirth, ob er zu essen und ein Bett bekommen könne. „Zu essen und zu trinken, so viel Ihr wollt“, sagte der Wirth, „aber beherbergen kann ich Euch nicht, denn ich habe viele Gäste und alle Betten sind vergeben.“ „Nun so gebt mir zu essen und zu trinken, das übrige wird sich finden!“ sagte der Schuster und er ass und trank, dass es eine Art hatte; denn vom weiten Wege war er hungrig und durstig geworden. Während des Essens erzählte ihm der Wirth, es sei da in der Nähe ein Schloss, darin liesse sich wol schlafen; allein so viele dahin gegangen seien, nie sei mehr Einer zurück gekommen. Da sagte der Schuster: „Nun wol, Ihr sollt sehen, ob ich mich getraue, ich will heute in dem Schlosse schlafen!“ „Ei, lasst das sein“, sagte der Wirth, „Ihr könnt Euch ja auf das Heu legen oder hier im Tischwinkel bequem machen.“ Aber der Schuster nahm Licht, Leder und Hammer und liess sich den Weg zum Schlosse zeigen. Als er dort war, zündete er das Licht an, setzte sich in einem grossen Zimmer nieder und klopfte darauf los, dass es eine Freude war. Auch sang er ein Liedchen dazu und hatte gar keine Furcht, wie schaurig auch die rostigen Windfähnchen auf dem Dache knarrten.

Als es zwölf Uhr Mitternacht war, kamen zwei Riesen, packten den Schuster und schlugen ihn, der Schuster aber sagte kein Wort, so weh ihm die Schläge auch thaten und dies war sein Glück, denn sonst wäre er verloren gewesen. Die Riesen mishandelten ihn bis zum Gebetläuten; dann gingen sie fort und liessen ihn wie todt auf dem Boden liegen. Endlich kam er wieder zu sich, aber er fühlte so grosse Schmerzen, dass er anfangs meinte, alle Glieder an seinem Leibe seien gebrochen; doch nach und nach gelang es ihm sich wieder aufzu-

richten und zum Fenster hinzuschleppen. Er sah in den Garten hinab; da war in der Mitte ein Brunnen und aus demselben blickte der Kopf eines wunderschönen Mädchens, welches ihm freundlich zuwinkte. Mit vieler Mühe ging er in den Garten hinab; da erzählte ihm das Mädchen, sie sei eine verzauberte Königstochter und harre auf einen Retter. „Weil du in der letzten Nacht so muthig ausgehalten hast“, sagte sie, „bin ich jetzt schon bis an die Schultern über dem Wasser und wenn du nur noch zwei Nächte duldest, so bin ich befreit und will deine Gemalin werden und dich reich und angesehen machen mehr als du nur je geträumt hast. Geh wieder hinauf, da und da ist eine Salbe, damit salbe dich.“ Und er ging hinauf, salbte sich und war heil und gesund. Dann ging er wieder in den Garten und redete und koste den ganzen Tag mit der schönen Prinzessin.

Beim Einbruch der Nacht machte er sich bereit wieder Schläge zu empfangen. Als es zwölf Uhr war, da kamen vier Riesen und schlugen ihn noch ärger als die vorige Nacht. Aber wenn es ihm recht wehe that, so dachte er an die schöne Prinzessin und an sein künftiges Glück und hielt stumm alles aus. Als die Riesen fort waren, raffte er sich langsam auf, salbte sich und war wieder frisch und stark, als wäre ihm nichts zu Leid widerfahren. Dann ging er in den Garten und blieb den ganzen Tag bei der Königstochter, welche heute schon bis zu den Knien aus dem Wasser war.

In der dritten Nacht kamen acht Riesen, die schlugen ihn wieder, dass er unsägliche Schmerzen litt; aber er hielt stumm alles aus. Zuletzt warfen sie ihn in ein Loch voll Messer und gingen fort. Er war am ganzen Leibe zerstochen und blutig und nur mit der grössten Anstrengung vermochte er sich aufzuraffen und an den Ort zu schleppen, wo die Salbe war. Als er sich gesalbt hatte, war er wieder heil und gesund und ging in den Garten hinab. Dort kam ihm die Prinzessin schon entgegen und dankte ihm; dann holten sie Wagen und Pferde und fuhren in die Stadt, um lustige Hochzeit zu halten. Da sassen sie alle bei einem grossen Male und warfen mir ein Bein an den Ellbogen, dass mir der Arm davon noch jetzt wehe thut.

37. Der Schuster.

(El calier.)

(Vgl. Grimm, Märchen No. 4, III. S. 9 und Zingerle, Märchen II. S. 281.)

Ein König hatte ein Schloss, das war verzaubert und Niemand konnte darin wohnen; denn alle, welche dorthin gegangen waren, hatte man nie mehr gesehen oder todt gefunden. Da war ein Schuster und es war gerade Fastnachtszeit, da sagte er zu sich selbst: „Alle Leute sind lustig und essen und trinken, ich aber bin ein armer Teufel und habe nicht einmal ein Stück Brot, um mir den Hunger zu stillen. Ich will doch sehen, ob ich nicht auch mein Glück machen kann!“ Er ging schnurstracks zum Könige und sagte: „Euere Majestät, ich bitte um die Erlaubniss in das Schloss hin zu gehen, um es von den bösen Geistern zu befreien.“ „Das wäre mir schon recht“, sagte der König darauf, „aber du wirst nicht im Stande sein das auszurichten. Es sind schon viele hingegangen, welche stärker waren als du bist und ich habe keinen lebendig wieder gesehen.“ „Ich will's doch versuchen“, erwiederte der Schuster; „wenn ich auch sterben muss, es liegt mir und Niemanden etwas daran, denn ich habe in der ganzen weiten Welt keine Seele, die sich um mich kümmert. Aber darum bitte ich, dass ich im Schlosse Leder zum Arbeiten und auch zu essen und zu trinken bekomme.“ „Wenn du nichts anderes willst, daran soll's dir nicht fehlen“, antwortete der König und befahl sogleich seinen Dienern dem Schuster alles, was er verlange, in das Schloss zu tragen — denn bis über das erste Thor hinein durften sie gehen. Nun ging der Schuster mit den Dienern in das Schloss und als sie innerhalb des ersten Thores waren, stellten sie das Leder und das Essen und Trinken hin und sagten: „Nun, Schuster, sieh selbst zu, wohin du es tragen willst, wir wünschen dir viel Glück!“ „Geht nur“, sagte der Schuster, „jezt werde ich schon selbst für mich sorgen.“ Er trug alles über die Stiegen hinauf, bis er eine Küche fand, da stellte er es nieder und machte sich an die Arbeit; es war aber noch am Morgen. Zu einer gewissen Stunde kam plötzlich ein grosser Bock in die Küche, der nahm den Schuster auf seine Hörner, trug ihn in den Garten hinab und liess ihn dort allein. Der Schuster war zwar darüber gewaltig erschrocken; als er sich aber wieder allein sah, ging er durch den Garten. Er war ganz entzückt, denn der Garten war sehr schön, es standen darin allerlei mit Früchten beladene Bäume und wuchsen und dufteten Blumen von allen Gattungen, wie sie der Schuster in seinem

Leben gar nie gesehen hatte. Da erblickte er ein wunderschönes Mädchen, welches kaum mit dem Kopfe über die Erde hervorragte. Sie erzählte ihm, wie sie schon seit vielen Jahren hier verzaubert sei und wie schon viele hergekommen seien sie zu erlösen, aber keinem sei es noch gelungen. „Wisse“, sagte sie, „dass ich die Tochter des Königs der sieben goldenen Berge bin; wenn du willst, kannst du mich befreien. Aber drei Nächte musst du aushalten; es werden viele Hexen kommen und werden dir drohen dich zu ertränken, zu verbrennen und von den Mauern des Schlosses zu stürzen. Wenn du Furcht bekommst, so bist du verloren; wenn du dich aber nicht fürchtest, so kann dir nichts Böses widerfahren und du wirst mein Retter werden. Wenn du abends in ein Zimmer kommst, musst du dich mit Kleidern derselben Farbe anthun, wie die der Tapeten ist, dann lege dich auf das Bett, aber sieh zu, dass du nicht einschläfst.“

Als es Nacht wurde, kam der Bock wieder, trug den Schuster in die Küche hinauf und verschwand. Der Schuster machte ein Feuer an und kochte sich sein Abendessen. Plötzlich entstand Geräusch im Kamin und es fielen Todtenschädel in Menge herab. Aber der Schuster erschrack darob nicht, sondern sagte: „Macht nur, was ihr wollt, aber ich esse und trinke, ich pfeife und singe mir eines dazu.“ Als er gegessen und getrunken hatte, kam der Bock wieder und trug ihn in ein Zimmer. Dieses war gelb; der Schuster nahm daher ein gelbes Kleid, welches dort bereit lag, zog es an und warf sich auf das Bett: aber der Worte des Mädchens eingedenk schlief er nicht.

Um Mitternacht traten zwölf Hexen in das Zimmer und kamen zum Bette, indem sie zornig schrien: „Was willst du hier an unserm heiligen Orte, Erdenwurm, was suchst du? Entfliehe!“ Aber er blieb ruhig und schwieg, so viel Lärm sie auch machten und so furchtbare Drohungen sie ausstiessen. Endlich schleppten sie ihn über die Stiegen hinab zu einem Brunnen, um ihn hinab zu stürzen. Schon war er am Rande desselben, da schlug es Ein Uhr. „Verflucht sei diese Stunde!“ riefen die Hexen, indem sie weggingen und ihn liegen liessen. Der Schuster aber stieg vom Brunnensaume herab, ging in das Zimmer hinauf, legte sich nieder und schlief bis an den lichten Morgen.

Als es Tag war, kam der Bock wieder und trug ihn in die Küche. Dort bereitete sich der Schuster ein gutes Frühstück und verzehrte es wolgemut; dann ging er singend und pfeifend über die Stiege hinab. Inzwischen waren die Diener des Königs gekommen, um zu sehen, ob der Schuster noch lebe und waren nicht wenig verwundert, ihn so

fröhlich daher kommen zu sehen. „Wie geht's, Schuster?“ fragten sie. „Sehr gut“, erwiederte er; aber davon, dass er grosse Angst ausgestanden so wie von allem Uebrigen sagte er ihnen kein Wort. Der König wunderte sich ebenfalls von seinen Dienern zu hören, der Schuster sei noch am Leben und frohen Muthes und es gehe ihm sehr gut. „Wer weiss“, sagte er hocherfreut, „ob nicht der arme Schuster, auf den ich gestern noch wenig Hoffnung setzte, mein Schloss von dem bösen Spuke befreien werde.“

Der Schuster war indessen in den Garten gegangen und sah mit Freude, dass die verzauberte Prinzessin heute schon bis unter die Schultern über der Erde war. Sie fragte ihn, wie es ihm in der Nacht ergangen sei und er erzählte ihr, es habe kaum ein Haar gefehlt, so wäre er in den Brunnen gestürzt und ertrunken. Sie munterte ihn auf, er solle nur keine Furcht haben; wenn er sie befreie, so wolle sie seine Frau werden und ihn glücklich machen.

Als es wieder Nacht wurde, kam der Bock und trug den Schuster in die Küche. Während des Kochens fielen noch mehr Todtenköpfe aus dem Kamin herab als am vorigen Abend und Stimmen riefen in Einem fort: „Wirf! wirf!“ Aber der Schuster lachte nur und sagte: „Werft nur zu, ihr Armen, ich habe keine Furcht, auch nicht vor tausend, welche davon laufen!“ Als er gegessen hatte, trug ihn der Bock in ein anderes Zimmer, welches roth war. Er zog nun ein rothes Kleid an und legte sich auf das Bett, aber er schlief nicht.

Um Mitternacht kamen vier und zwanzig Hexen und schrien mit grimmigem Zorn: „Was willst du hier an unserm heiligen Orte, Erdenwurm, was suchst du? Sprich!“ Der Schuster aber hielt sich mäuschenstille und sagte kein Wort. Sie drohten ihm in furchtbarer Weise; zuletzt schleppten sie ihn in den Hof und schürten ein grosses Feuer an. Schon hatten sie ihn gefasst, um ihn hineinzuwerfen, als es Ein Uhr schlug. Da riefen die Hexen: „Verflucht sei diese Stunde!“ Sie liessen ihn liegen und verschwanden. Der Schuster aber ging hinauf, legte sich nieder und schlief abermals bis an den lichten Morgen.

Als es Tag war, kam der Bock wieder und trug ihn in die Küche. Der Schuster frühstückte herzhaft; darauf ging er singend und pfeifend über die Stiege hinab zum Schlossthore, wo die Diener des Königs ihn erwarteten. „Wie geht's, Schuster!“ fragten sie. „Sehr gut“, erwiederte er und die Diener brachten die Nachricht dem Könige. Der Schuster aber ging in den Garten und da war die Prinzessin heute schon bis an die Kniee über der Erde. Sogleich fragte sie ihn, wie es

ihm in der lezten Nacht ergangen sei und er erzählte ihr, wie kaum ein Haar gefehlt habe und er wäre verbrannt worden. Sie machte ihm Muth und sprach: „Wenn du noch eine Nacht aushältst, so bin ich erlöst. Morgen werde ich dir noch mit meinem Tüchlein winken; dann erwart' ich dich über Jahr und Tag am Jordanflusse. Wenn du hin kommst, wirst du mich finden; sodann will ich dich zu meinem Vater, dem Könige von den sieben goldenen Bergen führen und dich heiraten.“ Der Schuster versprach zu kommen.

Als es Abend war, kam der Bock wieder und trug den Schuster in die Küche. Als er sein Essen kochte, fielen noch mehr Todtenköpfe beim Kamin herab und viele Stimmen riefen: „Wirf! wirf!“ Der Schuster aber lachte nur darüber und als er gegessen hatte, trug ihn der Bock in ein schwarzes Zimmer. Da zog er ein ganz schwarzes Kleid an und legte sich auf das Bett, ohne zu schlafen.

Um Mitternacht stürzten acht und vierzig Hexen herein und schrien mit wutherfüllten Blicken den Schuster an: „Was willst du hier an unserem heiligen Orte, Erdenwurm, was suchst du?“ Aber wer nicht antwortete, war der Schuster. Sie drohten ihm auf jegliche Weise, aber er blieb fest. Zulezt schrie eine: „Geben wir ihm den Rest, hinauf mit ihm auf die höchste Mauer des Schlosses!“ Und sie ergriffen ihn und fort ging es durch die Luft bis auf die höchste Mauer; schon wollten sie ihn hinunterstürzen, als es Ein Uhr schlug. „Verflucht sei diese Stunde!“ riefen die Hexen und verschwanden; der Schuster aber stand am Rande der Mauer und konnte nicht hinab. Am Morgen sah er im Garten die Prinzessin, welche heute frei herumwandelte; sie winkte ihm mit ihrem Tüchlein zu und ging.

Indessen waren die Diener des Königs abermals gekommen; als sie aber den schwarzen Mann auf der Spitze der Mauer sahen, da liefen sie voll Furcht zum Könige und berichteten ihm, auf der höchsten Mauer des Schlosses sitze ein schwarzer Mann, das könne Niemand anderer sein als der leibhaftige Teufel aus der Hölle.

Auf Befehl des Königs zogen sogleich die Geistlichen mit Kreuz und Fahne in Prozession zum Schlosse, um den Teufel zu vertreiben. Als sie aber der Mauer nahe gekommen waren, schrie der Schuster aus Leibeskräften: „Ich bin nicht der Teufel, ich bin der Schuster, welcher das Schloss des Königs befreit hat!“ Als die Geistlichen dies hörten, kehrten sie um und erzählten es dem Könige. Dieser schickte sogleich seine Diener mit langen Leitern hinaus; sie befreiten den Schuster und führten ihn zum Könige, welcher ihm hocher-

freut sagte: „Hast dich wacker gehalten, Schuster; nun sprich, was verlangst du von mir?“ Da erwiederte der Schuster: „Eure Majestät, ich will weder Reichthum noch Gold, sondern nur eines der schönsten Pferde und ein kleines Reisegeld dazu.“ Der König gewährte es gerne und als der Schuster das Pferd hatte, sezte er sich darauf und ritt fort zum Jordanflusse, wo die Prinzessin ihn erwartete.

Nachdem er fast ein Jahr lang gereist war und bis zu dessen Ende nur noch drei Tage fehlten, war er bereits ganz in der Nähe des Jordanflusses und übernachtete dort in einem Wirthshause. Treuherzig erzählte er den Wirthsleuten, weshalb er zum Jordan reise. Aber der Wirth hatte drei Töchter, die verliebten sich in den Schuster und sannen auf ein Mittel zu verhindern, dass er mit der Prinzessin spreche; daher gossen sie morgens einen Schlaftrunk in seinen Kaffè. Er merkte nichts, setzte sich auf sein Pferd und ritt zum nahen Jordanflusse, dort stieg er ab und band das Pferd an einen Baum; aber er konnte dem Schlafe nicht mehr widerstehen und schlief ein.

Bald kam die Prinzessin und wollte ihn wecken; aber so sehr sie ihn auch rüttelte, er erwachte doch nicht. Da seufzte sie und sprach: „Armer Mann, du bist betrogen!“ Zugleich warf sie ihm ein Tüchlein zu, worauf ihr Bild war und entfernte sich. Aber in der Nähe war ein Hirte, der hatte alles gesehen, schlich herbei und nahm dem Schlafenden das Tüchlein weg.

Bald darauf erwachte der Schuster und wartete; als es aber Abends wurde, kehrte er in dasselbe Wirthshaus zurück und erzählte traurig, dass er sein Glück verschlafen habe. Die Töchter des Wirthes trösteten ihn damit, dass er ja noch zwei Tage habe; allein am nächsten Morgen früh gossen sie wieder einen Schlaftrunk in seinen Kaffè. Darauf ritt er zum Jordan und schlief dort abermals ein. Zur bestimmten Stunde kam die Prinzessin und versuchte vergebens ihn zu wecken. Dann seufzte sie: „Armer Mann, du bist betrogen!“ — liess ihm einen Ring zurück und ging. Aber der Hirte, welcher wieder alles gesehen hatte, stahl ihm auch den Ring.

Als der Schuster erwachte und merkte, dass er die Zeit wieder verschlafen habe, kehrte er gar traurig in das Wirthshaus zurück und erzählte den Wirthsleuten von seinem Unglücke. Die Töchter des Wirthes trösteten ihn, indem sie sagten, er habe ja noch einen Tag; aber am folgenden Morgen schütteten sie einen noch stärkern Schlaftrunk in seinen Kaffè. Als er zum Jordan kam, schlief er wieder ein. Die Prinzessin kam und suchte ihn zu wecken, aber umsonst.

„Du bist betrogen, armer Mann, du bist betrogen!“ rief sie und legte eine Locke ihrer Haare bei ihm nieder. Dann rief sie den Hirten, welchen sie gesehen hatte und sprach: „Wenn der Mann hier erwacht, so sag' ihm, dass ich am Hofe meines Vaters noch zehn Jahre auf ihn warten will; kommt er während dieser Zeit nicht, so bin ich meines Versprechens entbunden.“ Dann ging sie fort. Der Schuster erwachte und als er sah, dass er sein Glück zum dritten Male verschlafen habe, war er untröstlich und wollte sich in das Wasser stürzen. Da sprang aber der Hirte herbei und hielt ihn zurück; dann gab er ihm die drei Andenken, erzählte ihm, was die Prinzessin gesagt habe und gab ihm einen Rath, was er thun müsse.

Nun muss man wissen, dass nahe am Jordanflusse auf einem Berge ein weltberühmter Zauberer lebte und der Rath des Hirten war, der Schuster solle zu demselben gehen und ihn befragen. Als der Zauberer die Frage des Schusters vernommen hatte, sagte er: „Für Einen, der immer der Landstrasse nachgehen wollte, wäre es sehr schwer, in zehn Jahren in das Reich des Königs von den sieben goldenen Bergen zu kommen, denn es liegt sehr weit von hier. Daher rath' ich Euch, zum Jordan zurückzukehren und über den Fluss zu fahren, da werdet Ihr einen dichten Wald finden. Steigt auf die Bäume und geht immer gerade aus fort, dann kommt Ihr auch vor zehn Jahren hin.“

Der Schuster dankte und ging. Er fuhr über den Jordan und ging dann auf den Bäumen fort, denn dieselben standen so dicht, dass man darauf gehen konnte. Und der Schuster ging in Einem fort und da er nur von Wurzeln und Kräutern lebte, wurde er blass und mager und es wuchs ihm ein langer dichter Bart, so dass er vor sich selbst erschrocken wäre, wenn er sich hätte sehen könne. Es fehlten noch wenige Monate, so waren die zehn Jahre um und der Schuster war bereits im Reiche des Königs von den sieben goldenen Bergen.

Die Prinzessin hatte ihrem Worte getreu gewartet; als sie aber sah, dass der Schuster nicht komme, verlobte sie sich mit einem Andern und in kurzer Zeit sollte die Hochzeit gehalten werden.

Eines Tages ging sie mit ihrem Verlobten auf die Jagd, da erblickte sie den Schuster am Rande des Waldes. Sie erkannte ihn aber nicht und rief ihrem Geliebten zu: „Sieh, sieh, dort ist der wilde Mann, fang' ihn mir, dass wir ihn dem Vater bringen!“ Der Geliebte ging auf den Schuster zu, der sich willig fangen liess und im Triumphe in die Stadt geführt wurde. Als ihn der König vom Balkone

herab sah, lachte er herzlich und befahl ihn mit den Pferden in den Stall zu führen. Hier sezten ihm die Diener Korn zum Fressen vor, er aber rief zornig: „Ich bin kein Thier, sondern derjenige, der die Tochter des Königs befreit hat; geht hinauf und sagt dem Könige, dass ich an seinem Tische sitzen will.“ Die Diener sagten es dem Könige, der Schuster wurde vor ihn geführt und wiederholte seine Behauptung. Die Prinzessin aber sprach: „Wolan, wenn er der ist, für den er sich ausgibt, muss er drei Andenken von mir herzeigen können.“ Darauf zog der Schuster die drei Andenken hervor und die Prinzessin sagte: „Wahrhaftig, er ist es!“ „Wolan“, sagte der König, „dann wirst du ihn und nicht den andern heiraten!“

Nun wurde der Barbier gerufen und als der Bart verschwunden war, sah der Schuster wieder aus wie ein rechter Mensch. Darauf zog er auch vornehme Kleider an und es wurde sogleich Hochzeit gehalten. Damit ist meine Geschichte aus; nun erzählt die Eurige. „Die meinige sieht der Eurigen ähnlich, sie ist aber doch in vielen Dingen anders, darum will ich sie Euch sogleich erzählen.“

---

38. Die Königin von den drei goldenen Bergen.

(La regina delle tre montagne d'oro.)

Da war einmal der König von den drei goldenen Bergen, ein gar stolzer und mächtiger Herr, der hatte eine wunderschöne Tochter, welche seine grösste und beste Freude war. Damit ihr ja nichts zu Leide widerführe, liess er sie nie aus dem Palaste gehen, ja er verwehrte ihr strenge auch nur je an ein Fenster zu treten und hinaus zu schauen. So folgsam auch die Prinzessin war, so schien ihr dieses Verbot doch zu strenge und als ihr Vater einmal abwesend war, trat sie an das Fenster und sah hinab. Da gingen unten drei Männer vorbei, das waren gewaltige Hexenmeister und dem Könige feindlich gesinnt. Durch einen einzigen Blick bannten sie die Prinzessin, so dass sie augenblicklich den Palast verlassen und ihnen willenlos folgen musste. Sie gingen weit, gar weit fort, ohne sich auch nur um die arme Prinzessin umzusehen, bis sie zu einem Palast kamen, welcher mitten in einem grossen dichten Walde stand. Hier erst richteten sie ihren Blick auf die Prinzessin und sagten zu ihr: „Dies ist unser Schloss und hier musst du so lange bleiben, bis sich dir zu Liebe Einer findet, welcher die drei Marternächte übersteht. Thut dies Einer,

so ist dein Bann gehoben und wir müssen dir selbst Wagen und Pferde schicken, um dich heimzuführen." So sprachen sie; dann schickten sie das Mädchen in die Küche und redeten unter sich und Einer sagte: „Käme wirklich Jemand, welcher die drei Nächte überstehen wollte, so ist es gut, dass das Mädchen nicht weiss, wie draussen in der Küche unter der Herdplatte drei Töpfe mit Salben stehen; salbte sie Einen damit und wäre er auch fast schon todt, so würde er doch in wenigen Stunden heil und von allen Schmerzen frei. O wie gut ist es für uns, dass sie dies nicht weiss!" So sprach der eine zu den andern und alle drei glaubten, die Prinzessin könne dies unmöglich wissen. Aber sie wusste es doch schon: denn sie hatte an der Thüre das Gespräch belauscht.

Die Prinzessin blieb nun lange Zeit allein im Schlosse; denn die drei Hexenmeister kamen immer nur um Mitternacht und gingen wieder fort, wenn der Tag graute. Einmal kam ein Wanderer in's Schloss, dem erzählte die Prinzessin all ihr Leid und bat ihn, er möge sie erlösen, sie wolle ihn heiraten und er solle auch König von den drei goldenen Bergen werden. Er erklärte sich bereit und blieb im Schlosse. Um Mitternacht kamen die drei Hexenmeister und der erste rief: „Ich wittere Christengeruch, entweder sind sie da oder sie sind da gewesen oder sie werden kommen!" Darauf ergriffen sie den Wanderer, schlugen ihn und schleiften ihn über die Stiege hinab. Da krähte der Hahn und sie liessen ihn für todt liegen und gingen davon. Die Prinzessin eilte mit der Salbe, die sie unter der Herdplatte genommen hatte, sogleich hinab, salbte ihn und trug ihn in's Bett. Als die Sonne aufging, war der Wanderer wieder heil und gesund, aber er hatte den Muth verloren und verliess sogleich das Schloss.

Nicht lange darauf kam ein zweiter Wanderer, aber auch dieser hatte an Einer Nacht genug und ging wieder fort, ohne die Prinzessin zu befreien.

Endlich kam ein dritter, der hiess Gerhard und liess sich von der Prinzessin überreden es zu versuchen. Dieser war muthiger als die beiden ersten und überstand zwei Nächte in derselben Weise, wie jener erste. Aber in der zweiten Nacht hörte die Prinzessin, wie die drei Hexenmeister zu einander sagten: „Wenn er diese Nacht auch übersteht, so bleibt uns nur noch die dritte Nacht; wir müssen daher bei Zeiten darauf denken." Sie richteten in der Küche Holz und Stroh und den Bratspiess her, denn sie wollten ihn lebendig braten. Die Prinzessin aber legte, wie es Tag ward, das Holz und das Stroh in

das Wasser, den Spiess aber warf sie in einen tiefen engen Schlund. In der dritten Nacht kamen die drei Hexenmeister wieder, hoben den guten Gerhard diesmal ganz sachte aus dem Bette und trugen ihn in die Küche. Aber das nasse Stroh wollte nicht Feuer fangen und sie mussten anderes suchen und die Scheiter wollten auch lange nicht brennen. Als sie nach langer Mühe das Feuer angezündet hatten, fehlte der Bratspiess; doch witterten sie bald, wo er stecke und Einer wand sich mit unsäglicher Anstrengung durch den engen Schlund hinab ihn zu holen. Als sie den Spiess endlich auch hatten und den guten Gerhard eben daran stecken wollten, krähte zum Glücke der Hahn und die drei Hexenmeister mussten abziehen.

Am Morgen fand ihn die Prinzessin, dankte ihm und sagte, nun solle er ihr Gemal sein und mit ihr zu ihrem Vater fahren; bald würden die Wagen und die Pferde kommen. Da sagte er: „Ich will ein wenig vorausgehen bis zu jenem Kirchlein auf dem Hügel dort, da will ich dich erwarten.“ Und er ging und trat in das Kirchlein, sein Dankgebet zu verrichten. Da war aber eine böse Hexe, die wusste um die ganze Sache und weil sie den guten Gerhard um sein Glück beneidete, schlich sie in das Kirchlein und wie er so dakniete, stiess sie ihm eine Zaubernadel in den Rücken, so dass er davon wie todt hinfiel. Bald fuhr die Prinzessin daher; als sie Gerhard für todt liegen sah, bemühte sie sich lange vergeblich ihn in's Leben zurück zu rufen und fuhr endlich unter grossem Wehklagen weiter. Dann zog die Alte wieder die Nadel aus seinem Rücken. Er erwachte und meinte, er habe geschlafen; dann fragte er die Alte, ob sie keinen Wagen gesehen habe. „Ei freilich“, erwiederte sie, „da ist gerade die junge Königin von den drei goldenen Bergen vorüber gefahren und wollte Euch auch mitnehmen, aber sie konnte nicht, weil Ihr schliefet!“ Da wollte Gerhard verzweifelnd nachlaufen, es war jedoch vergebens. Aber er schwor, er wolle dennoch in das Reich der drei goldenen Berge gelangen.

Er wanderte und wanderte wol zwei oder drei Jahre lang durch einen dichten Wald; da kam er zur Klause eines Einsiedlers und klopfte an die Thüre. Der Eremit lag gerade im Gebete; da meinte er, es komme der Satan, welcher ihn versuchen wolle und rief: „Weiche von mir, Versuchung, weiche von mir!“ Der Jüngling aber gab nicht nach, bis er öffnete und ihn einliess. Da erzählte er dem Alten seine Geschichte und fragte, wie weit er noch habe bis zum Könige von den drei goldenen Bergen. Der Einsiedler erwiederte: „Da hast du

noch weit, sehr weit, aber genau vermöcht' ich es dir nicht zu sagen. Geh nur wieder weiter und dann wirst du wieder zu einem Einsiedler kommen, der ist wol an hundert Jahre alt und frömmer und heiliger als ich, der wird dir bessern Aufschluss zu geben vermögen.“

Der Jüngling ging abermals ein Jahr und mehr und kam zum zweiten Einsiedler. Auch dieser rief, als der Jüngling an die Thüre pochte: „Weiche von mir, Versuchung, weiche von mir!“ Endlich that er auf und Gerhard erzählte ihm alles. Da sagte der Alte: „Du hast noch einen weiten Weg vor, aber geh und du wirst einen andern Einsiedler finden, der ist alt und der Auflösung nahe und so fromm und begnadigt, dass er alle Tage zwei Mal mit Gott spricht. Er wird dir sagen, was du zu thun hast.“

Der Jüngling dankte und wanderte abermals ein Jahr und mehr; dann kam er zum Einsiedler, der hatte einen so langen weissen Bart, dass er ihm über die Füsse hinaus ging. Er nahm den Jüngling auf und wies ihm ein Lager an, während er selbst die ganze Nacht im Gebete lag. Am Morgen aber sprach er zu Gerhard: „Ich habe mit dem Himmel deinetwegen gesprochen. Bald wirst du an das Ufer eines grossen Meeres kommen; nimm dieses Pfeifchen und wenn du am Meere stehst, so blase hinein. Und auf deinen Ruf werden viele Vögel kommen; tödte sie und zieh ihnen das Mark aus. Dies aber bewahre wol; denn es wird eine Taube kommen. Du setze dich auf ihren einen Flügel, auf den andern lege das Mark und füttere sie, während sie dich über das Meer trägt.“

Der Jüngling dankte dem Einsiedler und ging. Bald kam er an das Ufer des Meeres und blies in das Pfeifchen, da kam eine grosse Menge Vögel; davon tödtete er, so viel er konnte und zog ihnen das Mark aus. Nun kam die Taube geflogen, er sezte sich auf ihren einen Flügel, auf den andern aber legte er das Mark und die Taube flog mit ihm über das Meer. „Gib mir zu essen!“ rief sie bald. Und er gab ihr einen Theil des Markes. „Gib mir zu essen!“ rief sie bald wieder und er gab ihr abermals einen Theil. So ging es fort, bis sie alles Mark verzehrt hatte und er war noch auf dem hohen Meere. „Gib mir zu essen!“ rief die Taube. „Ich habe nichts mehr“, sagte er. „Gib mir zu essen“, rief sie wieder, „oder ich lasse dich in's Meer fallen.“ Entschlossen hielt er ihr zuerst den einen, dann den andern Arm hin, da hieb sie ihren Schnabel in's Bein und sog ihm das Mark aus. Nun aber war das Land erreicht und er ward auf den Boden gesezt. Vor ihm lag die Hauptstadt des Reiches von den drei gol-

denen Bergen und er hatte gerade sieben Jahre auf der Wanderung zugebracht.

Schon von weitem hatte er Glockengeläute und Musik in der Stadt gehört; er ging also hinein und fragte, was es bedeute. „Die Königstochter hält heute Hochzeit", erwiederte man ihm. Da ging er stracks zur Burg und verlangte Einlass, aber die Wachen hielten ihn zurück. Er hatte gut reden, wie er die Prinzessin befreit habe und sieben Jahre gewandert sei; es hätte alles nichts geholfen, wenn nicht die Prinzessin selbst den Lärm gehört hätte und herbeigekommen wäre. Sogleich erkannte sie ihn und umarmte ihn. „Sieben Jahre habe ich um dich getrauert, denn ich meinte, du seiest todt. Ungern fügte ich mich in den Willen meines Vaters; nun du aber lebst, sollst du mein Gemal sein." Und als ihr Vater kam, sagte sie: „Dieser Mann ist es, der mich befreit hat; lass meinem Bräutigam die Kleider ausziehen und lege sie diesem an, denn ich will nur seine Frau sein." Und so geschah es, es wurde die Hochzeit gehalten und mit der Zeit ward der gute Gerhard, nachdem er so viel erduldet, der glückliche, mächtige und weise König von den drei goldenen Bergen.

39. Der Sohn der Eselin.

(Al fillomusso. Fassa.)

(Vgl. Zingerle, Märchen II. S. 403.)

Es war einmal ein Müller, der hatte eine schöne Mühle und ein braves Weib, aber er hatte keine Kinder und dies machte ihm gross Herzeleid. Oft sagte er zu seinem Weibe: „Wenn uns der Himmel doch ein Kind schickte!" Aber der Himmel schickte ihm wol viele Kunden und auch manchmal Regen, dass der Bach, welcher die Mühle trieb, stets Wasser genug hatte, aber von Kindern schien er nichts wissen zu wollen.

Doch unverhofft — kommt oft! — sagt ein altes Sprüchlein, an welches der Müller nicht mehr recht glaubte.

Eines Tages blieb seine Mühle plötzlich stehen. Er ging hinaus um nachzusehen, was den Rechen verstopfe und fand einen Korb, welcher auf dem Wasser schwamm. Sogleich zog er denselben heraus und darin lag zu seiner Verwunderung ein kleines Kind, welches heftig zu schreien begann. „Das kommt mir eben recht", rief der Müller voll Freude, „wir haben keine Kinder und das ist ja ein recht starkes und gesundes Knäblein!" Er nahm das Kind sogleich heraus

und brachte es jubelnd seinem Weibe. Beide hatten die grösste Freude daran und beschlossen es zu behalten und aufzuziehen; weil sie aber keine Amme hatten, so liessen sie es an einer Eselin säugen und nannten es darum „Sohn der Eselin.“ Der Knabe wuchs fröhlich heran und wurde mit der Zeit gross und so stark wie ein Stier.

Als er nun gross war, sagte er zum Müller: „Lieber Vater, ich bin nun gross und möchte gern etwas Rechtes lernen, dass ich in die Welt gehen kann, um mein Glück zu suchen.“ „Was willst du denn für ein Handwerk lernen?“ fragte ihn der Müller. „Ich möchte ein Schmied werden“, lautete die Antwort. Dessen war der Müller wol zufrieden und gab ihn zu einem Schmiede in die Lehre. Da blieb der Junge drei Jahre und wuchs und wurde so stark, dass er die Kraft von sechs Männern bekam.

Als die Lehrzeit aus war, bat er beim Abschiede den Meister noch um die Erlaubniss, sich einen eisernen Stock schmieden zu dürfen. Als er dieselbe erhalten, schmiedete er den Stock, aber dieser war ihm immer noch nicht schwer genug und er raffte alles Eisen, das er fand, zusammen und verschmiedete es, so dass kaum ein Nagel übrig blieb; der arme Meister machte wol ein gar trübseliges Gesicht dazu, getraute sich aber kein Wort zu sagen. Sodann nahm er ein grosses Leintuch, leerte sechs Staar Türkenmehl hinein, lud es auf und ging damit, den gewaltigen Eisenstock in der Faust, auf die Wanderschaft in die weite Welt.

Zuerst kam der Schmied zu einem kleinen Häuschen, da wohnte eine arme Familie, die bat er um die Erlaubniss sich seine Polenta kochen zu dürfen. Das Weib suchte einen Kessel nach dem andern her, aber sie waren ihm viel zu klein; da schleppte sie endlich den grossen Waschkessel herbei und damit war der Schmied zufrieden, denn er war ihm gerade recht. Er kochte nun alles Mehl, das er mit sich getragen hatte, und ass, liess aber doch noch so viel übrig, dass die arme Familie noch lange Zeit zu essen hatte.

Darauf ging er wieder weiter und kam in einen grossen finstern Wald. Darin wohnte ein Riese, der war so stark, dass er zum Zeitvertreibe die grössten Bäume sammt den Wurzeln ausriss, als wären es nur zarte Setzlinge. Der Riese ging auf den Schmied los und sie geriethen bald in Streit, aber der Schmied war nicht faul und schlug den Riesen so wacker auf die Beine, dass er zu Boden fiel. Demütig bat er den Schmied um Verzeihung und dieser sagte: „Steh' auf und komm mit mir, wir wollen in die Welt gehen unser Glück zu ver-

suchen; denn wir sind zwei, die keine Furcht haben und ihren Mann suchen!“ Sie gingen mit einander und kamen an einen Ort, wo viele Mühlen standen, die gehörten einem noch grösseren Riesen, der sie alle blos mit einer Handkurbel leicht in Gang sezte. „Mein Lieber“, sagte der Schmied, „komm mit uns, wir gehen in die Welt.“ „Schon recht, ich komme“, sagte der Riese und so gingen alle drei weiter. Sie kamen zu einem hohen Berge, da sass ein anderer Riese, welcher einen grossen Haufen Nebel in einem Sacke hatte. Wenn er regnen lassen wollte, brauchte er nur die Nebel aus dem Sacke heraus zu lassen. Der Schmied lud ihn ebenfalls ein mitzukommen und der Riese war es zufrieden.

Sie gingen nun alle vier weit weit weg über Berg und Thal, bis sie auf eine grosse weite Ebene kamen. Es waren dort viele Rinder, welche weideten und nicht weit davon stund eine Hütte. Da sagte der Schmied zum kleinsten Riesen: „Geh hin, hole dir einen Stier und brate ihn dort in der Hütte.“ Der Riese ging, ergriff einen Stier, schlug ihn mit der Faust auf die Nase und tödtete ihn; dann trug er ihn in die Hütte, schürte ein Feuer an und briet ihn. Als der Stier schon fast gebraten war, sah der Riese ein kleines altes Männchen mit eisgrauem Barte daher kommen; dieses Männchen hatte eine erschreckliche Kraft und schlug den Riesen so, dass er auf die Erde fiel und ihm Sehen und Hören verging. Bald kam der Schmied mit den zwei andern und sie sahen, dass der Riese halb todt war; auch der gebratene Stier war fort. Nach und nach erholte sich der Riese und erzählte ihnen alles. Am zweiten Tage blieb der zweite Riese in der Hütte und briet einen Stier, aber das Männchen kam wieder und schlug ihn, bis er bewusstlos auf dem Boden lag. Am dritten Tage erging es dem dritten und stärksten Riesen auch nicht besser als den beiden ersten.

Am vierten Tage blieb der Schmied in der Hütte und sezte sich mit seinem eisernen Stocke in den Winkel. Plötzlich kam der Alte wieder und ging auf ihn los; aber der Schmied war nicht faul, packte ihn am Barte und warf ihn mit solcher Gewalt an eine Mauer, dass das Blut hoch aufsprizte. Doch war das Männchen nicht todt, sondern machte sich schnell auf und davon; der Schmied aber lief ihm nach und sah gerade noch, wie es bei einem Mausloch hineinschlüpfte und verschwand. Er fuhr nun mit der Spitze seines Stockes in das Loch und machte es grösser; das Loch wurde unten immer weiter und weiter, so dass sich ein Mann hätte bequem hinablassen können.

Nun rief der Schmied die Riesen, liess starke Seile holen und liess zuerst den kleinsten Riesen hinab. Als dieser ein Stück unten war, schrie er, es sei ihm zu kalt, sie sollten ihn hinaufziehen. Auch der zweite und der dritte Riese versuchten es, waren aber nicht im Stande die Kälte auszuhalten. Dann befahl der Schmied den Riesen ihn hinabzulassen und auf ihn zu warten, bis er zurück käme. Es ging weit hinab, das Loch erweiterte sich immer mehr und endlich war er unten. Da war eine grosse schöne Ebene, darauf standen drei prächtige Paläste, davon war der erste von Glas, der zweite von Silber und der dritte von Gold.

Der Schmied ging zuerst in den gläsernen Palast. Dort kam ihm eine schöne Jungfrau entgegen und sobald sie ihn sah, rief sie: „Ich bitt' Euch, geht fort, denn wenn der Drache kommt, so frisst er Euch!“ Der Schmied aber sagte, er habe keine Furcht und wolle da bleiben. Plötzlich kam ein fünfköpfiger Drache und stürzte mit Wuthschnauben auf den Schmied los; dieser aber führte mit seinem eisernen Stocke einen so wuchtigen Hieb, dass er ihm alle fünf Köpfe zerschmetterte. Darauf schnitt er ihm die Zungen aus und nahm sie zu sich; die Jungfrau aber, welche nun befreit war, führte er zum Orte, wo das Seil niederhing und rief den Riesen zu, sie sollten sie hinaufziehen, was sogleich geschah.

Nun ging der Schmied in den silbernen Palast. Dort kam ihm wieder eine Jungfrau entgegen, die noch schöner war als die erste und auch diese rief ihm zu: „Flieht, flieht, ich bitt' Euch; denn wenn der Drache kommt, so frisst er Euch!“ Der Schmied aber hatte keine Furcht und blieb. Plötzlich kam ein siebenköpfiger Drache, aber mit zwei wuchtigen Streichen zerschlug ihm der Schmied seine sieben Köpfe, schnitt ihnen abermals die Zungen aus und steckte sie zu sich. Die erlöste Jungfrau aber liess er wieder von den Riesen hinaufziehen.

Darauf ging der Schmied in den goldenen Palast. An der Pforte stund eine Jungfrau, die war noch viel schöner als die beiden andern. Auch sie warnte den Schmied vor dem Drachen, aber derselbe blieb und wartete. Da kam der neunköpfige Drache, aber mit einigen schweren Schlägen zerschmetterte ihm der Schmied die neun Köpfe und schnitt ihnen wieder die Zungen aus. Dann führte er die erlöste Jungfrau an den Ort, wo die Seile hingen und rief den Riesen zu, sie sollten zuerst die Jungfrau, dann ihn selbst hinaufziehen. Als er halb oben war, schnitten die Riesen treulos die Stricke ab und führten die drei Jungfrauen, welche Königstöchter waren, in die Stadt, um mit

ihnen Hochzeit zu halten. Der Schmied aber war gar unsanft zurückgefallen und hatte sich schier wehe gethan. Zornig ging er auf der Ebene hin und her. Da erblickte er wieder jenes alte Männchen, fasste es beim Barte und drohte ihm mit dem Tode, wenn es ihm nicht sage, wie er hinaufkommen könne. Da sagte ihm der Alte, er solle einen Adler fangen, deren viel dort auf einem nahen Berge waren, ihn wol mit Fleisch füttern und sich dann darauf setzen; er solle aber wol darauf achten, dass ihm das Fleisch nicht ausgehe, bevor er oben sei.

Der Schmied fing nun einen Adler, fütterte ihn und versah sich mit Fleisch; dann sezte er sich auf den Adler und dieser trug ihn hinauf. Als er schon fast oben war, ging ihm das Fleisch aus; aber schnell entschlossen riss sich der Schmied ein Stück Fleisch aus dem Schenkel und gab es dem Adler, welcher ihn nun vollends hinauftrug und absezte.

Der Schmied ging und kam bald in eine grosse Stadt; da hörte er, dass heute drei Riesen mit den drei Töchtern des Königs, welche sie befreit hätten, Hochzeit hielten. Voll Zorn ging der Schmied in den Saal, wo das Hochzeitsmal war, sagte dem Könige, dass er seine Töchter erlöst habe und legte zum Beweise die Drachenzungen vor. Da aber die Riesen nicht gutwillig weichen wollten, sondern sich zusammen thaten, um über den Schmied herzufallen, so entstand ein grosser Kampf, welcher damit endete, dass der Schmid mit seinem eisernen Stocke alle drei Riesen erschlug. Sodann heiratete er die schönste der drei Jungfrauen und hielt gar fröhliche Hochzeit. Dem Erzähler aber haben sie vom Male nichts gegeben, sondern nur ein grosses Bein an den Ellbogen geworfen, dass ihm der Arm davon noch heute wehe thut.

---

40. Das Märchen von der Schlange.

(La fiaba del biss.)

(Vergl. Zingerle, Sagen No. 402.)

Ein armer aber guter und arbeitsamer Mann hatte drei Töchter. Er ging oft in den Wald hinaus, um Holz zu holen, am Rande des Waldes aber pflegte er jedesmal seine Bürde auf eine niedere Mauer zu stellen und auszuruhen. Als er einmal nach Hause kam, hatte er seinen Hut vergessen und sagte zur ältesten Tochter: „Geh hinaus zu der kleinen Mauer, dort muss mein Hut liegen, bring' ihn mir.“ Sie ging und sah den Hut auf der Mauer liegen; als sie aber

hinzu kam, lag eine grosse zusammengeringelte Schlange darin. „Geh weg, Schlange und lass mir den Hut!“ sagte sie. „Wenn du mich küssest“, erwiederte dieselbe. „Ich dich küssen, du abscheuliches Thier“, sagte das Mädchen, „das thu' ich nun und nimmermehr.“ Sie liess den Hut liegen, ging heim und erzählte es dem Vater und den Schwestern. Darauf ging die zweite Tochter hinaus, aber auch diese getraute sich nicht die Schlange zu küssen und kam mit leeren Händen heim. Da sagte die jüngste: „Den Hut will ich schon holen.“ Sie ging und als die Schlange auch von ihr den Kuss verlangte, trat sie zwar anfangs ein wenig zurück, sogleich aber fasste sie sich ein Herz und küsste die Schlange. Da sagte diese: „Weil du mich geküsst hast, so musst du mit mir in mein Haus kommen, da soll es dir wol ergehen und du brauchst nichts zu fürchten.“ Das Mädchen erwiederte: „Erst muss ich dem Vater den Hut bringen, denn ich hab' es ihm versprochen.“ „Thue das nur“, sagte die Schlange, „dann aber komm sogleich, sonst will ich dich auf eine Weise holen, die dich nicht freuen wird.“ „Sei nur unbesorgt“, sagte das Mädchen, „ich komme bald wieder.“

Sie brachte dem Vater den Hut und erzählte, was die Schlange ihr befohlen habe. Ihre Schwestern wollten sie zurückhalten, sie aber sagte: „Wer weiss, wozu mir's gut ist“, nahm Kleider, Rocken und Spindel und kehrte zur Schlange zurück. Diese führte sie in ihr Haus im Walde und zwar gerade in die Küche; dort sagte der Wurm: „Nun bleib du hier, halt Haus und wirthschafte, wie du willst, an Essen und Trinken fehlt es dir bei mir nicht. Ich aber geh' in den Kamin; so oft du es nöthig hast, rufe mich.“ Nach diesen Worten kroch der Wurm in den Kamin hinauf und liess das Mädchen allein.

Sie hatte nun ein gemächliches aber einsames Leben. Um sich die Zeit zu vertreiben, sezte sie sich mit ihrem Rocken an das offene Fenster, spann und blickte dabei oft in den stillen grünen Wald hinaus. Da ging eines Tages ein junger vornehmer und reicher Herr vorüber — ich glaube es war wol gar ein Graf —, der sah das schöne Mädchen am Fenster lange mit innigem Wolgefallen an. Am folgenden Tag kam er wieder und betrachtete sie noch länger und sie gefiel ihm so, dass er beschloss sie zu heiraten. Er ging zu ihr hin, redete gar freundlich mit ihr und fragte endlich, ob sie ihn heiraten wolle. Sie sagte nicht ja und nicht nein, sondern nur: „Kommt morgen wieder, so will ich Euch Antwort geben.“ Der Herr ging fort, sie aber trat zum Herde und rief in den Kamin hinauf: „Liebe Schlange,

hörst du?“ Da erwiederte der Wurm: „Ich bin schon hier, sprich, was willst du?“ Und sie sprach: „Da ist heute ein junger Herr vorübergegangen und hat mich zur Frau begehrt. Morgen will er wieder kommen und ich soll ihm Antwort geben; sprich, was soll ich thun?“ „Nimm ihn“, sagte die Schlange, „und geh morgen mit ihm in sein Haus; sieh aber wohl zu, dass du hier nichts vergissest, sonst wird es dir schlecht ergehen.“

Sie dankte und suchte sorgfältig alle ihre Sachen zusammen — aber etwas vergass sie in ihrer Freude doch und das war ihr Rocken, der in einem Winkel liegen blieb. Am nächsten Tage kam der Graf und führte sie in seinen Palast; da aber verwandelte sich ihr Gesicht plötzlich in einen Ziegenkopf. Sie hatte darüber grosses Herzeleid und ihr Bräutigam noch mehr; aber die Hochzeit wurde dennoch gehalten. Sie hatte zwar die kostbarsten Kleider an und suchte den Kopf mit Perlenschnüren und Bändern zu bedecken, so gut sie konnte; allein die Gäste lachten doch heimlich und dachten sich: „Ei, warum hat denn der junge Graf eine solche Braut genommen? Sie hat ja einen wahren Ziegenkopf!“ Aber laut getrauten sie sich doch nicht so zu reden und das Hochzeitsmal ging ohne Störung vorüber.

Nach der Hochzeit besichtigte und ordnete die junge Braut alle Gemächer des Hauses und kam dabei auch in die Spinnstube der Mägde. Da erst erinnerte sie sich an ihren Rocken und wie sie denselben im Hause der Schlange vergessen habe. Sogleich eilte sie hinaus und holte denselben. „Hab' ich dir's nicht gesagt“, rief der Wurm, als sie kam, „es werde dir schlecht ergehen, wenn du etwas vergissest?“ Sie dankte ihm nochmals und eilte nach Hause. Da hatte sie wieder ihr rechtes Gesicht und der junge Graf hatte seine Freude an seiner schönen Frau und hielt sie zeitlebens in grossen Ehren. Selbige Gäste aber, die sich bei der Hochzeitstafel so schlimmes gedacht hatten, konnten sich nicht erklären, mit welchen Augen sie damals die Braut angesehen hätten und der Eine oder der Andere meinte wol im Stillen, sagte es aber nicht laut, dass der gute Wein der hochzeitlichen Tafel an solchem falschem Gesichte Schuld gewesen sei.

---

41. Die Gevatter.

(I compari.)

(Vgl. Grimm, Märchen I. Nr. 10.)

Das Hähnchen scharrte einmal unter dem Nussbaume und wie es sos charrte, fiel ihm eine Nuss auf den Kopf und that ihm wehe. Da ward es zornig und sagte: „Es geht da heute nicht mehr mit rechten Dingen zu und ist nicht mehr, wie es früher war; warum muss mir denn da gerade eine Nuss auf den Kopf fallen und mir wehe thun? Ich mag nicht mehr länger da bleiben und will in die Welt gehen mir etwas besseres zu suchen.“ So sprach das Hähnchen und ging, da begegnete es der Henne. „Wohin, Gevatter Hähnchen?“ fragte sie. „Denk' dir nur“, erwiederte es, „da ist mir eine Nuss auf den Kopf gefallen und hätte mich fast erschlagen; nun mag ich nicht länger bleiben, wo ich war und geh' in die Welt mein Glück zu suchen.“ „Da geh' ich auch mit“, sagte die Henne und sie gingen. Darauf begegneten sie der Gans, die fragte: „Ei, Gevatter Hähnchen und Gevatterin Henne, wohin geht ihr?“ „In die Welt, unser Glück zu machen“, erwiederten die andern. „Da komm' ich auch mit“, sagte die Gans und sie gingen mit einander. Und so begegneten sie nach einander dem Kuhfladen, der Nadel, dem Besen, der Stange, dem Krebse und endlich dem Wolfe und alle acht Gevatter und Gevatterinnen gingen mitsammen weiter.

Sie kamen zu einem Bache. Da sagten Hähnchen, Henne und Gans: „Wir fliegen hinüber!“ Der Krebs meinte: „Ich will mich wol auch behelfen, ich kann ja ein wenig schwimmen.“ Der Wolf sagte gar nichts, sondern machte einen Sprung und war schon drüben. Aber der Kuhfladen jammerte: „Wenn ich in's Wasser gehe, so zerrinn' ich!“ Und die Nadel: „Wenn ich in's Wasser komme, so sink' ich unter!“ Und der Besen: „Wenn ich hineingehe, so trägt mich das Wasser fort.“ Da sagte die Stange: „Liebe Gevatter, da weiss ich schon ein Mittel: ich lege mich quer auf das Wasser da kommt ihr auf mir trocken hinüber.“ So geschah es und als sie drüben waren, stand die Stange wieder auf und alle acht Gevatter und Gevatterinnen waren wieder beisammen und gingen weiter.

Darauf kamen sie zu einem Häuschen, darin wohnte eine Alte, die war eben ausgegangen und nicht zu Hause. Da gingen sie in das Haus hinein: die Stange stellte sich hinter die Hausthüre, der Besen hinter die Stubenthüre, der Kuhfladen sezte sich in der Küche in die

Asche auf dem Herde, der Krebs kroch in den Wassereimer, die Nadel steckte sich in das Handtuch, Hähnchen, Henne und Gans setzten sich auf den Kamin, der Wolf legte sich in das Bett.

Als es Nacht war, kam die Alte. Kaum war sie bei der Hausthüre herein, so fiel die Stange auf sie und schlug sie. „Was ist denn das?“ sagte die Alte, trippelte weiter und öffnete die Stubenthüre, aber da war der Besen, der fiel auf sie und peitschte sie. „Aber was ist denn heute nur in meinem Hause?“ fragte sie und ging in die Küche. Aber als sie zum Herde trat und das Feuerzeug herunter langen wollte, fiel ihr der Unrath des Hähnchens und seiner Gefährtinnen gerade in's Gesicht. „O ich arme Alte“, rief sie, „heute ist Alles gegen mich, will mir nur ein wenig Suppe kochen und dann gleich schlafen gehen.“ Und als sie mit der Hand in die Asche fuhr, beschmuzte sie sich und als sie sich waschen wollte, klemmte sie der Krebs im Wassereimer. Darauf wollte sie sich am Handtuche abtrocknen, aber da stach sie die Nadel in die Hand. „Ach ich arme Alte“, jammerte sie, „was ist doch das, solche Dinge habe ich in meinem Hause gar nie erlebt. Da hilft gar nichts mehr, ich muss heute schon ohne Licht und ohne Suppe schlafen gehen.“ Und als sie sich ausgezogen hatte und in's Bett ging, da lag der Wolf darin und gnaf — verschlang er sie.

Nun waren die acht Gesellen die Herren des Hauses und lebten und hausten darin lange Zeit und wenn du wissen willst, ob sie noch darin seien, so geh hin und sieh nach und wenn du sie findest, so komm und sag mir's auch. —

42. Die drei Gänse.

(Le tre occhette.)

Drei Gänse waren auf einem Jahrmarkte gewesen und kehrten mit den eingekauften Sachen nach Hause zurück. Aber sie mussten durch einen Wald gehen und auf dem Wege überraschte sie die Nacht. Da beriethen sie, was zu thun sei; „wir arme Gänse können heute unsere Wohnung nicht mehr erreichen — was fangen wir nur an, um uns vor dem Wolfe zu schützen?“ Sie beschlossen sich Häuser zu bauen und sie bauten sich jede ein besonderes, die erste aus Stroh, die zweite aus Holz, die dritte aus Eisen.

In der Nacht kam der Wolf und ging zuerst vor das Häuschen aus Stroh. „Liebe Gans“, rief er, „mache mir auf, sonst blas' ich dein Haus über den Haufen!“ Die Gans öffnete nicht, der Wolf blies ihr Haus um und verschluckte sie.

Dann ging er vor das Haus der zweiten Gans und sagte: „Liebe Gans, mache mir auf, sonst werf' ich dein Haus um!" Als die Gans nicht aufmachte, warf er ihr Haus um und verschlang sie ebenfalls.

Darauf ging er vor das Haus der dritten, welches von Eisen war, und sagte wieder: „Liebe Gans, mache mir auf, sonst schlag' ich dein Haus zusammen!" Die Gans aber öffnete nicht. Da ward der Wolf zornig und schlug auf das Haus los; das Haus brach nicht, aber er schlug sich einen Fuss ab. Nun hinkte er auf drei Beinen zu einem Schlosser und liess sich einen eisernen Fuss ansetzen. Sodann kehrte er wieder zum Hause der Gans zurück und bat sie um Einlass, aber die Gans lachte nur und that nicht auf. Da ward er gelassen und sann auf List. „Ei, liebe Gans, lass mich nur auf einen Augenblick hinein, ich möchte mir eine Suppe kochen, ich habe so grossen Hunger!" So sprach er flehentlich, allein die Gans erwiederte: „Aufmachen kann ich dir nicht, lieber Wolf, aber ein gutes warmes Süppchen will ich dir wol kochen, sollst dran deine Freude haben." Sie ging, schürte ein Feuer an und hing einen Kessel voll Wasser darüber, bis es siedend heiss war. Dann trat sie zum Fenster und rief hinab: „Nun, lieber Wolf, sperre den Rachen nur recht weit auf, das Süppchen ist fertig, ich giess' es dir hinab." Der Wolf sperrte den Rachen weit auf und die Gans schüttete das siedend heisse Wasser hinab, so dass der Wolf ganz verbrüht wurde und jämmerlich verendete. Nun ging sie hinaus, riss ihm den Leib auf und befreite ihre Schwestern, welche noch lebten und fröhlich heraus sprangen. Und sie kamen alle drei wolbehalten nach Hause. —

---

43. Graf Martin von der Katze.

(Il conte Martin dalla gatta.)

(Vgl. Liebrecht I, 14 und Jac. Grimm's Vorrede dazu S. XVI—XXI.)

Ein armer Vater hinterliess beim Sterben seinen beiden Söhnen nichts als eine Bank und eine Katze. „Theilt euch in das kleine Erbe", hatte der Vater noch gesagt, als ihm schon die Augen zufielen; „ein Streit kann hierüber zwischen euch doch nicht entstehen." Da sagte der ältere: „Ich nehme die Bank; wenigstens kann ich mich doch darauf setzen und ausruhen, so oft ich will." „Und ich nehme die Katze", sprach der jüngere, welcher Martin hiess, „sie ist mir ohnehin anhänglich und läuft mir überall nach."

Beide gingen auf verschiedenen Wegen in die Welt. Der Aeltere trug die Bank mit sich und so oft er müde war, sezte er sich darauf und ruhte aus. Martin aber zog mit seiner Katze seines Weges und hatte alle Ursache sich seiner Wahl zu freuen. So oft er Hunger hatte, ging die Katze in die Häuser, wo eine Tafel gedeckt war und trug vor den Augen der erstaunten Leute Speisen weg, um sie ihrem Herrn zu bringen, so dass es ihm nie an Essen und Trinken fehlte. Aber auch für seine Kleidung sorgte sie, indem sie bald da bald dort ein schönes Stück Gewand erhaschte und ihm brachte, so dass er gekleidet war, wie ein rechter Herr. Desshalb sagte auch die Katze zu ihm: „Wenn die Leute dich um den Namen fragen, so antwort' ihnen, du heissest Graf Martin von der Katze.“ Das war ihm ganz lieb und recht; „hätt' ich's mir doch nie träumen lassen“, sagte er lachend zu sich selbst, „dass ich durch meine liebe Katze auch noch ein Graf werden sollte.“

Eines Tages kamen sie auf eine weite Ebene. Da waren gar schöne grüne Wiesen und Felder und sie fragten die Leute, wem dieselben gehörten. „Diesem und diesem Grafen“, antworteten sie. Und sie kamen weiter, da stunden wieder schöne Wälder, dann waren wieder schöne Weiden da mit vielen Herden und Hirten und so oft sie fragten, gehörte alles nur jenem Grafen. Endlich kamen sie zum Schlosse, wo der alte reiche Graf selbst mit seiner Frau wohnte und erhielten die gewünschte Aufnahme. Als nun der alte Herr in den Keller ging, um Wein zu holen, nahm die Katze die Gelegenheit wahr, schlich ihm nach und erdrosselte ihn im Keller. Dann kam die Frau des Grafen, um nachzusehen, was ihr Mann so lange im Keller thue; da sprang die Katze auf sie und erwürgte sie auch. Nun ging sie hinauf und sagte zu ihrem Herrn: „Die beiden Alten unten im Keller sind todt, jezt bist du der Herr des Schlosses und sollst dich als solcher benehmen; das Weitere überlass nur mir.“ Dann sprang sie vor das Schloss hinaus durch Felder und Wiesen und Wälder und überall, wo sie Mähder, Holzfäller oder Hirten antraf, rief sie ihnen zu: „Der alte Graf und seine Frau sind todt und haben meinen Herrn, den Grafen Martin von der Katze als ihren Erben eingesezt; der ist jezt euer rechter Herr und lässt es euch durch mich ankünden, damit ihr seinen Namen wisst und fürder ihm allein gehorcht!“ Ueberall aber antworteten die Leute: „Eure Diener, Frau Katze und wenn unser alter Herr gestorben ist, so ist er wol gestorben: es lebe unser neuer Herr!“

Graf Martin von der Katze hatte nun das herrlichste Leben von der Welt. Eines Tages kam auch sein Bruder in das Schloss, der trug noch immer die Bank mit sich und war blutarm geblieben. Martin, der von ihm nicht mehr erkannt wurde, nahm ihn bestens auf und sezte ihn als Maier auf einen schönen Hof, wo auch er das beste Leben hatte und auf seiner Bank sitzen konnte, so oft er wollte.

Nach einiger Zeit sagte die Katze zu ihrem Herrn: „Ich fühle, dass ich alt werde und dass es mit mir zu Ende geht. Da ich dir aber zu so grossem Glücke verholfen habe, so sei mir dankbar, lass mich geziemend begraben und mir ein schönes Denkmal setzen, ich hab' es wol verdient.“ Und sie beschloss heimlich es auf eine Probe ankommen zu lassen; eines Tages lag sie wie todt ausgestreckt auf dem Söller. Da kam er und als er sie sah, rief er: „Ist das abscheuliche Thier doch endlich todt!“ und wollte sie in den Hof hinab werfen. Da sprang sie wieder auf die Füsse und rief: „Undankbarer, so willst du an mir handeln, der du doch alles verdankst?“ Und sie ergoss sich in eine Flut von Vorwürfen, die er schweigend hinnahm; denn er fühlte, er habe sie verdient. Er antwortete ihr, es sei ihm leid und bat sie um Verzeihung. „Gewiss werde ich dich nach deinem Tode geziemend begraben und dir ein schönes Denkmal setzen lassen“, versprach er ihr auf das Feierlichste.

Wieder verfloss einige Zeit, da starb die Katze wirklich. Graf Martin hielt sein Versprechen und liess die Katze feierlich begraben — fast mag ich's nicht sagen, aber es ist mir doch so gesagt worden — sogar in einer Kirche liess er sie begraben und ihr einen schönen Grabstein setzen, worauf die Verdienste der Katze in prunkenden Worten geschildert waren. Heute ist der Stein nicht mehr zu finden und kann sich auch Niemand erinnern denselben gesehen oder doch wenigstens gehört zu haben, wo er hingekommen sei. —

---

44. Der Ring.

(L' anello.)

„Mutter, ich geh' in die Welt“, sagte ein armer Jüngling; „in der Heimat komm' ich ohnehin auf keinen grünen Zweig und gelte bei den Leuten nichts. Aber ich will mir Geld verdienen und dann, Mütterchen, sollen für dich auch noch bessere Tage anbrechen.“

So sprach er und ging. Er kam in eine Stadt und wie er so durch die Strassen schlenderte, sah er ein altes Weibchen, die kam

durch ein Berggässchen herauf und keuchte unter den schweren Wassereimern, die sie an einer kurzen Stange auf einer Achsel trug. Da ging er hin und sagte: „Gebt mir das Wasser zu tragen, Ihr müsst ja unter der Last schier erliegen.“ Und er trug ihr das Wasser in ihr kleines Häuschen über die Stiege hinauf bis in die Küche. Die Alte dankte ihm und fragte: „Was kann ich dir nur zum Lohne geben?“ Er aber erwiederte: „Ein so kleiner Dienst ist ja keines besondern Lohnes werth, ich hab's Euch ja nur zu Gefallen gethan.“ Die Alte hiess ihn warten, ging und kam mit einem unscheinbaren Ringe zurück, den steckte sie ihm an den Finger und sagte: „Das ist ein kostbarer Ring; so oft du ihn drehst und ihm befiehlst, was du nur willst, wird es geschehen. Aber sieh ja zu, dass er dir nicht entwendet werde, sonst bist du verloren. Darum geb' ich dir gleich auch einen meiner Hunde und eine meiner Katzen mit; vielleicht können sie dir helfen, wenn du in die Noth kommst.“

Der Jüngling dankte und ging, aber er hatte so wenig Vertrauen auf den Ring, dass er nicht einmal einen Versuch damit machte; „die Alte hat gefaselt“, dachte er sich. Er ging wieder aus der Stadt hinaus und Hund und Katze liefen neben ihm her; das liess er gern geschehen, spielte mit ihnen und liess sie viele Sprünge machen. So kam er in einen Wald, da wurde es Nacht und er musste dort bleiben; Hund und Katze aber legten sich neben ihn. Bald fing er an grossen Hunger zu verspüren; da fiel ihm der Ring am Finger ein und er dachte sich, ein Versuch könne ihm ja nicht schaden. Er drehte also den Ring und sagte: „Ich befehle dir, dass du mir zu essen und zu trinken herbeischaffest!“ Und im Nu stand ein mit Speisen und Getränken aller Art beladener Tisch vor ihm; da griff er erfreut zu und liess sich's schmecken und Hund und Katze frassen auch mit. Nun glaubte er an die Wunderkraft des Ringes und als er gegessen hatte, streckte er sich wieder auf den Rasen hin und sann nach, was er nun Alles anfangen wolle. Tausend Gedanken fuhren ihm durch den Kopf, bald gedachte er sich eine Menge von Gold und Silber, bald Wagen und Pferde zu wünschen und so verdrängte immer ein Wunsch den andern. „Da möcht' ich närrisch werden“, rief er endlich ganz ermüdet aus, „aber ich habe oft gehört, dass die Leute im Glücke den Kopf verlören und ich will den meinen oben behalten. Also für heute nichts mehr, morgen will ich schon sehen.“ Er legte sich auf die Seite und schlief bald fest und süss; die beiden Thiere aber legten sich ihm eines zu Häupten, das andere zu Füssen und wachten bei ihm.

Als er am Morgen erwachte, schien bereits die liebe Sonne durch die hohen grünen Baumwipfel herein, es wehte ein frisches Lüftchen, die Vöglein sangen auch schon alle und ihm selbst war alle Müdigkeit vergangen. „Da wärest du ein Narr", sagte er zu sich selbst, „und gingest nicht zu Fusse, wo Alles so schön und herrlich ist!" Und er ging durch Wald und Wiese und Felder, bis er zu einem grossen Palaste kam; da sass eben ein wunderschönes Mädchen am Fenster und blickte nicht unfreundlich auf den jungen Wanderer, wie er so des Weges kam und Hund und Katze neben ihm herliefen. Er aber blickte auch hinauf und hatte den Ring behalten, das Herz aber verloren. Er ging noch eine Strecke fürbass; dann drehte er den Ring und sagte: „Ich befehle dir, dass du mir jenem Palaste gegenüber einen noch schönern Palast mit allem Zubehör hinstellest." Und im Nu stand der Palast da und war noch viel schöner und grösser als der andere, darin war er selbst und Hund und Katze waren auch bei ihm. Nun stand er auch oft am Fenster und sah zu seiner Nachbarin hinüber, aber er seufzte nicht lange, sondern ging selbst hin und warb um ihre Hand. Sie und ihre Aeltern gaben ihm die Zusage und schon nach wenigen Tagen wurde die Hochzeit gehalten.

Als sie in der ersten Nacht beisammen waren und traulich kosten, stellte sie an ihn die Frage, wie denn sein Palast so plötzlich hier entstanden wäre. Er meinte, vor seiner Frau brauche er kein Geheimniss zu haben und erzählte ihr die ganze Geschichte vom Ringe. Als er aber schlief, zog sie ihm heimlich den Ring vom Finger; dann stand sie auf, befahl allen Dienern den Palast sogleich zu verlassen und ging wieder in das Haus ihrer Aeltern. Dort drehte sie den Ring und sprach: „Ich befehle dir, dass du den Palast dort auf die höchste steilste Spitze jenes Berges stellest!" Als sie hinüber sah, war der Palast schon verschwunden, als ob er nie dagewesen wäre.

Der Jüngling war nicht wenig erstaunt, als er am Morgen erwachte und sich in seinem Palaste auf der höchsten Spitze eines Berges befand. Er rief nach den Leuten, aber es kam Niemand; nur Hund und Katze waren da. Als er auch noch bemerkte, dass ihm der Ring fehle, begriff er sogleich den ganzen Hergang der Sache und den schändlichen boshaften Verrath, den seine junge Frau an ihm geübt, aber es war ihm ein schlechter Trost. Er ging um zu sehen, ob er nicht vom Berge herabsteigen könne, aber es war nicht möglich; die Lebensmittel im Palaste reichten nur auf ein paar Tage zu und

so kam ihm bald der schreckliche Gedanke, er werde hier Hungers sterben müssen.

Als der Hund und die Katze ihren Herrn so traurig sahen, traten sie vor ihn und der Hund sagte: „Verzagt noch nicht, ich und die Katze wollen uns wol einen Weg aufspüren, auf dem wir durch das Geklüfte niedersteigen können und wollen sehen, dass wir Euern Ring wieder erlangen.“ „Thut dies, liebe Thiere“, sagte der Jüngling, „ihr seid noch meine einzige Hoffnung, sonst stürzte ich mich lieber über diese Felsen in die Abgründe, eh' ich Hungers stürbe.“

Hund und Katze gingen, liefen hin und her, kletterten und sprangen und kamen so glücklich hinab. Als sie in der Ebene waren, mussten sie über einen Fluss; da nahm der Hund die Katze auf den Rücken und schwamm hinüber. So kamen sie zum Hause der treulosen Frau, da war es schon Nacht und Alles lag im tiefsten Schlafe. Sie schlichen beim Thore hinein; dann sagte die Katze zum Hunde: „Nun bleib du hier und gib fleissig auf das Thor Acht; ich will hinauf und sehen, was sich thun lässt.“ Nun schlich sie über die Stiegen hinauf bis vor das Zimmer, wo die treulose Frau schlief, da aber war die Thüre gesperrt und sie konnte nicht hinein. Wie sie so davor sass und nachdachte, was sie etwa thun könnte, kam eine grosse Maus und die Katze fing sie; die Maus aber bat flehentlich, sie möge ihr doch das Leben schenken. „Das will ich“, sagte die Katze, „aber du musst hier ein Loch in die Thüre nagen, dass ich hinein kann.“ Die Maus fing sogleich an zu nagen; sie nagte lange, endlich aber waren ihr alle Zähne stumpf und das Loch war doch so klein, dass sie nicht einmal selbst, geschweige die Katze hinein konnte. Da sagte diese zur Maus: „Hast du Junge?“ „Ei, freilich“, antwortete sie, „hab' ich deren sieben oder acht und es sind recht muntere Dinger.“ „Geschwind hol' eines“, sagte die Katze und die Maus lief und kam bald mit einem Jungen zurück. Nun sagte die Katze zu diesem: „Höre, Kleine, sei gescheidt, so rettest du deiner Mutter das Leben. Lauf in das Zimmer hinein in's Bett der Frau und zieh' ihr den Ring ab, den sie am Finger trägt.“ Das Mäuslein lief hinein, aber bald kam es zurück und sagte: „Sie hat den Ring nicht am Finger.“ „So hat sie ihn im Munde“, sagte die Katze; „darum geh wieder hinein und schlag' ihr mit dem Schweife auf die Nase, dann wird sie den Mund öffnen und der Ring fällt heraus, den nimm und bring ihn schnell heraus.“ Das Mäuschen gehorchte und es geschah richtig Alles so, wie es die Katze gesagt hatte; bald war es mit dem Ringe da. Die Katze nahm ihn

und sprang in grossen Sätzen über die Stiege hinab. „Hast du den Ring?“ fragte der Hund. „Ei freilich hab' ich ihn“, sagte die Katze und sie sprangen beim Thore hinaus und liefen weiter; insgeheim aber ärgerte sich der Hund, dass nicht er der Glücklichere sei. Sie kamen zum Flusse; da sagte der Hund: „Gib mir den Ring, so trag' ich dich hinüber.“ Die Katze aber wollte nicht und während sie so stritten, entfiel der Katze der Ring und sank in's Wasser; da war schon ein Fisch, der darnach schnappte, allein eben so schnell schnappte der Hund nach dem Fische und so kam er zum Ringe. Nun trug er die Katze hinüber, aber sie stritten doch wieder, bis sie zu ihrem Herrn kamen. „Habt ihr den Ring?“ fragte dieser hastig und der Hund legte denselben vor ihm nieder mit den Worten: „Da bring' ich ihn.“ Und die Katze fiel schnell ein: „Nein, ich habe den Ring geholt und der Hund hat ihn mir gestohlen.“ Da sagte der Jüngling: „Meine Lieben, streitet nicht lange, ihr seid mir beide gleich lieb und theuer.“ Und er streichelte mit der einen Hand den Hund und mit der andern die Katze; da freuten sich die beiden Thiere und waren wieder gute Freunde.

Der Jüngling ging mit ihnen in den Palast; dort drehte er den Ring am Finger und sprach: „Ich befehle dir, dass mein Palast dort unten stehe, wo meine treulose Frau ist und dass sie und ihr Palast hier oben seien, wo ich jezt bin.“ In wenigen Augenblicken war es geschehen, sein Palast stand unten in der schönen Ebene, der ihrige aber oben auf dem hohen steilen Felsen und sie war selbst auch darin.

Nun liess er auch seine Mutter kommen und bereitete ihr seinem Versprechen gemäss ein glückliches Alter; auch gegen die zwei Thiere blieb er dankbar und hielt sie gut. Den Ring aber benüzte er nur selten mehr, denn er dachte mit Recht: „Es ist nicht gut, dass der Mensch alles habe, was er sich wünschen mag.“

Ja, was ist aber aus seiner Frau geworden? Die ist auf dem Berge oben verhungert. Das war hart und grausam, aber sie hatte es nicht besser verdient. —

---

45. Die Empfindlichste.

(La più delicata.)

Ein Königssohn sollte nach dem Willen seiner Aeltern heiraten. Er aber sprach: „Ich will nur eine solche Frau nehmen, von der ich

mit gutem Gewissen sagen kann, sie sei die empfindlichste auf der Welt." Da antworteten seine Aeltern: „Geh nur und suche sie dir!"

Er ging und kam zu Einer, die hatte sich den Kopf verbunden und sah sehr leidend aus. „Was fehlt dir?" fragte er. „Ach", sagte sie „heute früh hat mir die Magd beim Kämmen ein Haar ausgerissen, davon leid' ich so grosse Schmerzen." Der Prinz aber dachte sich: „Das ist noch nicht die rechte, ich will weiter suchen."

Er ging und fand eine andere, die hatte sich den ganzen Leib mit den feinsten Linnen umwickelt und sah sehr traurig aus. „Was fehlt dir?" fragte er. „Ach", sagte sie, „heute Nacht lag ich in meinem Bette und das Linnen, auf dem ich lag, hatte eine kleine Falte, davon bin ich krank geworden." Der Prinz aber dachte: „Das ist auch noch nicht die empfindlichste, es muss noch besser kommen."

Er ging wieder und kam zu einer dritten, die sass auf einem Lehnstuhle und hatte sich den Fuss verbunden. Dazu weinte sie lichte Thränen und verzog ihr schönes Gesichtchen, dass es darum gar sehr Schade war. „Was fehlt dir denn?" fragte der Prinz. „Ach", stöhnte sie, „da ging ich heute früh im Garten spazieren und es wehte ein Lüftchen, da ist mir von einer Jasminblüte ein Blättchen auf den Fuss gefallen." Da dachte der Prinz ein wenig nach und sagte: „Du bist die rechte, denn eine empfindlichere kann es nicht mehr geben!" Und er heiratete sie.

Ob er daran wol gethan? Leider weiss es die Erzählerin nicht, denn es ist ihr der Faden ausgegangen. —

46. Witzige Antworten.

(Risposte ingegnose.)

Ein armer Mann war einem reichen Herrn eine Summe Geldes schuldig und wurde von demselben oft an das Zahlen gemahnt. Eines Tages ging der Herr wieder in das Haus seines Schuldners, fand aber nur dessen Sohn, einen Knaben, welcher neben dem Feuer auf dem Herde sass. „Was thust du da?" fragte ihn der Herr. „Ich schaue, wie sie kommen und gehen", erwiederte der Knabe. „Kommen denn so viele Leute zu dir?" fragte der Herr. „Kein Mensch!" antwortete der Knabe. „Hm, wo ist denn dein Vater?" sagte der Herr. „Er ist gegangen, um ein Loch mit einem Loche zu stopfen." „Hm, was thut denn deine Mutter?" „Sie backt schon gegessenes Brot." „Hm, hm, und was macht deine Schwester?" „Sie beweint die Freuden des vergangenen Jahres."

„Du sprichst wie ein Narr oder wie ein Weiser“, sagte der Herr, „möchtest du's mir nicht erklären?“ „Ei wohl, aber Ihr müsst meinem Vater die Schuld schenken“, erwiederte der Knabe. „Das will ich thun, wenn mich deine Antwort befriedigt“, versezte der Herr.

Nun erklärte der Knabe: „Ich siede hier Bohnen, die steigen immer auf und nieder, also schaue ich, wie sie kommen und gehen. Mein Vater ist gegangen, die Summe, die er Euch schuldet, von einem andern zu leihen, um sie Euch zu zahlen: also macht er ein Loch, um ein Loch zu stopfen. Das Brot, welches wir in den letzten vierzehn Tagen gegessen haben, war vom Nachbar entlehnt, nun backt die Mutter Brot, um es ihm zurück zu geben: folglich backt sie schon gegessenes Brot. Meine Schwester endlich hat im vorigen Jahre Hochzeit voll Lust und Freuden gehalten, aber ihr Mann ist böse, schlägt sie und macht sie oft weinen. Da beweint sie denn nun die Freuden des vergangenen Jahres und wünscht, sie hätte nie Hochzeit gehalten.“

Da sprach der Herr: „Du bist ein gescheidter Knabe und deine Antwort hat mich befriedigt, deinem Vater ist die Schuld geschenkt.“

---

47. Die Bruthenne.

(La ciocca.)

(Vgl. Gellert's Gedicht: Marthe.)

Zwei junge Neuvermälte lagen abends in ihren Betten, darunter aber hatten sie eine Bruthenne gestellt, welche in einem Korbe auf einigen Eiern sass. „Wie schön ist es doch“, begann die Frau, „dass wir da eine so brave Bruthenne haben; ich freue mich schon auf die Jungen, da werden wir Eier bekommen!“ „Die kannst du verkaufen“, sagte er; „das Geld sparen wir zusammen und kaufen uns dann dafür einige Gänse. Die legen grössere Eier, haben schönere Federn und stehen überhaupt einer Haushaltung besser an, als die kleinen Hennen.“ „Das mein' ich auch“, sagte sie, „die Gänse müssen uns viel mehr eintragen, als die Hennen. Aber weisst du, Herzensmännchen, dann will ich auch ein Schwein, das mästen wir und verkaufen das Fleisch und den Speck, ein paar gute Braten bleiben uns doch noch immer. Da werden wir Geld bekommen, ich freue mich schon darauf!“ „Ich freue mich auch“, versezte er; „dann können wir ein Kalb kaufen, das ziehen wir auf, dass es eine gute Kuh wird, die gibt uns Milch, dass wir Butter und Käse machen. Bald werden wir mehrere Kühe haben und können viel Butter und Käse verkaufen, das wird uns schöne

Summen eintragen!" „Dann musst du dir aber auch ein schönes Pferd kaufen", fuhr sie fort; „denn ohne Pferd wäre eine rechte Haushaltung doch gar zu traurig." „Nicht Eines, sondern zwei — und einen Wagen muss ich auch haben!" fiel er ihr in's Wort; „weisst du, Schatz, dann fahren wir oft spazieren. Wird das eine Freude sein, wenn ich auf dem Bocke sitze und mit der Peitsche knalle!" — Bei diesen Worten hatte er sich aufgerichtet und ahmte mit lebhaften Gebärden die Armbewegungen eines mit der Peitsche knallenden Kutschers nach. Aber krak! — brach die Bettstatt und erdrückte die Bruthenne unter dem Bette sammt den Eiern! —

48. Das Käslaibchen.

(La formajella.)

Es war einmal eine geizige Alte, welche weder sich noch andern ein rechtes Stück Brot vergönnte. Sie hatte mehrere erwachsene Söhne; so oft dieselben auf dem Felde arbeiteten, brachte sie ihnen immer trockene harte Polenta und ein Käslaibchen, sagte aber dazu: „Wer das Käslaibchen anschneidet, der muss mir spinnen und drehen!" Das sollte nämlich bedeuten, dass sie denselben aufhängen würde und dass er am Stricke baumeln sollte. Die Söhne hüteten sich daher wol das Käslaibchen anzuschneiden und ärgerten sich nur darüber, dass sie es alle Tage sehen mussten und doch nicht essen durften.

Da heiratete der älteste Sohn und nahm sein junges Weib zu sich in's Haus. Die Alte gab auch ihr die Polenta und das Käslaibchen, damit sie es den Arbeitern auf das Feld hinausbringe, und fügte die Drohung bei: „Wenn du das Käslaibchen anschneidest, so musst du mir spinnen und drehen." Das junge Weib fürchtete sich und brachte das Käslaibchen immer wieder unversehrt zurück.

Darauf heiratete der zweite Sohn und führte sein junges Weib in das Haus ein. Auch dieser gab die Alte die Polenta und das Käslaibchen auf das Feld zu tragen und fügte die gewöhnliche Drohung bei. Das junge Weib aber schnitt das Käslaibchen in so viel Stücke, als Arbeiter waren, „denn", dachte sie sich, „wer arbeitet, soll auch essen." Als die andern sahen, was sie gethan hatte, getrauten sie sich fast nicht den Käse zu essen und riefen: „Wie wird es dir ergehen?" Sie aber fürchtete sich nicht und ging wieder nach Hause. „Wo hast du das Käslaibchen?" fragte die Alte. „Das haben wir aufgeschnitten und gegessen." Da wurde die Alte wüthend, versperrte

die Thüren, holte einen Strick und hängte ihn an einen Nagel an der Mauer; dann machte sie eine Schlinge und sagt: „Jezt musst du mir spinnen und drehen, steck deinen Kopf hinein.“ „Ich oder du!“ dachte die Junge, „es ist besser, dass ich noch länger lebe.“ Sie that gar nicht furchtsam, sondern stellte sich recht einfältig und sagte: „Aber wie muss ich's doch angehen, dass ich den Kopf recht hineinstecke? Zeigt es mir doch!“ „So musst du's machen“, sagte die Alte und steckte selbst den Kopf hinein — aber schnell fasste die Junge den Strick, zog und die Alte hing an der Mauer.

Nun kochte das junge Weib schnell eine grosse Schüssel voll „Nocken“ (Mehlklösse, ital. gnocchi) und stellte sie auf den Tisch. Dann nahm sie die Alte, welche bereits todt war, herab, sezte sie auf einem Stuhle aufrecht an den Tisch und stopfte ihr den Mund mit Nocken an. Darauf schloss sie die Thüren von innen, kroch durch ein Fensterloch aus dem Hause und ging auf das Feld arbeiten. „Was hat die Alte gesagt?“ fragten die Uebrigen. „Sie war wol zornig“ erwiederte sie, „aber ich habe sie reden und schimpfen lassen.“

Als sie abends alle nach Hause kamen, öffnete Niemand die Thüre und sie mussten dieselbe einstossen. Wie erstaunten sie, als sie die Alte todt fanden! „Da hat man's!“ riefen sie, „uns hat sie immer nur trockene Polenta geschickt, sich selbst aber hat sie Nocken gekocht und ist jezt einmal gar daran erstickt!“

Darauf hielten sie ein Todtenmal und waren gar nicht traurig dabei. Das wird nun Niemand loben wollen, aber der Geiz und die Hartherzigkeit sind hässliche Laster und das Sprichwort bleibt immer wahr: „Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“ — oder wie der Italiener sagt: „Wer einem Andern eine Schlinge legt, fängt sich selbst darin!“ —

---

49. Die drei Räthsel.

(I tre indovinelli.)

In alten Zeiten war ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn, welcher noch klein, aber recht verständig und guten Herzens war. Da trug es sich zu, dass ein anderer König sie mit Krieg überzog und das Unglück wollte, dass die Feinde selbst die Hauptstadt des Reiches einnahmen und den König und die Königin gefangen hinweg führten. Der kleine Prinz aber fand im Getümmel Gelegenheit zu entfliehen. „Wenn ich mich auch wegführen lasse“,

dachte er sich, „so bin und bleib' ich Gefangener und kann meine Aeltern nicht befreien; wenn ich aber fliehe, wird es mir vielleicht doch noch möglich ihnen einmal Rettung bringen zu können.“ Er kam zu einem ehmaligen Unterthan seines Vaters, der kannte den Knaben nicht, aber er nahm ihn auf, weil er ihm gefiel und erzog ihn, als wäre er sein rechter Sohn gewesen.

Als der Prinz zu einem schönen Jüngling herangewachsen war, liess es ihm keine Ruhe mehr und er dachte Tag und Nacht an seine armen Aeltern, von denen er freilich nicht wusste, ob sie noch lebten und wie es ihnen in der Gefangenschaft etwa ergehen möchte. Er bat daher seinen Ziehvater, dass er ihm erlaube in die Welt zu gehen, um sein Glück zu suchen. Ungern erlaubte es dieser und gab dem Jüngling seinen Segen und ein Reisegeld dazu.

Der Prinz zog lange in der Welt umher, aber mit all seinen Plänen, die er aussann, wollte es nicht vorwärts kommen. Endlich war auch sein Geld zu Ende und er war arm, wie eine Kirchenmaus; auch seine Kleider sahen nicht am besten aus. So kam er eines Abends auf eine Anhöhe, da lag ganz nahe eine grosse Stadt vor ihm; darin wurde mit allen Glocken geläutet und die Musik scholl weit hinaus. Nun sagte der Prinz zu sich: „Da muss wol ein grosses Fest gefeiert werden, aller Beschreibung nach ist dies die Hauptstadt des feindlichen Königs und sind dort meine armen Aeltern, wenn sie noch leben. Aber heute mag ich nicht mehr hinein gehen, ich will's auf morgen lassen und vor der Stadt übernachten.“ Und er ging bis zu einem kleinen Häuschen vor dem Stadtthore und klopfte an; da kam eine freundliche Alte heraus, die nach seinem Begehren fragte. „Gute Frau“, sagte er, „gebt einem armen Wanderer Herberge für die Nacht.“ „Ich bin selbst gar arm“, erwiederte sie, „allein das wenige, was ich habe, will ich gern mit Euch theilen, denn Ihr scheint mir ein ordentlicher Mensch.“ Sie hiess ihn eintreten und bereitete das Abendessen, nämlich eine „pinza“ d. i. eine Art Brod, das unter glühender Asche gebacken wird; auch bereitete sie ihm ein reinliches Lager auf Stroh, damit er gut ruhe.

Nach dem Abendessen sagte er: „Liebe Frau, was ist das für eine grosse Stadt, zu der ich gekommen bin?“ „Das ist die Hauptstadt unseres mächtigen Königs“, erwiederte sie. „Anfangs war sein Reich nur klein, da unternahm er gegen einen andern König einen Krieg, führte ihn und seine Gemalin in die Gefangenschaft und nahm ihm sein ganzes Reich, so dass das seinige nun wol drei oder viermal

grösser geworden ist, als es vorher war.“ „Und lebt der gefangene König noch?“ fragte der Jüngling und sein Herz klopfte so laut, dass es die Alte schier hätte hören können. „Ja wol“, sagte sie, „der arme König und die arme Königin sie leben beide, sie werden auch gut gehalten, nur dass sie in einem Palaste eingesperrt sind und immer über ihren Sohn weinen.“ „Und wo ist denn ihr Sohn?“ fragte er mit erleichtertem Herzen. „Ja, wenn sie das wüssten!“ antwortete die Alte; „sie meinen, er sei wol damals umgekommen, als ihre Stadt von unserem Könige eingenommen wurde.“ — „Und warum haben sie denn heute so geläutet und Musik gemacht?“ „Ja, das ist“, erwiederte die Alte, „weil unser König nur eine einzige Tochter hat, die will sich vermälen und Hochzeit halten, sie ist die Erbin des ganzen Reiches und hat der Freier eine ganze Menge.“ „Hat sie schon gewählt?“ fragte der Prinz weiter. „Nein“, sagte die Alte; „die Sache verhält sich so. Sie gibt jedem, der um sie freien will, drei Räthsel auf und der erste, der sie löst, soll ihr Gemal sein und König werden. Morgen ist der erste Tag; da darf sich ihr jeder ehrliche Mann vorstellen, nur ein Bettler oder ein Landstreicher darf es nicht sein, sonst ist jeder zugelassen.“ „So will ich doch auch hingehen und mir's ansehen“, sagte der Jüngling, „ruft mich morgen recht früh!“

Am nächsten Morgen weckte ihn die Alte früh und half ihm seine Kleider vom Staube reinigen und machte auch einige Nadelstiche, wo es nöthig war, so dass er aussah, wol wie ein armer, aber doch wie ein ordentlicher Mensch. „Nun könnt Ihr wol auch versuchen“, sagte sie schalkhaft, „um die stolze Prinzessin zu werben und wenn Ihr glücklich seid, vergesst das arme Mütterchen nicht!“

Der arme Prinz ging nun in die Stadt und als er zur Königsburg kam, sah er viele stolze Prinzen und Ritter, von denen meinte ein jeder, er werde die Räthsel lösen und Gemal der schönen Prinzessin werden. Aber so viele es versuchten, keiner konnte die Räthsel richtig lösen und sie zogen einer nach dem andern beschämt und still von dannen. Endlich liess sich auch unser armer Prinz von den Dienern, welche höhnisch über ihn lachten, der Prinzessin vorstellen. Sie sah ihn fast verächtlich an und sagte: „Auch Ihr wagt es um mich zu werben; seid Ihr denn auch ein Ritter?“ Da erwiederte er: „Gnädigste Prinzessin, ich bin zwar nur ein armer Mann; da Ihr aber einmal einen Mann von Geist und Verstand wollt, so halt' ich mich nicht für schlechter als die übrigen.“ Da sagte sie wieder: „Nun, Ihr könnt es versuchen, aber wenn Ihr es nicht errathet, so

lass' ich Euch das Haupt abschlagen und Euch zu Füssen legen. Wollt Ihr noch?" „Ja", erwiederte er. „Nun wol", sagte die Prinzessin, „hört denn. Was ist da, was die ganze Erde erfreut und es allen gleich macht und keinem einen Vorzug gibt?" Und er erwiederte: „Das ist die Sonne, die erleuchtet und erwärmt alles, die Höhen und die Tiefen, die Erde und das Meer, das Thier und die Pflanze, den Armen und den Reichen, den König und den Bettler!"

Da zuckte ein bittersüsses Lächeln um die Lippen der Jungfrau und sie sagte: „Wol, das erste habt Ihr errathen und ich kann es Euch nicht bestreiten. Aber was ist das: es ist ein Baum, der ist auf der einen Seite schön und freudenvoll, auf der andern aber traurig und trübe; auch hat er viele Blätter, die sind auf der einen Seite hell und licht, auf der andern aber schwarz und dunkel." Und er antwortete: „Dieser Baum ist das Jahr, das hat eine Seite, die ist schön und freudenvoll und die ist der Sommer; die andere aber ist der Winter, der ist traurig und trübe. Und seine vielen Blätter sind Tag und Nacht, der Tag ist hell und licht, die Nacht aber schwarz und dunkel."

Als die Prinzessin dies hörte, fuhr sie zusammen und neigte das Haupt, als ob sie traurig wäre; bald aber erhob sie es wieder, blickte ihn stolz an und sagte: „Wolan, zwei Räthsel habt Ihr gelöst, nun merkt auf das dritte. Wer ist die Mutter, welche, nachdem sie ihre Kinder geboren und genährt hat, sie wieder in ihren Schooss aufnimmt?" Und er erwiederte: „Diese Mutter ist die Erde, die Menschen sind aus ihr geboren, sie werden von ihr genährt und wenn sie sterben, so kehren sie wieder in ihren Schooss zurück!"

Da ging ein lautes Gemurmel durch den ganzen Saal; die Prinzessin aber war blass geworden und in ihren Divan zurückgesunken. Ihr königlicher Vater ging auf sie zu, hob sie auf und legte ihre Hand in die des armen Prinzen. „Dieser Mann", sagte er, „ist dein zukünftiger Herr und Gemal, sei er, wer er wolle. Du hattest dein Schicksal in deinen Händen, du hast selbst entschieden und dabei soll es verbleiben!" Sogleich liess er den armen Prinzen in eigens hergerichtete Gemächer führen, gab ihm kostbare Kleider und Diener und hielt ihn in allen Stücken wie seinen Schwiegersohn.

Die Prinzessin aber war immer traurig. „Wenn ich nur wüsste, wer er denn sei", sagte sie oft zu ihren vertrauten Dienerinnen; „so aber weiss ich es nicht und er sagt es mir auch nicht, so dass ich schlimmes argwöhnen muss." Der Prinz selbst bemerkte es wol und

errieth, warum sie verstimmt sei. Da sagte er eines Tages zu ihr: „Hört, ich will Euch auch ein Räthsel aufgeben; wenn Ihr es innerhalb acht Tagen errathet, so sollt Ihr frei und ledig und Eures gegebenen Wortes entbunden sein. Mein Räthsel aber lautet so: Wer ist der König, welcher aus seinem Reiche verstossen doch wieder in sein Reich zurück kehrt?“

Da war die Prinzessin wieder froh und dachte: „Ich will es schon errathen.“ Zwei Tage lang dachte sie nach und frage auch alle, die ihr begegneten, aber vergebens. Da gab sie allen Dienerinnen den geheimen Befehl, den Prinzen Tag und Nacht zu belauschen und ihr jedes Wort, das er spreche, zu hinterbringen. Und die Diener lauschten und lauschten, aber der ernste Prinz sprach nie laut zu sich selbst. so dass die Prinzessin an ihrem Erfolge schon verzweifelte.

Am siebenten Abende hatte sich der Prinz eben schlafen gelegt: da hörte die Obersthofmeisterin, welche an der Thüre lauschte, wie er seufzte und zu sich sprach: „Ach, du armer Prinz, du König ohne Reich, was wird aus dir werden, wenn dich die schöne Prinzessin nicht liebt?“ Und dann seufzte er wieder und schlief ein. Die Obersthofmeisterin aber eilte zur Prinzessin und hinterbrachte es ihr. Nun athmete diese auf und auf einmal war ihr alles klar.

Am folgenden Morgen kam der Prinz zu ihr und fragte: „Nun, habt Ihr es errathen? Heute ist der achte Tag.“ Da stellte sie sich traurig und sagte: „Ei, lasst mich noch einmal hören, wie lautet das Räthsel?“ Und er sagte: „Es lautet so: Wer ist der König, welcher aus seinem Reiche verstossen doch wieder in sein Reich zurück kehrt?“ „Du bist es!“ rief sie triumphirend, „du bist der Sohn des Königs und der Königin, die mein Vater bis zum heutigen Tage gefangen hält. Jezt hab' ich das Räthsel gelöst und ich bin frei.“

Da neigte der Prinz traurig das Haupt und erwiederte: „Wolan, Ihr habt es errathen, denn so hab' ich's gemeint. Ihr seid frei und ich will wieder von dannen ziehen; denn mein Reich wäre nur Euer Herz und Eure Liebe gewesen, die Ihr mir versagt — nicht Eure Hand und mein und Euer Reich, die ich um den Preis meines und Eures Glückes nicht will. Aber eine Gnade gewährt mir: gebt meinen Vater und meine Mutter frei und lasst sie mit mir hinwegziehen, bis wir an den Gränzen Eures Reiches den Staub von unsern Füssen schütteln und ausruhen.“

Und er hatte das Haupt wieder erhoben und stand vor ihr ein armer aber blühender stolzer Mann. Da brach sie in Thränen aus,

warf sich an seinen Hals und rief: „Nein, nein, so war es nicht gemeint, du bist mein für immer, ich will dich nicht lassen. Mein Herz hat sich der heissesten Liebe für dich geöffnet, denn du bist ein edler Mann, wie ich auf der weiten Erde keinen bessern je wieder fände. Wisse auch, dass ich mich selbst nicht mit Recht freisprechen kann, denn ich habe dich belauschen lassen und du hast selbst die Lösung des Räthsels ausgesprochen.“ Und so umarmte und küsste sie ihn in Einem fort. Da trat auch ihr Vater hinzu, umarmte den Prinzen und sagte: „Gott sei gelobt, dass ich am Sohne meines Feindes ein altes Unrecht, über welches mir mein Gewissen schon so viele Vorwürfe gemacht hat, wieder sühnen kann! Du sollst nicht blos dein Reich und meine Tochter, sondern auch mein ganzes Land dazu haben.“ Sogleich schickte er Wagen, um den gefangenen König und seine Gemalin zu holen, welche bald kamen und sich vor Freude nicht zu fassen wussten. Dem armen gefangenen Könige aber war in den langen Jahren ein so langer weisser Bart gewachsen, dass er ihm fast bis zu den Füssen reichte.

Bald wurde fröhliche Hochzeit gehalten und sie lebten noch viele Jahre glücklich zusammen. Nach dem Tode des Königs erbte der Prinz das ganze grosse Reich und war ein König weise und gerecht, wie selten Einer auf Erden. Dankbar aber hatte er sich nicht nur seines Ziehvaters, sondern auch jenes alten armen Mütterchens vor dem Stadtthore erinnert und ihr ein grosses schönes Haus bauen lassen versehen im Ueberfluss mit allem, was sie brauchte oder wünschte. Da sass die gute Alte noch lange Jahre vor dem neuen Hause an der wärmenden Sonne und erzählte jedem, der sie freundlich grüsste und mit ihr redete, wie sie einst den König als armen verstossenen Prinzen eine Nacht in ihrem Häuschen beherbergt und ihm die Kleider geflickt habe. Und wenn du es nicht glaubst, so geh hin und sieh, ob sie vielleicht noch dort sitze und sie wird es dir auch erzählen; wenn aber ein armer ehrlicher Wanderer bei dir einkehrt, so behandle ihn als lieben Gast, denn man kann nie wissen, wer er sei. —

---

50. Das Mädchen ohne Hände.

(Quella dai brazzi mozzi.)

(Vgl. Liebrecht I. 22; Grimm, Märchen Nr. 31; Zingerle. II. S. 124.)

Es war einmal eine Wirthin, die hatte eine einzige Tochter. So oft Gäste kamen, sagten sie unter sich: „Die Wirthin ist doch wahr-

haft ein schönes Weib wie keines im Lande!" Sobald sie aber die Tochter ansahen, da konnten sie ihre Augen gar nicht mehr abwenden und sagten: „Die Frau Wirthin ist schön, aber ihre Tochter ist doch viel schöner!"

Die Wirthin war stolz auf ihre Schönheit und wäre gern allein die schönste gewesen; sie kränkte sich daher, so oft die Leute sagten, ihre Tochter sei schöner als sie. Als aber das Mädchen täglich noch schöner wurde, konnte die Mutter ihren Aerger und Zorn nicht länger verhalten. Sie bestellte einen Mann und gab ihm den Auftrag, das Mädchen auf den Berg zu führen und dort zu tödten; zum Zeichen sollte er ihr das Herz zurück bringen. Der Mann führte das Mädchen auf den Berg und kündete ihm dort den Befehl der Mutter an. Da weinte das Mädchen bitterlich, warf sich auf die Knie und bat ihn flehentlich, er möge doch ihr junges Leben schonen. Der Mann war gerührt und schenkte ihr das Leben unter der Bedingung, dass sie weit fortgehe in fremde Länder und nie mehr nach Hause zurück komme. Der Wirthin aber brachte er das Herz eines Hundes.

Traurig ging das Mädchen in die weite Welt und kam endlich in eine Stadt, wo sie längere Zeit als Dienstmagd blieb. Aber sie war immer traurig und dachte an die Heimat und an ihre böse Mutter. Sie konnte nicht glauben, dass eine Mutter so grausam sein könne und sagte zu sich selbst: „Gewiss hat sie es schon oft bereut und weint und trauert jetzt im Stillen über meinen vermeintlichen Tod!" Endlich konnte sie ihrer Sehnsucht nicht länger widerstehen und begab sich auf die Reise in die Heimat.

Allein sie wurde von ihrer Mutter mit zorniger Verwunderung empfangen. Das stolze Weib liess jenen Mann wieder kommen und verwies ihm den Betrug, den er sich gegen sie hatte zu Schulden kommen lassen. Sie gab ihm von neuem den Auftrag das Mädchen auf den Berg zu führen und es zu tödten; zum Zeichen sollte er ihr die abgehauenen Hände mitbringen. Der Mann that es und als sie auf dem Berge waren, fiel das Mädchen vor ihm auf die Kniee und beschwor ihn weinend und flehend, ihr doch das Leben zu schenken. Der Mann wurde selbst davon gerührt, aber er fürchtete den Zorn der Wirthin. „Wie soll ich es angehen", sagte er; „deine Mutter hat mir befohlen ihr deine Hände mitzubringen und ich muss ihr gehorchen." Da warf das junge Mädchen einen schmerzlichen Blick zum Himmel und sagte: „Lieber will ich die Hände, als das Leben verlieren. Hau mir die Hände ab, doch schenke mir das Leben!" Sie legte die Hände

auf einen Baumstrunk und das Schreckliche geschah; dann half ihr der Mann noch die blutenden Hände verbinden, befahl ihr weit fort zu gehen und liess sie schwören, nie mehr nach Hause zu kommen.

Mit unsäglichen Schmerzen ging das Mädchen weit in den dunkeln Wald hinein. Sie betete, dass Gott sie heilen lasse und schütze und ihr Gebet war nicht umsonst. Die Arme fingen bald an langsam zu heilen, sie fand Nahrung an Kräutern und Wurzeln und Früchten des Waldes und die wilden Thiere bedrohten ihr Leben nicht. Anfangs wohnte sie in einer Höhle; dann aber fand sie einen grossen alten Weidenbaum, dessen Stamm innen schon morsch war, und sie höhlte ihn mit grosser Mühe und Anstrengung aus. Da war sie nun gegen Hitze und Kälte so wie gegen die wilden Thiere besser geschüzt und wenn ihre Wunden sie schmerzten und ihr die Frage, was aus ihr wol noch werden solle, schwer auf das Herz fiel, so betete sie und weinte und das Gebet und die Thränen erleichterten ihren Kummer. „Gott wird dich nicht verlassen!“ rief eine Stimme in ihr und glücklich ist ja selbst der Aermste und Elendeste, welcher eine solche Stimme in sich hört und ihr gläubig lauscht.

Eines Tages geschah es, dass der Sohn des Königs einer etwas entfernten Stadt auf der Jagd in das Gebirge kam und seine Begleiter verlor. Wie er so allein durch den Wald streifte, erblickte er plötzlich unweit das schöne Mädchen. Anfangs hielt er sie für ein schönes seltsames Thier und schoss seinen Pfeil nicht ab, da er es lebendig fangen wollte. Als sie ihn bemerkte, entfloh sie wie ein Reh; er aber eilte ihr nach und sah, wie sie sich in den hohlen Weidenbaum flüchtete. Er ging hin und befahl ihr hervorzutreten. Wie erstaunt war er, ein wunderschönes Mädchen mit abgehauenen Händen vor sich zu sehen! „Wer bist du, mein Kind, wie kommst du hieher? Wer hat dich der Hände beraubt?“ Sie aber schwieg und weinte. Da entflammte er in Liebe zu ihr und er sagte: „Ich sehe wol, mein Kind, dass du in böser Menschen Hände gefallen sein musst. Aber ich will dich retten und du sollst noch schönere Tage erleben, komm mit mir in die Stadt!“ Und er stiess in sein Jagdhorn, dass der Ruf gellend durch den Wald scholl und von den Felsen widerhallte. Es dauerte nicht lange, so kamen seine Begleiter und Diener, diese mussten augenblicklich eine Tragbahre herrichten, darauf sezte er das Mädchen und bedeckte sie mit seinem Mantel. Als er in seinen Palast in der Stadt gekommen war, liess er ihr eigene Gemächer einräumen, gab ihr kostbare Kleider und Diener und sorgte in Allem für sie auf das Beste.

Eines Tages ging er zu ihr und fragte sie, ob sie nicht seine Frau werden wolle. Da erröthete sie und antwortete: „Das kann nicht sein.“ Betrübt fragte er, warum sie so antworte. „Wie kann ich armes Mädchen ohne Hände deine Frau werden?“ sagte sie. „Was wird deine Mutter sagen?“ „Darum sei unbesorgt“, sagte er, „ich bin mein eigener Herr und folge der Stimme meines Herzens, welche mir sagt, du werdest mich glücklich machen. Ich liebe dich innig und wahr — doch, wenn du mich nicht lieben kannst —.“ Bei diesen Worten wurde ihr Gesicht feuerroth und ihr Herz schlug laut, zugleich sank sie vor ihm auf die Kniee und bedeckte seine Hände mit Küssen und heissen Thränen. „Nun bist du meine Braut vor Gott und vor den Menschen!“ rief er jubelnd, hob sie auf und drückte ihr einen Kuss auf die reine weisse Stirne. Dann ging er zu seiner Mutter und erklärte ihr, er wolle das Mädchen heiraten.

Diese Mutter war eine stolze Frau und hatte schon lange im Stillen darauf gerechnet, ihr Sohn werde nur die schönste und reichste Prinzessin der Welt heiraten. Daher wurde sie wüthend vor Zorn, nachdem sie die Erklärung des Prinzen gehört hatte. „Bist du wahnsinnig?“ rief sie ihm zu. „Eine hergelaufene Dirne ohne Hände willst du mir als Schwiegertochter und dem Volke zur Königin geben?“ Aber der Prinz blieb fest, er zwang seine Mutter ihren Zorn zu bezähmen oder doch zu verbergen und nahm das Mädchen zu seiner Frau. Das Volk grollte ihm desshalb nicht, sondern liebte die junge Königin immer mehr; denn ohne Hände spendete sie in kurzer Zeit viel mehr Wolthaten, als die alte Königin während ihres ganzen Lebens mit ihren gesunden Händen gegeben hatte.

Das Glück der beiden Gatten dauerte nur wenige Monate, denn es brach ein Krieg aus und der Prinz musste mit dem Heere fort. Er befahl allen seinen Dienern, auf seine Gemalin wol Acht zu haben und nicht zu dulden, dass ihr das mindeste Leid widerfahre. Sodann nahm er zärtlichen Abschied von ihr und zog mit dem Heere fort.

Wieder verflossen mehrere Monate, da gebar die junge Königin zwei wunderschöne Knaben. Die alte Königin war voll Zorn und gern hätte sie ihr die Kinder entrissen, aber die Diener, der Worte ihres Herrn eingedenk, bewachten die junge Königin und ihre Kinder getreulich und liessen sie keinen Augenblick allein.

Nun sandte die alte Königin einen vertrauten Boten an den Prinzen und liess ihm melden, seine Gemalin habe zwei Kinder geboren, welche wie junge Hunde aussähen, das Volk murre laut und

er solle daher befehlen, was zu thun sei. Sie glaubte, ihr Sohn würde nun den Befehl geben, Mutter und Kinder zu tödten, aber sie täuschte sich. Der Prinz liess den Befehl melden, Niemand solle sich an seiner Frau und an den Kindern vergreifen, bevor er selbst zurückkomme. Da ergrimmte die alte Königin noch mehr und schickte denselben Boten wieder zum Prinzen mit der Nachricht, das Volk drohe mit einem Aufstande und sie sehe sich daher genöthigt, Mutter und Kinder auf öffentlichem Platze verbrennen zu lassen. Sie würde es wol auch gethan haben, wenn es nicht die junge Königin rechtzeitig erfahren hätte. Da stand sie in der Nacht auf, nahm ihre beiden Kinder in die Arme und flüchtete heimlich aus dem Schlosse und aus der Stadt. „Gott wird mich und die armen Würmchen nicht verlassen!“ dachte sie und ging ihres Weges.

Sie ging weit und war endlich in ein Thal in der Wildniss des Waldes gekommen. Da begegneten ihr zwei ehrwürdige Männer und fragten sie: „Sind diese Kinder getauft?“ „Nein“, erwiederte sie und erzählte ihnen von ihrer Flucht und ihrer Bedrängniss. Da sagte der Eine: „Wol, so will ich die Kinder taufen; welche Namen soll ich ihnen geben?“ „Welche ihr wollt!“ sagte sie. „Wolan“, erwiederte der Mann, „so soll der eine Johannes, der andere Joseph heissen!“ Und er taufte die Knaben mit dem Wasser des Flusses, welcher durch das Thal strömte. Die beiden Männer aber waren Niemand anderer, als die Heiligen Johannes und Joseph selbst. Sodann sagte ersterer: „Nun nimm deine Kinder und geh noch bis in den Hintergrund des Thales; dort wirst du ein schönes Haus finden nebst Allem, was du für dich und deine Kinder nöthig hast. Aber nie sollst du jenes Haus mehr verlassen und auch nie Jemanden öffnen, es sei denn, er rufe dich bei den fünf Wunden unseres Heilandes an.“ Erfreut versprach sie es, dankte ihnen herzlich und ging weiter. Da begegnete sie einer schönen Frau, die sah sie mild an und sagte: „Armes Weib, du hast keine Hände!“ Da seufzte sie; die schöne Frau aber war keine andere als die Mutter Gottes und sie sagte: „Stecke deine Arme in das Wasser dieses Flusses!“ Sie that es und als sie die Arme herauszog, hatte sie ihre beiden gesunden Hände wieder. Vor Freude weinend dankte sie der himmlischen Frau, welche ihr zum Abschiede sagte: „Geh in jenes Haus und beobachte getreulich alles, was dir die beiden Heiligen gesagt haben. Dann wird es dir und deinen Kindern gut ergehen, weil du immer fromm gewesen bist und in deinen Nöthen auf den Himmel vertraut hast.“

Frohen Herzens ging sie weiter und fand das ihr bezeichnete Haus. Da blieb sie einsam, denn weit und breit war keine menschliche Seele zu finden, aber sie hatte alles, was sie wünschte. Die zwei Knaben wuchsen und bald sprangen sie lustig im Walde herum; der Mutter aber folgten sie auf das Wort, waren fromm und gut und beteten fleissig morgens und abends zum lieben Gott, dass er sie schützen und segnen möge.

So verflossen sechs Jahre. Der Prinz war indessen aus dem Kriege zurückgekehrt und König geworden. Er war immer traurig, denn er erinnerte sich oft an seine Gemalin und seine Kinder, die er für todt hielt; seine Mutter aber hatte er vom Hofe verbannt. Da ging er wieder einmal auf die Jagd und verirrte sich im Walde. Schon brach die Nacht herein und ein furchtbares Wetter war heraufgezogen. Vergebens suchte er unter alten Bäumen Schutz; der Wind peitschte ihm den Regen in's Gesicht, der Donner rollte in Einem fort und die flammenden Blitze erleuchteten die Gegend. Da sah er jenes Haus, in welchem seine Frau und seine Kinder lebten, und er pochte an die Thüre; allein Niemand öffnete ihm. Das Wetter wurde immer ärger, eben flammte wieder ein Blitz, da rief er in grösstem Schrecken: „Bei den fünf Wunden unseres Heilands, macht die Thüre auf!“ Als die Königin diese Worte hörte, schloss sie die Thüre auf und liess ihn eintreten. „Gebt mir ein Obdach für die Nacht“, rief er, „ich bin ganz ermüdet und durchnässt!“ Sie hatte ihn gleich erkannt; er selbst glaubte anfangs auch seine Frau zu sehen und wollte in Freudenrufe ausbrechen. Aber ein Blick auf ihre Hände sagte ihm, dass er sich täusche; denn seine Frau hatte ja keine Hände. Sie aber hielt sich zurück und gab sich ihm nicht zu erkennen; dann führte sie ihn zum Herde, schürte ein grosses Feuer an und brachte ihm Speise und Trank. Die beiden Knaben aber wagten es anfangs nicht den fremden Mann anzusehen und fürchteten sich, denn die armen Kleinen hatten ja ausser ihrer Mutter noch nie einen Menschen gesehen. Erst auf das Zureden der Mutter kamen sie schüchtern näher und blickten sich an die Arme der Mutter schmiegend mit grossen Augen auf den fremden Mann, welcher mit ihnen recht lieb und freundlich that. Mit Thränen in den Augen dachte er sich: „So gross müssten jezt meine Kinder auch sein, wenn sie noch am Leben wären!“

Der König sass am Feuer und trocknete seine Kleider; da überfiel ihn der Schlaf und er schlummerte ein. Als sie sah, dass er schlafe, sagte sie ihren Kindern, dieser Mann sei ihr Vater; sie soll-

ten daher, wenn er wieder erwache, recht freundlich mit ihm sein. Da geschah es, dass dem schlafenden Könige der Hut vom Kopfe auf die Erde fiel. „Johannes“, befahl die Mutter, „heb dem Vater den Hut auf.“ Der Knabe gehorchte, der König aber war halb erwacht und hatte die Worte gehört. „Was soll das sein?“ dachte er sich, „ich will mich nun stellen, als ob ich schlafe und den Hut wieder fallen lassen.“ Nach einer Weile fiel der Hut wieder auf den Boden. „Joseph“, rief die Mutter, „heb dem Vater den Hut auf.“ Als der König dies hörte, richtete er sich auf und sagte: „Frau, warum nennt Ihr mich Vater?“ Da lächelte sie und sagte: „Seht mich einmal recht an!“ Da brach er in Thränen aus und sagte: „Ja, Ihr gleichet ganz meiner lieben Frau, aber es ist nicht möglich, dass Ihr es seid; denn meine geliebte Gemalin war ohne Hände.“ Da rief sie: „Und doch ist es möglich, mein herzgeliebter Gemal, Gott hat mir meine Hände wieder gegeben und diese Knaben sind deine Kinder!“ Da umarmten sie sich, dass ihnen vor Seligkeit das Herz fast brechen wollte; dann nahm er die beiden Knaben auf die Arme und konnte sich an ihnen nicht satt sehen und küsste sie in einem fort, während die Thränen der Freude über seine Wangen rannen. Sie blieben die ganze Nacht beisammen und konnten sich nicht genug erzählen.

Am Morgen wollte er sie und die Knaben mit sich in die Stadt führen, aber sie sagte: „Mein herzliebster Gemal, die Heiligen haben mir geboten für immer hier zu bleiben und ich muss ihnen gehorchen.“ Da sprach er kein Wort dagegen, sondern küsste sie und die Knaben zum Abschied und sagte: „Ich werde bald wieder zu euch kommen.“

Er kehrte in die Stadt zurück. Dort legte er die Krone und die Regierung nieder, verkaufte Alles, was er hatte, wählte unter seinen Dienern die treuesten aus und kehrte dann zu seiner Frau und seinen Kindern zurück. Da lebten sie im schönen stillen grünen Bergthal noch lange Jahre froh zusammen und genossen in reichlichstem Maasse jenes Glück, welches nur die wahre treue Liebe der Herzen und der heilige Friede der Seele den Menschen zu bieten vermag. —

51. Die Greifenfeder.

(La penna dell' uccello Sgriffone.)

Ein König hatte drei Söhne. Die beiden ältern waren schon fast erwachsen, der dritte aber, der kleine Jakob geheissen, war noch ein

Knabe und dem Könige der liebste. Eines Tages ging der König auf die Jagd und als er nach Hause kam, bemerkte er, dass er seine Greifenfeder verloren habe, welche er immer über dem Ohre trug und die ihm über alles theuer war. Ganz traurig sass er in seinem Zimmer und wollte nicht zum Essen kommen. Vergebens suchten die Königin und die beiden ältern Söhne ihn zu bewegen, dass er doch zu Tische gehe. Endlich kam der kleine Jakob und sagte: „Vater, ich kann Euch nicht so traurig sehen und wenn Ihr nicht essen wollt, so ess' ich auch nicht. Kommt doch zum Essen; hernach wollen wir drei Brüder die Feder suchen gehen und Ihr werdet sehen, wir werden sie finden.“ Da erwiederte der König: „Wolan, wer von euch so glücklich ist die Feder zu finden, dem will ich Krone und Reich hinterlassen.“

Nach dem Essen gingen die drei Brüder hinaus. Nach langem Suchen fand der kleine Jakob die Feder und brachte sie jubelnd seinen Brüdern. Die aber waren voll Zorn und Aerger und sprachen zu sich: „Das geht nicht Rechtens her, dass der kleine Jakob da Krone und Reich bekommen soll. Wir wollen ihn auf die Seite schaffen.“ Und unversehens fiel der älteste Bruder über den arglosen Knaben her und erschlug ihn, die Leiche aber bedeckten sie mit Steinen im Walde. Nun brachten sie dem Könige die Feder; dieser war wol sehr erfreut, fragte aber sogleich, wo denn der kleine Jakob wäre. „Er ist noch draussen geblieben und wird bald kommen“, erwiederten sie. Aber der Knabe kam nicht; vergebens liess ihn der König im Walde und im ganzen Reiche suchen, es wollte Niemand etwas davon gesehen haben. Die beiden Schelme dagegen schwiegen und stellten sich wol gar traurig über den Verlust des lieben Brüderchens; in ihrem Herzen aber dachten sie: „Der ist gut aufgehoben und unsere That kommt nun und nimmermehr zu Tage.“ Und wenn sie den guten König gar so traurig und schwermüthig sahen, so dachten sie wieder: „Je trauriger, desto besser, denn um so früher stirbt der Alte und lässt uns Reich und Krone.“

So verging fast ein Jahr. Als inzwischen der Schnee des Winters wieder geschmolzen war und der Wald sich frisch belaubt hatte und auf Feld und Wiese die schönen rothen und blauen Blumen ihre Knospen aufthaten, trieb ein Hirtenknabe täglich seine Herde in den Wald, wo der König gejagt hatte. Als er einmal zur Stelle kam, wo die bösen Brüder den armen kleinen Jakob erschlagen hatten, fand er zwischen den Steinen ein Häufchen menschlicher Gebeine, die waren

von Regen und Sonne ganz rein und weiss gebleicht worden und sahen ungemein zart aus. Der Hirtenknabe nahm ein Beinchen und machte sich ein Pfeifchen daraus; als er aber hineinblies, da tönte es deutlich:

„Ach Hirte mein, der mich hält in der Hand,
Ich ward erschlagen im grünen Land,
Ach, dass ich so grausen Tod erfuhr,
Das war um die Greifenfeder nur!“

Der Hirtenknabe war höchlich verwundert und wusste sich das Ding nicht zu erklären; so oft er hineinblies, kamen immer und immer wieder dieselben Worte heraus. „Das muss etwas ganz absonderliches bedeuten, ich will es dem Könige sagen!“ dachte er sich und ging zum Könige und erzählte ihm alles. Darauf nahm der König das Pfeifchen und blies selbst hinein; da scholl es heraus:

„Ach, Vater mein, der mich hält in der Hand,
Ich ward erschlagen im grünen Land;
Ach dass ich so grausen Tod erfuhr,
Das war um die Greifenfeder nur!“

Da wusste der König, was es bedeute und Thränen des herbsten Schmerzes flossen ihm aus den Augen. Doch fasste er sich schnell wieder, liess die Königin rufen und befahl ihr hineinzublasen. Und als sie hinein blies, tönte es wieder heraus:

„Ach Mutter mein, die mich hält in der Hand,
Ich ward erschlagen im grünen Land;
Ach dass ich so grausen Tod erfuhr,
Das war um die Greifenfeder nur!“

Sodann liess der König seinen zweiten Sohn holen und befahl ihm hineinzublasen. Dieser wollte es nicht thun und sagte: „Ei, welch ein eklig Ding das ist, mich graust davor!“ Aber er musste doch gehorchen und als er blies, tönte es wieder:

„Ach Bruder mein, der mich hält in der Hand,
Ihr habt mich erschlagen im grünen Land,
Ach dass ich so grausen Tod erfuhr,
Das war um die Greifenfeder nur!“

Da erblasste er vor Schrecken und zitterte am ganzen Leibe; der König aber liess den ältesten Sohn rufen. Dieser wollte auch nicht in das eklige Ding hinein blasen, aber auch er musste gehorchen und als er blies, tönte es wieder:

„Ach Bruder mein, der mich hält in der Hand,
Du hast mich erschlagen im grünen Land,
Ach dass ich so grausen Tod erfuhr,
Das war um die Greifenfeder nur!“

Da erblasste auch er voll Schrecken und zitterte wie ein Espenblatt. Der König aber rief: „Ihr Schurken, die ihr mich und eure Mutter um den liebsten Sohn gebracht habt, eure Schande ist zu Tage gekommen. Aber wahrlich, ihr sollt es mir büssen!“ Und er zog einen scharfen Dolch hervor und stiess sie beide nieder, so dass sie vor seinen Füssen elendiglich dahin starben. Weil er aber ohne seinen lieben Jakob nicht länger hoffnungslos leben wollte, stiess er auch sich selbst den Dolch in die Brust und Schmerz und Freude und Hoffnung, Herrschaft und Krone — Alles hatte ein Ende! —

---

52. Hänschen ohne Furcht.

(Zovanin senza paura.)

(Vgl. Grimm, Märchen Nr. 4; und III, S. 9. Zingerle, Märchen II. S. 181.)

Eine Witwe hatte einen Sohn Namens Hänschen, der war unerschrocken und konnte nie begreifen, was denn die Furcht sei. Daher sagte er einstmals zu seiner Mutter: „Ich will in die Welt gehen und die Furcht suchen.“

Er ging. Es dauerte nicht lange, so kam er an einem Schlosse vorüber und er fragte, wem es gehöre. Man erwiederte ihm, es sei ein Geisterschloss und es könne Niemand darin wohnen, ja nicht einmal eine einzige Nacht dort zubringen, ohne Leib und Leben zu verlieren. Da dachte er sich: „Ist mir gerade recht, vielleicht find' ich dort, was ich suche und weiss dann doch einmal, was die Furcht ist“!

Er ging in das Schloss und weil es schon am Einnachten war, trat er in die Küche sich ein Süppchen zu kochen. Als das Feuer loderte und die Suppe brodelte, fiel ein Todtenkopf aus dem Kamine herab; doch Hänschen erschrack darob nicht im mindesten und warf ihn in einen Winkel. Darauf kam ein Arm, eine Hand, ein Bein herab und so fielen allmälig alle Gebeine eines menschlichen Körpers nieder und Hänschen warf immer flink eines nach dem andern in den Winkel. Nun wollte er sein Süppchen essen, da fing es im Winkel an zu kollern und zu klappern, die Gebeine fügten sich aneinander und es entstand ein Knochenmann, wie man ihn auf den Todtenfahnen sieht, der kam und trug Hänschen fort. „Du bist ein braver Mann“,

sagte Hänschen, „du ersparst mir die Mühe zu gehen, aber mein Süppchen hättest du mich schon essen lassen können. Doch trag mich fein behutsam und thu' mir mit deinen spitzen Knochen nicht wehe, hörst du? Ich mag eben nicht viel Spass verstehen.“

Der Knochenmann sezte Hänschen in einem Zimmer nieder, da stand eine grosse gedeckte Tafel. „Gerade recht“, sagte Hänschen, „du hast es schon errathen, dass ich hungrig bin.“ Er sezte sich zu Tische und liess sich's schmecken. Während er ass, entstand draussen Lärm, es kam ein Zug von zwanzig Bruderschaftlern mit langen weissen Hemden herein und stellte sich um den Tisch. „Was steht ihr lange und gafft?“ rief Hänschen, „seht ihr nicht, dass der Tisch gedeckt und dafür da ist, dass ihr zugreift?“ Da thaten die Gespenster, als wollten sie sich niedersetzen, schlugen aber Stühle und Teller aneinander und vollbrachten einen grausigen Lärm. „Ist das auch eine Art?“ rief Hänschen, „wartet, ihr Flegel, ich will euch lehren, wie man sich zu Tische sezt!“ Und er ergriff einen Knüttel und fing an so herzhaft loszuschlagen, dass die Gespenster unter Ach und Weh zerstoben, zu Thüren und Fenstern und über das Stiegengeländer hinaussprangen und nicht wieder kamen.

Hänschen sezte sich wieder hin und ass, da kam ein langer Zug gespenstiger Nonnen herein und stellte sich um den Tisch. „Aber leistet mir doch Gesellschaft und esst auch mit!“ sagte Hänschen und dachte, die würden sich manierlicher und sittsamer benehmen. Als sie aber dasselbe Geräusch machten wie die frühern, bediente sie Hänschen in gleicher Weise und konnte darauf ruhig essen, bis er satt war.

Nun legte sich Hänschen in's Bett, aber er konnte nicht schlafen. Da fiel sein Blick auf die Wand neben dem Bette, dort stand eine hohe Bücherstelle und Hänschen langte sich ein Buch herab und las. Da kam ein Gespenst hereingeschlichen und fing an die Bücher alle durch einander auf den Boden zu werfen. Hänschen sah ruhig zu, bis das lezte Buch auf dem Boden lag. Wie nun das Gespenst wieder fort wollte, sprang Hänschen aus dem Bette, fasste es am Genicke und rief: „Weil du die Bücher alle herum geworfen hast, so sollst du sie auch alle wieder aufheben und in Ordnung stellen.“ Und das Gespenst musste gehorchen und als die Bücher wieder in Ordnung waren, stiess Hänschen dasselbe bei der Thüre hinaus.

Hänschen wollte nun schlafen; da schlich ein anderes Gespenst herein und fing an seiner Bettdecke zu zupfen an. „Zieh' nur zu“,

dachte Hänschen. Und das Gespenst zog, bis die Decke herabfiel und wollte wieder fort. Aber Hänschen war flink auf den Beinen, fasste es am Genicke und sagte: „Hast du die Decke herabgezogen, so kannst du sie wieder hinauf legen.“ Da legte das Gespenst die Decke wieder auf's Bett und verschwand.

Hänschen aber dachte sich nun: „Den nächsten, der kommt, will ich doch beschwören und fragen, was er will.“ Es dauerte nicht lange, da trat abermals ein Gespenst herein und Hänschen rief:

„Bleib fern drei Schritte und erzähle
Mir deine Leiden, irdische Seele!“

Da winkte das Gespenst und Hänschen folgte ihm nach über die Stiegen hinab in einen Keller; da zeigte der Geist auf eine Steinplatte und sagte: „Heb sie auf!“ Aber Hänschen erwiederte: „Ich habe sie nicht nieder gelegt und hebe sie auch nicht auf.“ Da hob das Gespenst die Platte auf und in der Tiefe standen zwei Fässer voll Geld. „Nimm sie heraus!“ sagte das Gespenst. „Ich habe sie nicht hinein gestellt und nehme sie auch nicht heraus!“ erwiederte Hänschen. Da stieg das Gespenst hinab und hob die Fässer herauf; dann sprach es: „Von dem Gelde des einen dieser Fässer lass mir Messen lesen, damit ich erlöst werde, das andere aber gehört dir, weil du so muthig gewesen bist.“ Dann verschwand der Geist.

Hänschen konnte nun die Nacht ruhig schlafen. Am folgenden Tage übergab er das eine Geldfass der Kirche, damit die Messen gelesen und die guten Werke geübt würden; das andere aber behielt er für sich sammt dem Schlosse und war nun ein reicher Mann, der ein gemächliches schönes Leben haben konnte, wenn er nur wollte.

Aber er wollte nicht. „Die Furcht“, sagte er oft, „was ist denn die Furcht? Ich muss sie kennen lernen.“ Er ging und kaufte sich ein grosses Schwert, mit welchem er abermals in die Welt zog. Er kam zu einem Brunnen, da hob eine grosse Schlange ihren Kopf aus dem Wasser. Flink war Hänschen bei der Hand und hieb ihr mit einem Streiche den Kopf weg. Aber die Schlange tauchte unter, da wuchs ihr im Wasser der Kopf wieder an den Rumpf und sie hob ihn sogleich noch höher empor. Hänschen schlug ihr denselben wieder ab, die Schlange tauchte unter und streckte den Kopf abermals über das Wasser hervor. Da liess Hänschen die Schlange, wo sie war, dachte sich aber: „Dieses Wasser muss eine grosse Wunderkraft haben!“ — und ging und füllte sich eine grosse Flasche damit an. Darauf zog er seines Weges weiter.

Auf dem Wege begegnete er einem Manne mit einem Esel. „Seid so gut“, sagte Hänschen, „und erlaubt mir, dass ich Eurem Esel den Kopf abhaue.“ „Bewahre Gott“, sagte der Mann, „ich bin ein armer Teufel und habe nichts als diesen Esel, den lass’ ich mir nicht tödten!“ „Aber ich mach’ Euch den Esel ja wieder lebendig“, sagte Hänschen, „und wenn dem nicht so ist, zahl’ ich ihn Euch doppelt.“ Nun willigte der Mann ein, Hänschen fuhr mit dem Schwerte aus und hieb dem Esel den Kopf weg. Dann goss er ein wenig Wunderwasser auf die wunde Stelle, sezte den Kopf wieder an den Rumpf und der Esel plärrte und ging wieder seines Weges, als wäre nichts geschehen. Darauf sagte Hänschen: „Nun will ich Euch selbst den Kopf abhauen und ihn dann wieder aufsetzen.“ Der Mann wollte nichts davon wissen; als ihm aber Hänschen viel Geld bot, liess er es geschehen. Hänschen hieb ihm den Kopf ab und sezte ihn dann mittelst des Wunderwassers wieder auf; da war der Mann froh, denn er hatte nicht gelitten und bekam viel Geld. Als er schon eine Strecke weit fort war, rief ihm Hänschen nach, er solle zurückkommen. Als der Mann kam, sagte Hänschen: „Nun hau auch mir den Kopf ab und setze mir ihn wieder auf.“ Der Mann wollte es nicht thun, aber endlich willigte er ein und hieb Hänschen den Kopf ab; allein er war ungeschickt und sezte ihm den Kopf verkehrt auf. Als er sah was er gethan, erschrack er und ritt auf seinem Esel schnell von dannen.

Hänschen wollte ihm nachlaufen, aber es ging nicht an und er schritt sehr verdriesslich langsam weiter. Im nächsten Gehölze hielt er an; als er sich aber so selbst von hinten sah, erschrack er so, dass er daran starb und ihm all sein Geld und sein Schwert und sein Wunderwasser nichts mehr nüzten. So hat Hänschen die Furcht auf eine Weise gefunden, wovon er sich, so lange sein Kopf mit dem Gesichte nach vorn auf seiner Schulter stand, gewiss nie hätte etwas träumen lassen mögen! —

Etwas verschieden erzählt die lebendige Chronik der Spinnstuben auf Folgareit’s gar schönen wald- und wiesenreichen Höhen die Geschichte von Hans ohne Furcht. Auch dieser Hans vollführt unterschiedliche Heldenthaten, weil er die Furcht sucht. Er schlägt die Gespenster eines Schlosses und erlöst sie und das Schloss, spielt nachts im Kirchthurm mit Geistern Karten und gewinnt ihnen alles

Geld ab — aber die Furcht findet er nicht. Endlich steht er eines Tages vor dem Spiegel und sieht auf seinem Gesichte einen Floh, der springt hin und her und geräth zulezt in's Ohr. Da vernimmt Hans ein Brausen und ein Rauschen und einen solchen Lärm, als brüllten alle Thiere der Welt und läuteten alle Kirchenglocken der Christenheit zusammen; er erschrickt und zittert heftig und fällt todt zu Boden. So hat er bloss durch einen Floh die Furcht und den Tod dazu gefunden. —

53. Hans der Starke.

(Zuam dal fort.)

(Vgl. Grimm, Märchen Nr. 20 und III. S. 29.)

Einmal war ein Schuster, der arbeitete bei einem Herrn. Es war ein warmer Tag und Hans — so hiess er — trank viel, freilich war es nur Wasser. Als sein Blick einmal auf den Wasserkrug fiel, der vor ihm stand, bemerkte er, dass die Fliegen ganz dicht daran sassen und rasch fuhr er mit seiner breiten Hand darüber. Darauf zählte er die todten Fliegen; als er aber bis hundert gezählt hatte, liess er's sich genug sein und es kam ihm ein kluger Gedanke — denn er war der ewigen Schusterpecharbeit längst müde. Er liess sich nämlich ein Eisenplättchen machen und mit grossen Buchstaben darauf schreiben: „Hans der Starke, welcher hundert und darüber erschlagen hat!“ Diese Inschrift hing er sich an die Brust und ging in die weite Welt. Ueberall staunten die Leute, wenn sie die Inschrift lasen und fürchteten sich gar sehr, denn sie glaubten, der starke Hans habe Menschen erschlagen.

Hans ging und kam in einen Wald, wo ein Riese mit seinem Weibe wohnte. Als dieser die Inschrift gelesen hatte, sagte er: „Wenn du wirklich so stark bist, so komm mit mir, wir wollen in den Wald gehen und diesen goldenen Schlägel werfen. Wer ihn weiter wirft, der soll der stärkere sein.“ Der Schuster musste einwilligen, mochte er wollen oder nicht und sie gingen, bis sie auf einen weiten freien Platz kamen. Zuerst warf der Riese und der Schlägel flog eine gute Strecke weit; dann ging er und brachte ihn Hansen, „nun wirf du!“ Hans war kaum im Stande den Schlägel aufzuheben; aber bevor er ihn warf, schaute er weit umher und schrie dann mit gewaltiger Stimme: „He dort, ihr Leute über dem Meere, gebt Acht!“ Erstaunt fragte der Riese: „Was schreiest du denn so laut?“ „Ei nun“, er-

wiederte Hans gelassen, „ich möchte über dem Meere Niemanden treffen, wenn ich den Leuten dort drüben den Schlägel hinüberwerfe.“ Ganz erschrocken griff der Riese nach seinem Schlägel und rief: „Lass es nur gut sein, denn ich will nicht, dass mir die Leute jenseits des Meeres mein schönes Gold forttragen.“ Darauf gingen sie nach Hause. Der Riese erzählte es seinem Weibe, diese aber ward zornig und sagte: „Hättest du es ihn doch versuchen lassen! Morgen geht auf den Berg und wer mehr Holz zu tragen im Stande ist, der soll der Stärkere sein!“ Heimlich befestigten nun der Riese und sein Weib mit starken Stricken einen grossen Steinblock an der Zimmerdecke über dem Bette, in welchem Hans schlafen sollte. Als Hans schlafen ging, sah er sogleich den Stein, er sagte aber kein Wort, sondern stellte sich, als sei er sehr müde und könne kaum mehr die Augen offen halten. Als der Riese und sein Weib in ihre Schlafkammer gegangen waren, schob Hans sein Bett sachte bei Seite, blickte auf den Stein und dachte sich: „Nun fall' immer zu, sobald du willst mich triffst du nicht!“

Um Mitternacht schnitt der Riese von aussen die Stricke ab und mit ungeheurem Gepolter fiel der Stein nieder. „So“, sagte das Weib, „der hat genug auf immer; nun können wir ruhig schlafen und morgen, wenn es Tag ist, kannst du die Leiche im Walde draussen verscharren.“

Am Morgen trat Hans ganz wolgemuth aus seiner Kammer, während der Riese erschrack und es sich nicht zu erklären wusste, wie der andere noch leben könne. Als sie sich zum Frühstück gesezt hatten, sagte Hans: „Ich habe heute Nacht gemeint, es sei mir eine Fliege auf's Auge gefallen, doch beim Erwachen sah ich, dass es ein Donnerstein war.“ Der Riese sagte kein Wort und sie gingen nun beide auf den Berg um Holz zu tragen. „Hast du die Stricke?“ fragte Hans. Und der Riese erwiederte: „Ja, ich habe sie auf dem Berge.“

Als sie auf den bestimmten Platz gekommen waren, machte sich der Riese an die Arbeit und legte sich eine ungeheure Bürde Holz zurecht, so gross, wie er sie nach Hause zu tragen gedachte; Hans aber sah spöttisch lächelnd zu. Als der Riese fertig war, sagte er zu Hansen, er solle sich nun auch eine Bürde zurecht legen. „Zuerst will ich die Stricke haben“, sagte Hans. „Ich habe sie dir ja gegeben, dort liegen sie“, erwiederte der Riese. „Ei, die sind zu kurz und wol auch schier zu schwach“, sagte Hans voll Ernst; „denn das sag' ich dir, wenn ich zu arbeiten anfange, so nehm' ich gleich den ganzen

Wald, anders thu' ich's nicht.“ Da erschrack der Riese abermals und sagte: „Nein, lass nur gut sein, ich will meinen Wald nicht verlieren!“ Der Riese liess seine Bürde liegen und sie gingen nach Hause.

Daheim erzählte es der Riese wieder seinem Weibe, die aber ward sehr zornig und sagte: „Ei, wie dumm du bist, du hättest es ihn versuchen lassen sollen. Geht nur morgen wieder auf den Berg und dann lass ihn arbeiten und niederreissen, so viel er will.“ Zugleich befestigten beide über Hansens Bette wieder einen noch viel grösseren Stein, als in der ersten Nacht; aber Hans schob sein Bett wieder bei Seite und führte am nächsten Morgen beim Frühstück wieder dieselben spöttischen Reden, wie am vorigen Tage.

Nun gingen sie abermals auf den Berg; da stand noch die Bürde des Riesen und dieser sagte zu Hansen, er solle nun auch eine Bürde machen. „Ei, Jammerschade um den schönen Wald“, sagte Hans, „aber du und dein Weib ihr wollt es einmal nicht anders haben.“ Darauf sah er sich im Walde um, knüpfte die Stricke aneinander und sagte zum Riesen: „Ich gehe nun da ein wenig aufwärts und will die Stricke um die Bäume legen, damit ich die Arbeit auf einmal abthue.“ „Soll ich dir helfen?“ fragte der Riese. „Ich kann dich nicht brauchen“, erwiederte Hans, „ich will es auch durchaus nicht leiden; sonst sagst du hintenher, ich hätte die Arbeit nicht allein gethan. Geh lieber auf die Seite, damit die Bäume, die ich nieder reisse, dich nicht erschlagen; ich will mir erst noch eine Stelle aussuchen, wo ich bequem anfangen kann.“

Der Riese ging wirklich eine Strecke weit weg; denn er traute Hansen nicht recht und meinte, es könne ihm doch vielleicht Ernst sein. Als Hans den Riesen nicht mehr sah, fing er an, aus Leibeskräften zu laufen, um aus dem Walde hinaus zu kommen. Er kam zu einem kleinen See, daran war ein Weideplatz und ein Schäfer, der seine Schafe hütete. Schnell kaufte Hans ein Schaf, tödtete es, riss ihm die Eingeweide heraus und streute sie auf den Weg; das Schaf aber warf er in den See und sagte zum Hirten: „Wenn der Riese nachkommt und nach mir fragt, so sage, ich hätte mich umgebracht und sei in's Wasser gesprungen; dort auf dem Wege lägen noch meine Gedärme.“ Dann versteckte er sich im Gebüsche.

Der Riese wartete ziemlich lange; endlich bemerkte er doch, dass sich Hans aus dem Staube gemacht habe und lief ihm nach. Als er zum Schäfer kam, fragte er diesen, ob er nicht einen Mann habe vorbei

laufen sehen. „O ja“, erwiederte der Schäfer, „aber der arme Mensch hat sich umgebracht und ist vor wüthigem Schmerz in den See gesprungen; sieh nur, dort auf dem Wege liegen noch seine Eingeweide!“ Als der Riese die Eingeweide sah, glaubte er es, warf noch einen Blick auf den See und kehrte um.

Hans trat nun aus seinem Verstecke hervor, dankte dem Hirten und ging gemächlich weiter. Er kam in eine grosse Stadt; dort meldete man sogleich dem Könige, welch starker Mann angekommen sei. „Gerade recht“, sagte der König, „in der Umgegend hausen so viele Räuber, dass sie vor der Stadt ein Lager aufgeschlagen haben und ich es nicht wagen darf, sie anzugreifen. Nun will ich ihnen den starken Hans hinausschicken.“ Er liess Hansen sogleich rufen und ihm eine schöne glänzende Rüstung anlegen; dann sezte man ihn auf ein Pferd und liess es beim Stadtthore hinaus. Hans hatte grosse Furcht und als er an einem Feldkreuze vorüberkam, wollte er sich daran festklammern, um doch vom Pferde los zu kommen; aber das Kreuz war morsch, es brach und blieb Hansen in den Armen, während das Pferd weiter rannte. So kam er dem Lager der Räuber nahe; als diese den Reiter mit dem Kreuze sahen, befiel sie eine tödtliche Angst, denn sie meinten, es sei ein Heiliger, der gegen sie komme. Sie flohen weit über die Gränzen des Landes hinaus und liessen sich nicht wieder sehen.

Hans aber bekam für seine Heldenthat vom hocherfreuten Könige so viel Ehren und Gold, dass er nun als reicher Herr gar fröhlich lebte bis an sein seliges Ende. Und sein Geld stahl ihm kein Dieb; denn wer hundert erschlagen, dem mochte es auf Einen dazu auch nicht ankommen.

54. Der starke Hans.

(Zuam Valent.)

(Vgl. Grimm, Märchen Nr. 20 und III. S. 29.)

Es lebte einmal ein armer Schuster, der arbeitete eines Tages in seiner Werkstatt und machte sich eben die Pappe an; weil sie aber zu dünn war, stellte er sie vor das Fenster. Als er nach einer Weile hinaus sah, bemerkte er, dass eine Menge von Fliegen auf der Pappe sass. „Wartet, ihr verdammten Vieher, ich will euch lehren meine Pappe zu fressen!“ rief er zornig, fasste seinen Knieriem und

führte einen gewaltigen Streich auf die Pappe; darauf zählte er und fand der todten Fliegen gerade hundert, sieben aber zappelten noch. Nun liess er sich eine kleine Platte machen und darauf schreiben: „Der starke Hans, der mit einem Streiche sieben verwundet und hundert erschlagen hat!“ Diese Platte steckte er sich auf den Hut; auch liess er sich dazu einen grossen hölzernen Säbel machen mit einer Scheide, so dass man glauben musste, es sei ein rechtes Heldenschwert. Das gürtete er um und ging in die Welt und lachte recht vergnügt, wenn die Leute ihn scheu ansahen und ihm überall aus dem Wege gingen. Denn in jener guten alten Zeit waren die Leute noch nicht solche Grübler und Zweifler, wie heut zu Tage und wenn damals Jemand etwas sagte oder gar schrieb, so war es wahr und konnte gar nicht erlogen sein.

Bald kam Hans in einen finstern Wald, wo eine Schaar Räuber auf ihn losstürzte; er aber blieb ganz ruhig stehen und blickte sie mit Verachtung an. Nachdem die Räuber die Inschrift gelesen hatten, kam ihnen ein Gruseln; da aber Hans so friedfertig aussah, fragten sie ihn, ob er nicht bei ihnen bleiben wolle, sie würden ihn gut bezahlen. Hans erwiederte: „Nun, ich bin dabei, aber seht wol zu, dass ihr mich nie zornig macht, sonst —“ und dabei legte er die Hand an sein Schwert, so dass die Räuber meinten, mit dem Manne lasse sich nicht spassen. Noch an demselben Tage erhielt der Räuberhauptmann die Anzeige, es werde um Mitternacht ein reicher Herr mit seinem Wagen durch den Wald kommen. Sogleich rief er Hansen und sagte: „Lege dich heute Nacht da und da in den Hinterhalt und wenn der reiche Herr kommt, so fall' über ihn her.“

Hans gehorchte pünktlich und legte sich an der Strasse in den Hinterhalt. Als der Herr um Mitternacht daher fuhr, stürzte Hans hervor und schrie: „Halt!“ Zitternd hielt der Herr an; Hans aber befahl ihm auszusteigen und sich auf dem Boden zu legen. Voll Furcht gehorchte der Herr und als er auf dem Boden lag, fiel Hans über ihn her und hinaus auf die andere Seite; dann sagte er: „Nun steh' auf und fahre weiter!“ Der Herr wusste nicht, wie ihm geschah, aber er liess es sich nicht zwei Mal sagen, stieg in den Wagen und fuhr weiter. Hans aber ging ganz vergnügt in die Räuberhöhle und legte sich schlafen.

Am Morgen kamen die Räuber von einem Raubzuge zurück und fragten Hansen, ob er den Befehl ausgeführt habe. Hans bejahte und erzählte, wie er über den Herrn hergefallen sei und wie er es gemacht

habe. „So war es nicht gemeint“, rief ärgerlich der Räuberhauptmann. „Heute Nacht geh wieder auf die Strasse und wenn der Herr wieder kommt, so nimm ihm die Börse. Hast du verstanden?“ „Hättest du mir's gestern gesagt, so hätt' ich's gethan, jezt aber weiss ich's“, sagte Hans. Als es Nacht wurde, legte er sich abermals in Hinterhalt. Um Mitternacht kam wieder der Herr mit seinem Wagen und Hans hielt ihn an, indem er rief: „Die Börse her! die Börse her!“ Zitternd gab ihm der Herr die Börse, welche von Dukaten und Thalern strozte; allein Hans öffnete sie und leerte dem Herrn das Geld in den Schooss, indem er sagte: „Ich will ja nur die Börse, nicht das Geld; nun fahre zu!“

Als er zu den Räubern zurückkam und ihnen die Börse brachte, fragten sie: „Wo hast du denn das Geld?“ Hans erwiederte: „Das Geld habe ich dem Herrn wieder gegeben, denn ihr habt ja nur die Börse gewollt!“ Da wurden die Räuber zornig, beschlossen aber es mit Hansen noch einmal zu versuchen. Der Hauptmann näherte sich ihm, klopfte ihm auf die Schultern und sagte: „Höre, Freundchen, bei deiner Stärke könntest du leicht auch ein wenig gescheidter sein. Was sollen wir mit der leeren Börse thun? Die Batzen musst du dem Herrn nehmen und zwar alle, die er bei sich hat — hast du jezt recht verstanden?“ „Ei freilich“, sagte Hans, „jezt versteh' ich's, warum hast du es mir nicht gleich gesagt?“ Und als es Nacht wurde, legte sich Hans wieder in den Hinterhalt. Bald kam auch der Herr und Hans hielt ihn an, indem er schrie: „Die Batzen her! her mit den Batzen!“ Da wurde der Herr bestürzt und meinte, diesmal sei Ernst und reichte ihm abermals die Börse. Hans leerte sie aus und suchte die wenigen Batzenstücke heraus, die darin waren; darauf hiess er den Herrn weiter fahren. Das Geld aber brachte er den Räubern, welche erstaunt darein sahen und fragten: „Hat denn der Herr nicht mehr Geld bei sich gehabt?“ „O ja“, erwiederte Hans, „er hatte der blanken Thaler und der gelben Dukaten und Goldvögel eine Menge, aber ihr habt ja nur die Batzen gewollt und da ist alles, was der Herr an Batzen hatte.“ Nun waren die Räuber wüthend und schimpften und fluchten, dass die Bäume hätten umfallen können. Der Räuberhauptmann aber sagte zu Hansen: „Du bist so dumm, dass mit dir nichts anzufangen ist; schere dich weiter und sieh, dass du aus unserm Walde hinauskommst!“

Niemand war froher als Hans, so leichten Kaufes abzukommen, er machte sich auf die Füsse und liess die Räuber fluchen, so viel sie

wollten. „Der starke Hans ist immer ehrlich gewesen“, sagte er zu sich selbst, „euertwegen habe ich keine Lust gehabt ein Spitzbube zu werden. Besser, ihr haltet mich für dumm, als für einen eures Gleichen!“ Er ging und kam bald in eine grosse Stadt, da war alles voll Trauer; denn in der Nähe hauste ein grosser Drache und in wenigen Tagen sollte ihm die einzige Tochter des Königs zum Frasse vorgeworfen werden. Als der König von der Ankunft des starken Hans hörte, erblickte er darin einen Stral der Hoffnung und er liess ihn rufen. „Höre“, sagte er, „wenn du im Stande bist den Drachen zu erlegen, so will ich dir meine Tochter zur Gemalin geben.“ Hansen war bei der Sache nicht wol zu Muthe, aber man liess ihm wenig Zeit sich zu besinnen. Das Volk nahm ihn in die Mitte und führte ihn bis zum Berge, auf welchem der Drache hauste; da musste Hans wol oder übel allein hinaufsteigen, um den Drachen zu bekämpfen. Als er oben war, hörte er schon von weitem das Schnauben des Drachen, aber zum Glücke stand ein hoher Baum mit langen Aesten in der Nähe und Hans flüchtete sich auf denselben, indem er bis in den Gipfel hinaufstieg. Aber der Drache kam und merkte es sogleich; mit weitgeöffnetem Rachen flog er auf den Baum hinauf. Als Hans dies sah, meinte er, es sei sein leztes Stündlein, es schwanden ihm die Sinne und er fiel zu Boden. Nur mit Mühe vermochte er sich aufzuraffen und mit schlotternden Knien ein paar Schritte weit zu gehen, denn er meinte, jeden Augenblick werde der Drache ihn verschlingen. Als dies nicht geschah, blickte er endlich um und sah, dass der Drache sich mit seinem langen Halse in den Aesten so verwickelt hatte, dass er nicht mehr loskommen konnte und durch sein Zappeln sich selbst elendiglich erwürgte. Als Hans sich überzeugt hatte, dass er todt sei, ward ihm das Herz wieder leicht; er trocknete sich den kalten Angstschweiss von der Stirne und stieg im Triumphe den Berg hinab. Als er in die Stadt kam, fragten alle Leute nach dem Drachen. „Armes Thier,“ sagte Hans, „ich hab’ es erwürgt und dann auf den Baum gehängt, wo es noch ein wenig zappelte und elendiglich verendete. Geht nur hin und holt es euch, wenn ihr wollt!“ Nun brach ein ungeheurer Jubel los, des Königs Freude kannte keine Gränzen und schon am nächsten Tage wurde die Verlobung Hansens mit der schönen Prinzessin gefeiert, während der todte Drache unter ungeheurem Zulauf des Volkes durch die Stadt geführt wurde.

Bevor aber noch die Hochzeit stattfand, sagte der König zu Hansen: „Meine Tochter ist mit dir verlobt, doch bevor du sie wirk-

lich heiratest, musst du mir noch einen Gefallen erweisen. Unweit der Stadt ist ein dichter Wald, darin lebt ein böser Riese, den musst du aufsuchen und erschlagen, denn er belästigt mich und meine Unterthanen.“

Hans machte zwar ein saures Gesicht dazu, aber der König stand von seinem Begehren nicht ab und Hans musste sich daher zu einer neuen Heldenthat entschliessen. Er ging und traf in dem Walde auf den Riesen. Als dieser die Inschrift auf Hansens Hute gelesen hatte, sagte er: „Komm mit mir auf den Berg; wer mehr Holz tragen kann, soll der Stärkere sein.“ Sie gingen auf den Berg und der Riese band für sich eine grosse Bürde Holz zusammen, Hans aber sah zu. „Warum arbeitest du nicht?“ fragte der Riese. „Diese Stricke sind mir zu kurz“, erwiederte Hans, „denn ich will mir gleich den ganzen Wald zusammen binden.“ Zugleich machte er ein so troziges Gesicht dazu, dass dem Riesen heimlich bange wurde. „Lassen wir dies gut sein“, sagte er und sie gingen beide nach Hause.

Am folgenden Morgen nahm der Riese seinen Eisenpfahl und führte Hansen auf einen ebenen Platz. „Nun wollen wir versuchen“, sagte er, „wer den Pfahl weiter zu werfen im Stande sei.“ Sodann warf er ihn ein gutes Stück weit, holte ihn wieder und sagte zu Hansen: „Nun wirf du!“ Hans wäre nicht im Stande gewesen, den Pfahl auch nur aufzuheben; dafür stellte er sich auf die Zehenspitzen, lugte weit aus und schrie dann aus vollem Halse: „He dort ihr Leute über dem Meere, gebt Acht!“ „Warum rufst du so?“ fragte der Riese. „Ei nun“, erwiederte Hans, „ich möchte dort über dem Meere Niemanden erschlagen, wenn ich den Pfahl hinüber werfe.“ Da gruselte dem Riesen, er griff rasch nach dem Pfahle und sagte: „Ei, lassen wir es gut sein.“ Und sie gingen wieder nach Hause.

Am dritten Tage führte der Riese Hansen wieder auf den Berg, um Holz zu spalten. Er fällte einen grossen Baum, entästete ihn und führte dann mit der Hacke einen solchen Hieb auf den Stamm, dass sich dieser über die Hälfte seiner Länge spaltete und die Hacke im Spalte stecken blieb. „Kannst du das auch?“ fragte er Hansen. „Das ist ein Kinderspiel“, sagte dieser; „ich aber will nun mit den Händen in die Spalte fahren und den Baum vollends entzwei reissen. Kannst du das auch?“ — „Ich will's versuchen“, sagte der Riese und fuhr mit den Händen in die Spalte. Als er sich nun anstrengte, wurde die Hacke ein wenig los und Hans riss sie schnell heraus, worauf der Riese mit den Händen eingeklemmt blieb und jämmerlich schrie.

Hans aber war nicht faul, sondern schlug ihm mit der Hacke den Schädel ein und liess ihn liegen. Dann ging er wieder in die Stadt und der König war höchlich erfreut, als er hörte, Hans habe seinem Feinde das Lebenslicht für immer ausgeblasen.

Schon war die Hochzeit festgesezt, als plötzlich die Feinde in's Land einfielen und nicht weit von der Stadt ein Lager aufschlugen. Der König beschloss ihnen mit seinem kleinen Heere entgegen zu rücken und befahl seinem Schwiegersohne dem Heere voranzureiten. Hans tröstete sich und dachte: „Diesmal bin ich doch nicht allein, das Glück wird mich auch nicht im Stiche lassen.“ Kaum war das Heer vor der Stadt, so wurde Hansens Pferd scheu und rannte mit wüthendem Ungestüm gegen das Lager der Feinde. Als er vor einem Kloster an einem Kreuze hart vorüber kam, wollte er sich in seiner Angst festklammern, aber das Kreuz blieb ihm in den Armen und das Pferd rannte noch wüthender. Die Feinde sahen ihn schon von weitem mit dem Kreuze kommen und da sie meinten, es sei ein Erzengel, ergriffen sie die Flucht in solcher Eile, dass sie alles im Lager zurückliessen. Hans war gar froh, als das wilde Pferd endlich im Lager stehen blieb. Dann kam der König mit seinem Heere, sie plünderten und verbrannten das Lager und führten Hansen im Triumphe in die Stadt. Dort wurde sogleich die Hochzeit gefeiert.

Die Prinzessin lebte mit Hansen recht glücklich; nur Einen Kummer hatte sie und der war, dass ihr Gemal ihr nie sagte, wer und woher er eigentlich sei, indem er auf alle solche Fragen hartnäckig schwieg. Aber nachts im Schlafe träumte ihm einmal, er sei noch Schuster und arbeite; dabei fuhr er mit beiden Armen so gewaltig aus, dass er seine Frau stiess und sie erwachte. Da hörte sie, wie er im Traume immer sagte: „Schuster, zieh den Riem — Schuster, zieh den Riem!“ Nun wusste sie, wornach sie so lange gefragt hatte. Aber auch sie schwieg und sagte es keinem Menschen, nicht einmal ihren Aeltern und wenn diese nicht gestorben sind, so wissen sie es heute noch nicht. —

---

55. Tarandandò.

(Vgl. Liebrecht, II. 34. Grimm, Märchen Nr. 55. Zingerle I. Nr. 36, II. S. 278. Pröhle, Kindermärchen Nr. 23.)

Es war einmal eine Mutter, die hatte eine einzige Tochter. Das war eben kein hässliches Mädchen, aber sie hatte den Fehler, dass

sie alles überklug angreifen wollte und auch lieber ass und faulenzte als arbeitete. Solche Töchter machen den Müttern wenig Freude und so war es auch hier. Das Töchterlein machte der Mutter nichts recht und diese kam das ganze Jahr aus dem Schelten nicht heraus.

Einmal ging die Mutter früh auf das Feld und sagte zur Tochter, die noch im Bette lag: „Koche gegen Mittag eine Suppe, wirf aber auch zwei Körner Reis hinein, dass ich zu essen finde, wenn ich heimkomme." Zwei aber bedeutet nach Landesgebrauch im Reden nicht zu viel und nicht zu wenig; das wollte aber das Mädchen nicht verstehen. Sie stellte einen Kessel voll Wasser über das Feuer, klaubte zwei Körner Reis heraus und warf sie hinein. War das eine Suppe, als die Mutter heimkam! Sie schalt zwar, aber das half nichts, sie musste das Wasser wegschütten und sich selbst eine Suppe kochen, wenn sie essen wollte.

Ein anderes Mal ging die Mutter wieder fort und sagte: „Auf Mittag siede Fleisch," „Ja wie viel soll ich denn nehmen?" fragte die Tochter. „Ei nimm, was ehrlich ist!" erwiederte die Mutter und ging. „Was ist denn ehrlich?" sann und klügelte die Tochter; da fiel ihr ein, dass ihr Esel, der im Stalle stand, auch Ehrlich heisse. „Ja, ja, den hat die Mutter gemeint", rief sie; „er ist ohnehin alt und taugt nicht mehr viel; diesmal werde ich keine Scheltworte mehr bekommen." Sie ging also in den Stall, schlug den armen Esel todt und zerhackte ihn in Stücke; dann stellte sie einen grossen Waschkessel über das Feuer, warf die Stücke in das Wasser und liess es sieden, dass es zischte und brauste. Als nun die Mutter nach Hause kam und sah, was geschehen war, gerieth sie in Verzweiflung und schlug mit beiden Fäusten auf die Tochter los; aber das machte den armen Esel nicht mehr lebendig. Und sein Fleisch war auch so zähe, dass es nicht zu essen war; sie warf es daher den Hunden hinaus und die konnten es auch nur fressen, weil sie bittern Hunger und scharfe Zähne hatten.

Darauf ging die Mutter wieder einmal fort und sagte zur Tochter: „Auf Mittag koch' ein Mus, aber mache deine Sache ordentlich." Die Tochter kochte viel Mus, davon ass sie selbst sieben Teller voll, das achte aber, das kleinste, liess sie der Mutter übrig. Als diese kam und hörte, dass das Mädchen schon sieben Teller Mus gegessen habe, ward sie zornig und schalt sie lange und heftig aus. In demselben Augenblicke ging ein vornehmer Herr am Hause vorüber, der hörte das Schelten und trat ein. „Was scheltet Ihr denn dieses arme

Mädchen so?“ fragte er. Da schämte sich die Mutter und erwiederte schnell: „Ei nun, ich schelte sie, weil sie zu viel arbeitet. Da hat sie heute sieben Spindeln voll gesponnen und ich will nicht, dass sie sich so anstrenge.“ „Kann sie denn gar so gut spinnen?“ fragte der Herr. „Da ist weit und breit im Lande keine Spinnerin, die so fleissig ist, wie meine Tochter“, antwortete die Mutter. Da sagte der Herr: „Wenn das so ist, könnt Ihr sie mir wol zur Frau geben; denn ich will eine arbeitsame Frau haben und eine bessere und fleissigere find’ ich nimmer!“ Mutter und Tochter willigten mit Vergnügen ein, die Hochzeit fand statt und der Herr führte seine junge Frau nach Hause.

Schon nach wenigen Tagen liess er einen grossen Haufen Flachs bringen und sagte: „Höre, Frau, ich gehe heute den ganzen Tag auf die Jagd; da sollst du bis morgen abends diesen Flachs spinnen.“ Sie machte ein trübes Gesicht und sprach: „Herr Gemal, das ist nicht möglich.“ Da ward er zornig und erwiederte ihr: „Meinst du, ich habe dich zur Frau genommen, damit du nichts arbeitest? Wenn du faulenzen willst, kannst du wieder nach Hause gehen.“ Damit ging er fort auf die Jagd. Die Frau aber war in Verzweiflung; denn der Haufe Flachs war so gross, dass sie denselben auch mit hundert Mägden in zwei Tagen nicht hätte verspinnen mögen. Wie sie so rathlos davor stand, schlich ein rothgekleidetes Männchen herein mit einem Krönlein auf dem Kopfe und sprach: „Was seid Ihr denn so traurig? Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch den Flachs spinne?“ Die Frau antwortete nicht, aber das rothe Männchen fuhr fort: „Ich will den Flachs spinnen, aber ich stelle Euch die Bedingung, dass Ihr unter drei Malen meinen Namen errathen müsst, wenn nicht, seid Ihr mein und müsst mit mir kommen.“ In ihrer Verzweiflung sagte die Frau ja und flugs erschienen unzählige kleine Männchen und trugen allen Flachs fort, so dass auch nicht ein Fäserchen zurückblieb.

Abends kam der Herr von der Jagd heim und als er seine Frau so still und einsilbig fand, meinte er, sie sei müde vom Spinnen. Bevor sie aber schlafen gingen, erzählte er ihr: „Denke nur, was mir heute begegnet ist. Als ich noch oben auf dem Berge war und es schon dämmerte, kam ich zu einer Spalte im Boden; da blickte ich hinab und sah unten einen weiten Raum, darauf sassen viel hundert kleine Teufelchen und zausten Flachs und spannen, dass es eine Freude war, ihnen zuzusehen. In der Mitte aber stand ein Thron, darauf sass ein rothgekleidetes Männchen mit einem Krönlein auf dem Kopfe, das schmalzte immerfort mit der Zunge und rief:

„Was wird sie thun — was wird sie sagen,
Wenn wir es morgen zu ihr tragen?
Da wird sie rathen so und so:
Ich aber heiss' Tarandandò!"

Da ward die Frau wieder fröhlich und sagte: „Ei, lieber Herr Gemal, wie rief doch das närrische Männchen?" Und als er es ihr wiederholte, schrieb sie den Namen heimlich auf und ging getrost zu Bette.

Am folgenden Morgen ging der Herr wieder auf die Jagd. Da kam das rothe Männchen mit hunderten kleiner Teufelchen, welche den Flachs herbei schleppten, der war fein und säuberlich gesponnen und es fehlte daran kein Härchen. Dann aber nahte sich das rothe Männchen der Frau und sagte mit höhnischem Lächeln: „Da ist der Flachs; nun aber rathet, was ich für einen Namen habe." Die Frau stellte sich recht verlegen und sagte: „Heissest du etwa Peter?" „Nein", rief das Männchen lachend. Und sie fragte mit noch trübseligerem Gesichte: „Heissest du etwa Toni?" „Nein", erwiederte das Männchen und lachte noch höhnischer. Da stellte sie sich, als denke sie recht nach und müsse schier verzweifeln; dann aber sagte sie: Heissest du etwa — Tarandandò?" „O weh", schrie das rothe Männchen, als hätte es eine Viper gestochen, versezte ihr einen heftigen Schlag auf die Wange und fuhr mit seinen Teufelchen durch die Luft von dannen, dass es rauschte und sauste, wie wenn der Sturmwind im Herbste die dürren Blätter hoch aufwirbelt und durch den Wald treibt.

Als der Herr abends nach Hause kam, zeigte ihm seine Frau den gesponnenen Flachs und er war ungemein zufrieden. „Aber warum ist deine Wange so angeschwollen?" fragte er. „Ja lieber Herr Gemal", sagte sie, „das ist vom Spinnen."

Aber bald darauf liess er wieder einen noch grössern Haufen Flachs bringen und befahl seiner Frau, denselben in wenigen Tagen zu spinnen. Da war sie in Verzweiflung; doch fiel ihr ein, sie habe eine Tante, die war ein ungemein schlaues und kluges Weib und hatte schon mancher Gevatterin aus einer Verlegenheit geholfen. Zu dieser ging sie und klagte ihr ihre Noth. „Da lass nur mich machen", sagte die Tante; „geh heim und heute abends, wenn dein Herr zu Hause ist, will ich zu dir kommen und dich besuchen, du wirst dann schon sehen." Und als es Abend ward, nahm sie eine todte Henne, füllte sie mit Blut und Fett, steckte sie unter die Achsel zwischen

Haut und Hemd und ging zu ihrer Base. Als sie in das Zimmer trat, wo der Herr und die Frau waren, ging ihr leztere sogleich entgegen und sagte: „Grüss Gott, liebe Tante, das ist recht schön, dass Ihr doch einmal zu uns auf Besuch kommt.“ „Ja, ja, hab' mich auch schon lange darauf gefreut“, sagte die Tante und drückte mit dem Arme gegen den Leib, so dass das Blut und das Fett auf den Boden rann, während sie ganz eingebogen da stand. „Ach, gute Frau, was macht ihr denn da?“ sagte der Herr. Die schlaue Tante aber sah wie von ungefähr auf die Bluttropfen auf dem Boden und rief kläglich: „Ach, mein Leiden, mein altes Leiden, da hab' ich eine grosse Beule unter dem Arme und daher kommt das Blut.“ „Ja, wie habt ihr denn dieses Leiden bekommen?“ fragte der Herr mitleidig. „Ja wisst, gestrenger Herr“, erwiederte sie, „als ich noch jung und schön war, musste ich immer spinnen und davon bin ich so leidend geworden. Ach mein guter seliger Mann, wie es den verdross; ich glaube, es war Schuld an seinem frühen Tode!“

Als der Herr dies hörte, wandte er sich zu seiner Frau und sagte: „Höre, Frau, dass du mir ja keine Spindel mehr anrührst! Ich mag das Spinnen nicht mehr leiden!“ Das war ihr ganz recht; sie hatte fortan das beste und gemächlichste Leben und wenn sie inzwischen nicht gestorben ist, so faulenzt sie noch heute. —

---

56. Die närrischen Weiber.

(Le donne matte.)

(Vgl. Grimm Nr. 104, Zingerle, Märchen I, Nr. 14.)

Es war einmal ein Mann und ein Weib, die lebten mit einander in einem Hause und halfen einander schon vom Tage ihrer Hochzeit an des Lebens Freuden und Leiden tragen. Als einmal das Frühjahr nahte, sagte der Mann: „Ich muss jezt noch auf einige Wochen in die Fremde, da weiss ich ein Plätzchen, wo Geld zu verdienen ist. Hab' indessen auf unser Hauswesen recht Acht, besonders empfehl' ich dir den schönen fetten Käslaib dort, den bewahre für den langen Mai auf. Er ging und das Weib blieb zu Hause. So oft ein Fremder vorüber ging, rief sie ihm nach: „He, seid Ihr der lange Mai?“ Einmal kam ein Bettler zu ihr in's Haus, den fragte sie auch: „Bist etwa du der lange Mai?“ „Freilich bin ich's“, erwiederte er, „was wollt Ihr denn mit dieser Frage?“ „Ja, da ist ein Käslaib“, sagte

sie, „und mein Mann hat mir gesagt, ich solle ihn für dich aufbewahren,“ „Gebt nur her!“ versezte der Bettler, nahm den Käslaib in Empfang und ging weg. „Solches Almosen kriegt Einer ja nicht alle Tage“, sagte er.

Als der Mann zurückkam und hörte, wie es gegangen sei, war ihm sehr leid und er sagte: „Du bist ein ungeschicktes Weib; da hab' ich gemeint, du hättest mir den Käse für den Monat Mai aufbewahren sollen, der ist lang, weil man auf dem Felde so viel arbeiten und graben muss und die Sonne Einem stark auf den Kopf brennt. Aber verschenkt ist verschenkt, sei nur ein anderes Mal gescheidter.“ Darauf ging er eines Tages in aller Frühe auf das Feld und sagte zu seinem Weibe: „Bleib heut zu Hause und back Brot, dass ich Mittags zur Suppe etwas zu essen habe.“ „Ja, wie gross soll ich es denn machen?“ fragte sie. „Mach's grösser oder kleiner“ sagte er, „wie die Leute, wenn sie zur Messe gehen; 's liegt ja nicht viel daran.“ Er ging, sie aber leerte einen ganzen Schäffelsack voll Mehl in den Backtrog und richtete den Teig an; dann sezte sie sich an's Fenster und gab fleissig auf die Leute Acht, welche zur Messe gingen. So machte sie auch das Brot, bald einen Buckligen, bald ein Kind, bald einen Mann; dann schob sie es in den Ofen und als die Figuren ganz oder halb gebacken waren, zog sie dieselben heraus und legte sie auf das Hausdach auf die Kühle. Um Mittag kam der Mann und sie stellte ihm die Suppe auf den Tisch. „Bring mir auch ein Brot“, sagte er. „Willst du's klein oder gross?“ fragte sie. „Bring nur das grösste, ich habe Hunger“ erwiederte er. Da nahm sie einen Strick, ging auf das Hausdach, band die grösste Figur an den Strick und zog sie hinter sich über die Stiege herab und in die Stube herein. „Aber was hast du denn gemacht?“ schrie der Mann ärgerlich. „Wie du mir gesagt hast, gerade so, wie sie zur Messe gingen“, erwiederte sie. Voll Aerger sezte er sich hin und ass die Suppe und kaute an der Rinde des Brotes, denn das Innere war nicht zu essen.

Eines Tages ging er wieder fort und sagte zu seinem Weibe: „Ich muss fort; gib mir nur auf das Körbchen recht Acht, das dort an der Wand hängt, es sind Nägel darin, fahr ja nicht mit der Hand hinein, sonst stichst du dich!“ Es waren aber keine Nägel, sondern es war sein Geld, welches er auf diese Weise vor ihr sichern wollte. Kaum war er fort, so kam ein Geschirrhändler und bot dem Weibe Teller und Schüsseln an. „Ich habe nur ein paar Kreuzer Geld“, sagte sie, „aber wenn Ihr die Nägel dort im Körblein brauchen könntet und

mir dafür Teller geben wolltet, wär's mir schon recht.“ Der Geschirrhändler schaute in's Körbchen, „diese Nägel“, sagte er, „kann ich schon brauchen“; sodann gab er dem Weibe einen Haufen Teller und Schüsseln und zog seines Weges weiter. „Solch' einen Handel mach' ich nicht alle Tage!“ dachte er. Und das Weib dachte eben so; „aber nein“, rief sie, „für einige Nägel eine solche Menge Teller!“ Da ging sie und legte die Teller auf die Schüsselrahme; weil aber noch ein Haufen übrig blieb, machte sie in jedem Teller in der Mitte ein Loch, zog ein Stricklein durch und hing sie in der Küche an den Mauern auf.

Der Mann kam nach Hause und als er hörte und sah, was sein Weib angestellt hatte, riss ihm der lezte Faden der Geduld, die er bisher mit ihr getragen und er rief zornig: „Hör, Weib, bei dir mag ich's nicht mehr länger aushalten, ich geh' und komme dir nicht wieder.“ Da weinte sie und bat ihn zu bleiben. „Wol“, sagte er, „ich geh und wenn ich eine finde, die noch dummer ist als du, so siehst du mich wieder.“

Er ging und kam gar nicht weit, da sah er ein Weib, welches mit einer Heugabel Nüsse aus einem Korbe schöpfen wollte; aber nur selten blieb eine Nuss an den Spitzen der Gabel stecken. „Was machst du denn, Gevatterin?“ fragte er. „Ei, da muss ich Nüsse hereintragen“, sagte sie, „und habe grosse Eile; denn ich muss noch ein paar Körbe voll holen.“ „Das ist auch keine ausgestochene“, dachte er sich und ging weiter.

Bald kam er an einem kleinen Hause vorüber; da sass ein Weib auf dem Hausdache und spann, aber es fiel ihr der Rocken hinab auf den Boden. „Was thust du denn, Gevatterin?“ fragte er. „Ei, da hab' ich heut den Schuster im Hause“, erwiederte sie; „ich muss ihm den Faden spinnen und um ihn recht lange zu machen, hab' ich mich auf's Dach gesezt. Nun ist mir aber der Rocken hinabgefallen und ich warte, bis mein Mann vom Felde kommt und ihn mir heraufträgt.“ „Die ist auch nicht recht gescheidt“, dachte er sich und ging abermals weiter.

Er kam wieder zu einem Hause, da sass eine Alte und hatte ein leeres Sieb an die Sonne gestellt. Von Zeit zu Zeit trug sie das Sieb hinein, kam wieder heraus und stellte es an die Sonne. „Was macht Ihr da, Gevatterin?“ sagte er. „Ich hab' einen Keller“, sagte sie, „der ist im Winter immer so kalt; nun es aber Sommer ist und die Sonne so heiss scheint, trag' ich im Siebe ein Bischen Wärme hinein,

damit mein Keller im Winter warm bleibe." „Die ist fast noch dummer als mein Weib", dachte er sich und war unschlüssig, was er thun sollte; endlich wandte er sich um und kehrte auf einem andern Wege nach Hause zurück.

Er kam an einer offenen Scheune vorüber; drinnen stand auf einer Heudille ein Weib und zog an einem Stricke, daran war ein Esel gebunden, welcher mit allen Vieren um sich schlug und gewaltig plärrte. „Was treibt Ihr denn da, Gevatterin?" fragte der Mann. „Ei, da hab ich eine Bruthenne gehabt", erwiederte sie, „die ist mir vom Neste abgestanden und nun möcht' ich's mit meinem Esel versuchen, dass er mir die Eier ausbrüte, aber das eigensinnige Vieh will sich nicht heraufziehen lassen. Seid doch so gut und helft mir!"

Da ward dem guten Manne Angst und bange und er lief was er konnte, nach Hause; dort sagte er: „Weib, wir wollen wieder beisammen bleiben, du bei mir und ich bei dir; nicht wahr?" Sie aber war über die Massen froh und sie blieben beisammen und trugen des Lebens Freuden und Leiden wieder mit einander bis an ihr seliges Ende. —

57. Turlulù.

(Vgl. Liebrecht I, S. 61—64.)

Es war einmal ein Knabe, der war so dumm, dass es gar nicht zu beschreiben ist. Das Uebelste aber war, dass er troz allem doch recht gescheidt sein wollte und hartnäckig sich einbildete, alles besser zu wissen als die andern. „Da lass nur mich machen!" lautete sein Leibsprüchlein und es fehlte nie, dass er, so oft er so sagte, einen recht dummen Streich machte. Weil er aber gar so dumm war, hiess er Turlulù — und das ist ein Name, der nicht gut und nicht schlecht ist, da er gar nichts bedeutet, den aber doch Niemand tragen mag, bei dem es im Gehirne richtig ist.

Einmal erkrankte seine Mutter, ein gutes armes Weib, die mit diesem Sohne schon lange ihre schwere Noth gehabt hatte. Wie sie nun so krank und schwach da lag, sagte sie zu Turlulù: „Ich habe dort im Kasten noch einige Kreuzer Geld, nimm es, geh zum Metzger und kauf ein Stück Fleisch; aber sieh wol zu, dass er dir nicht Beine statt des Fleisches gebe." „Ei Mutter, da lass nur mich machen!" sagte Turlulù, steckte das Geld zu sich und ging.

Der Metzger wollte ihm ein schönes Stück vom Hinterschenkel

eines wolgemästeten Ochsen geben, allein Turlulù schrie zornig: „Ich will kein Bein, ich will nur Fleisch!“ „Warte nur, dummer Junge!“ dachte der Metzger, „dir kann geholfen werden.“ Und er ging hinter die Thüre, wo das Gekröse und all das Eingeweide lag, zog es hervor und fragte: „Nun, Junge, vielleicht gefällt dir dieses?“ Als Turlulù merkte, dass es ganz weich und kein Bein darin sei, liess er es gar nicht mehr los, bezahlte und ging. Zu Hause aber schürte er ein grosses Feuer an, hing den grossen Kessel über, goss Wasser hinein, und liess das Gekröse lange sieden. „Ich möchte ein wenig Suppe haben!“ jammerte die schwache kranke Mutter. Und Turlulù ging und brachte ihr die Suppe, aber sie war natürlich nicht zu essen. Und nun erzählte er der Mutter, wie pfiffig er gewesen sei.

Das arme Weib jammerte. „O was für ein störriger dummer Junge du bist! Und nun haben wir kein Geld mehr“, rief sie weinend. „Doch, ich habe noch ein Stück Leinwand, roll' es zusammen und sieh, dass du es verkaufen kannst. Aber hüte dich vor Weibern, welche schwätzen“, fügte sie hinzu. „Ei, Mutter, da lass nur mich machen“, versezte Turlulù, nahm die Leinwand unter den Arm und ging.

Als er auf der Strasse war, schrie er aus Leibeskräften: „Leinwand, schöne Leinwand, wer will Leinwand kaufen?“ Bald kam eine Frau, die hörte es und sagte: „Ei, Junge, lass sehen! Was kostet denn diese Leinwand?“ Aber Turlulù ging zornig weiter und rief zurück: „Du bekommst sie mir nicht, weil du schwätzest!“ Die gleiche Antwort gab er immer zorniger allen Weibern, welche ihn anredeten und die Leinwand sehen wollten.

So kam er vor den Ort hinaus, da stand ein Bildstöckchen am Wege und es war eine Muttergottes. „Willst du die Leinwand kaufen?“ fragte er. Die Antwort blieb natürlich aus, aber dies gefiel dem dummen Jungen. „Du bist mir die Rechte!“ rief er, „du schwätzest nicht und darum sollst du die Leinwand haben.“ Und hurtig legte er die Leinwand hinauf. „Zahle mich“, rief er nach einer Weile; aber das Bild zahlte natürlich nicht. „Ach, ich begreife“, sagte Turlulù, „du hast das Geld nicht gleich zur Hand, aber das verschlägt nichts. Richt' es nur auf morgen her; dann werde ich kommen es abzuholen.“

Zu Hause erzählte er der Mutter, wie pfiffig er gewesen sei. „O dummer Junge“, rief die Kranke, „geh eilig zurück, denn sonst findest du die Leinwand nicht mehr!“ Aber Turlulù blieb steif und fest dabei, morgen werde er hingehen und das Geld abholen.

Kaum tagte der Morgen, so war Turlulù schon beim Bildstöck-

chen und wartete auf das Geld; die Leinwand war natürlich nicht mehr da. Die Sonne ging auf, es wurde heiss, aber das Geld kam noch immer nicht. „Zahle mich!“ schrie Turlulù immer ungeduldiger. Endlich riss ihm die Geduld, er ergriff flugs einen dicken Zaunstecken und schlug damit auf das Bildstöckchen los. Wie nun ein Stein nach dem andern herabfiel, da klapperte es plötzlich und klrr . . . rollte eine Menge Goldstücke und Silberthaler aus einer Fuge auf den Boden. Das kam aber daher, weil einst vor langen Jahren ein Geizhals, der sein Geld nirgends sicher glaubte, auf den Einfall gekommen war, einen Theil seines Geldes hier, wo es Niemand suchen mochte, einzumauern und weil er seitdem unter der Erde Quartier genommen, hatte er auf das Abholen vergessen. Turlulù warf den Zaunpfahl weg und sammelte das schöne Geld; es war dessen so viel, dass er es kaum mit sich zu schleppen vermochte. „Ei, was für ein frohes Gesicht meine Mutter jezt machen wird!“ dachte er auf dem Heimwege.

Er kam an einem Sumpfe vorüber, darin sassen viele Frösche, die quackten immer laut: qua — qua — qua. Turlulù meinte, das bedeute quattro, zu deutsch vier und die Frösche wollten ihn damit verhöhnen, dass er nur vier Geldstücke habe. „Ihr irrt euch“, rief er den Fröschen zu, „ich habe nicht vier Geldstücke, sondern deren gar viele und schöne, von Gold und von Silber!“ Als aber die Frösche trozdem noch immer qua — qua — qua — quackten, wurde Turlulù wüthend vor Zorn und schleuderte mit beiden Händen all sein Geld in den Sumpf, indem er schrie: „Da, zählt nun einmal selbst, ihr dummen eigensinnigen Bestien!“ Und als die Frösche durch das Werfen erschreckt zu quacken aufhörten, da war er zufrieden, denn er meinte, sie zählten das Geld, und ging nach Hause.

Als er diesen Streich der Mutter erzählt hatte, da jammerte diese nicht mehr, sondern wimmerte nur noch, denn sie lag in Fieberschauern. „Mich friert! mich friert!“ rief sie von Zeit zu Zeit mit schwacher zitternder Stimme. „Ach, dich friert, Mutter! dann lass nur mich machen!“ rief Turlulù, ging hinaus und schürte im Ofen ein tüchtiges Feuer an. Dann ergriff er die widerstrebende Mutter und schob sie in den Ofen. „Nur ein Bischen, Mutter, nur ein Bischen, das hilft schon gegen die Kälte!“ Als er sie nach einer Weile wieder herauszog, war sie am ganzen Leibe versengt und todt.

Das hochnotpeinliche Halsgericht hätte gern wieder Einen gehängt, aber mit Turlulù wusste es doch nichts anzufangen und so

kann es auch dem Erzähler nicht verargt werden, wenn auch er mit dem dummen Jungen weiter nichts mehr zu machen weiss und hier aufhört.

---

58. Wie Einer fünf Mal ist umgebracht worden.

(L'uomo, che venne ucciso cinque volte.)

Es war einmal ein Mann und ein Weib, die mochten sich wol einmal recht lieb gehabt haben, nämlich, als sie sich heirateten; aber die schöne Zeit war längst vorbei und es war alles anders gekommen, als sie sich anfänglich gedacht hatten. Der Mann war faul und mochte nicht arbeiten, das Weib aber war dumm und eigensinnig und hatte insgeheim sogar einen andern Liebhaber. Sie hätte denselben gern recht oft bewirthet, aber der Mann war ihr im Wege und ging selten aus dem Hause. Daher dachte sie sich oft: „Ei, wenn du nur blind wärest!"

Einmal sagte das Weib: „Heut geh' ich beichten." „Ja, geh nur", erwiederte der Mann, „aber geh hinab zum Bache, dort in der alten hohlen Eiche sizt Einer, der ist gerade der rechte für dich!" „Ei, was schwätzest du für dummes Zeug", sagte sie, „wie soll denn in jener Eiche ein Beichtvater sitzen?" „Du wirst es schon sehen", sagte er, „das ist ein kluger welterfahrener Mann, der gar viel von allerlei geheimen Künsten versteht; ich bin auch schon dort gewesen. Geh nur heute gegen Abend hinab und du wirst Wunder sehen."

Gegen Abend warf der Mann heimlich ein Hemd über, schlich zum Bache hinab und sezte sich in die Eiche. Das dumme Weib hatte sich die Worte ihres Mannes von dem Beichtvater, der sich auf geheime Künste verstehe, nicht aus dem Sinne kommen lassen; sie ging also zur Eiche hinab und beichtete durch ein ausgebrochenes Astloch in den Baum hinein. Und der Beichtvater sass wirklich darin und hörte ihr aufmerksam zu. Endlich sagte sie auch, sie möchte ihren Mann gern blind machen und fragte, wie sie das anstellen müsse. Da erwiederte der Beichtvater: „Liebe Frau, da gibt es kein besseres Mittel als Hühnerfleisch; habt Ihr Hühner zu Hause?" „Freilich habe ich deren recht viele und einen schönen fetten Hahn dazu", sagte sie. „Wolan", fuhr er fort, „dann kocht Eurem Manne alle Tage ein Huhn und zulezt auch den Hahn, so wird er unfehlbar erblinden." Sie dankte und ging heim; der Mann aber eilte ihr auf einem andern Wege voraus und erwartete sie schon an der Hausthüre. „Nun, wie hat dir

heute der Beichtvater gefallen?“ fragte er sie. „Recht gut“, erwiederte sie, „das ist ein grundgescheidter Mann; er hat mir auch befohlen, ich solle dich mehr ehren und dir besser zu essen geben. Warte nur, gleich morgen schon will ich dir ein fettes Huhn braten.“

Nun kam alle Tage ein Huhn auf den Tisch; der Mann ass und wurde fett, jedoch beklagte er sich, dass er immer weniger sehe. Als er aber den Hahn auch gegessen hatte, jammerte er, er sei stockblind und sehe gar nichts mehr. Das war dem dummen Weibe ganz recht und sie bestellte ihren Liebhaber gleich auf den folgenden Tag. „Zieh' dir aber das Gewand eines Geistlichen an“, sagte sie, „dass die Leute meinen, du seiest der Kurat und nicht gleich übel reden.“

Der Liebhaber kam und fand den armen Blinden auf der Ofenbank, redete aber nicht laut, um sich nicht zu verrathen. Während das Weib kochen ging, streckte er sich auf das Canapè und schlummerte mit geöffnetem Munde ein. Da tappte der Mann wie ein Blinder in die Küche hinaus und als das Weib auf einen Augenblick in die Speisekammer ging, ergriff er rasch eine Pfanne mit dem feuerflüssigen Schmalze, lief in die Stube und goss es dem schlafenden Liebhaber in den Mund. Dieser schrie furchtbar auf, taumelte noch einige Schritte vorwärts und fiel todt zu Boden. Da lief das Weib herein und wollte Lärm schlagen. „O weh, nun hast du den Kuraten verbrannt!“ schrie sie. Der Mann aber hielt ihr die Faust unter die Nase und rief: „Willst du schweigen, dumme Gans, oder ich schlage dich auch todt?“ Da sah sie, dass er nicht blind sei, warf sich auf die Kniee und bat um Verzeihung. Er verzieh ihr, aber unter der Bedingung, dass sie schweige. Nun hob er den Todten auf, trug ihn in den Stall und band ihn aufrecht mit aufgeseztem Hute auf den Esel; dann jagte er, als es Niemand sehen konnte, den Esel mit dem todten Reiter auf die Strasse hinaus.

Der Esel trabte auf das Feld hinaus und that sich bald in einem Haidekornacker gütlich. Der Eigenthümer sah es von seinem Fenster aus und schrie: „Herr Kurat, reitet doch mit dem Esel aus meinem Acker hinaus!“ Und als der vermeintliche Kurat nicht hinausritt, ergriff der jähzornige Mann ein Gewehr, stellte sich vor die Thüre, legte an und schoss dem Kuraten die Kugel gerade durch die Brust. Da sprang er voll Reue sogleich in sein Haus zurück, sperrte es zu und jammerte: „O weh, o weh, ich habe den Kuraten erschossen!“

Der Esel aber, durch den Schuss erschreckt, lief mit seiner Bürde weiter gerade auf den Kirchplatz zu. Dort hatte ein Mann viele Ge-

schirre zum Verkaufe ausgestellt, der Esel trabte mitten hinein und und zerschlug viele davon mit seinen Hufen. Da rief der Mann: „Ei, Herr Kurat, was treibt ihr denn?“ Und im Zorne hob er einen grossen Kieselstein auf, warf und traf den vermeintlichen Kuraten gerade an den Kopf. Aber sogleich jammerte er: „O weh, o weh, ich habe den Kuraten todt geworfen!“ Dann fing er den Esel, hob den Todten herab und lehnte ihn von innen an die Kirchthüre. Niemand aber hatte es gesehen.

Spät abends ging der Messner zum Betläuten. Als er die Thüre aufmachen wollte, merkte er, dass Jemand dahinter stehe. „Wart' nur, du Flegel!“ dachte er sich und stiess die Thüre mit grosser Wuth auf. Da fiel der Todte auf den Boden und der Messner rief: „O weh, o weh, nun hab' ich den Kuraten todt gestossen!“ Er trug ihn in die Sakristei, legte ihm ein Chorhemd an und stellte ihn an den Altar.

In aller Frühe kamen Leute und auch einige Knaben, die liefen zum Altare und wollten zur Messe dienen. Als sie aber einige Zeit gewartet hatten, meinten sie, der Kurat schlafe und zogen ihn von rückwärts, um ihn zu wecken. Da fiel der Todte polternd über die Stufen herab. „O weh, o weh, nun haben wir den Kuraten zu Tode gezogen!“ jammerten die Knaben und liefen davon.

Das ist die merkwürdige Geschichte von Einem, der fünf Mal ist umgebracht worden. —

---

59. Die Ratte.

(El pantegam.)

In der Zeit als die Thiere noch redeten, hatte sich eine Ratte in die Kücke einer wohlhabenden Familie einen Weg gebrochen und da hatte sie es prächtig getroffen, denn sie fand dort Fleischspeisen aller Art in Hülle und Fülle. Sie liess sich wol sein und lebte in Saus und Braus. Als sie aber einmal nach einigen Tagen wieder in die Küche kam, war eine grosse Veränderung vor sich gegangen, denn sie fand kein Fleisch mehr, sondern nur Stockfische, Häringe und dergleichen und schon der blosse Geschmack davon behagte ihr gar nicht. Auch die wenigen Mehlspeisen waren so hart und trocken, dass sie schwer daran zu kauen und zu schlucken hatte.

Dies verdross die gute Ratte sehr und als sie einmal zu einem

alten welterfahrenen Rattenmännchen kam, fragte sie es um die Ursache jener Veränderung. Und dasselbe erwiederte: „Ei, Gevatterin, du bist wol noch zu jung und kennst dich in der Welt nicht aus. Als du dir den Weg in die Küche machtest, da war gerade Fasching, wo die Menschen flott und lustig leben und immer Fleisch essen, jezt aber ist Fastenzeit und da ist der Genuss von Fleisch untersagt. Musst halt ein wenig Geduld haben, es wird schon wieder besser werden.“

Die Ratte war mit der Erklärung zufrieden und begriff nun wol, dass es auch bei den Menschen nicht immer gleich zugehe, so wenig als bei den Thieren der Erde und des Waldes und den Vögeln und lieben ehrlichen Spatzen in der Luft, bei denen auch nicht alle Tage Kirchweihe ist. Der Hunger trieb die Ratte in der folgenden Nacht wieder in die Küche; als sie aber aus ihrem Loche hervorguckte, sah sie die feurigen Augen der Katze unter dem Herde und erschrocken zog sie sich wieder zurück. Aber sie besann sich und dachte: „Ei, der Gevatter hat mir gesagt, es sei jezt Fastenzeit und der Genuss von Fleisch nicht erlaubt; was soll nur die Katze mit mir anfangen? Fressen darf sie mich nicht und muss mich daher wieder laufen lassen!“ Und sogleich kam sie aus dem Loche hervor und wollte wie gewöhnlich ihre Wanderung durch die Küche anstellen; aber schon hatte die Katze sie gefasst und hielt sie zwischen den Zähnen. „Ei, liebe Katze“, sagte die Ratte, „lass mich doch los; weisst du denn nicht, dass jezt Fastenzeit ist, wo man kein Fleisch essen darf?“ „Das weiss ich wol“, erwiederte die Katze, „aber du musst auch wissen, dass ich an einer Rippe leidend bin und desshalb von meinen Herrn Dispense habe und Fleisch fressen darf!“ Und der Ratte half nichts, sie wurde von der Katze richtig sogleich verspeist. —

60. Lustige Geschichtchen.

(Storielle da rider.)

1.

(Vgl. Meier, Sagen Nr. 404.)

In einem kleinen Bergdorfe starben einmal alle Pferde und Esel. Weil aber die Esel unumgänglich nothwendig waren, so hielten die Leute grossen Rath und wählten zwei Männer, welche nach Trient

zum Bischofe gehen und ihn um Eselsamen bitten sollten. Dies geschah. Der Bischof hörte sie gnädig an und sprach: „Kommt Nachmittag wieder, da sollt ihr haben, was ihr verlangt.“ Und als sie Nachmittags hinkamen, gab er ihnen einen grossen Kürbis voll Körner, den legten sie auf einen Esel, bedankten sich bestens und gingen heim. Als sie aber schon weit oben am Berge waren, schlug der Esel aus, der Kürbis fiel zu Boden und rollte über den Berg hinab. Er fiel im Rollen auf ein Hasennest und die Hasen liefen davon. Da schrien die zwei Männer: „Die Esel laufen davon, sie laufen davon!“ Eilends berichteten sie es den andern, die machten sich auf und gingen die Esel suchen, aber sie haben sie bis heute noch nicht gefunden.

2.

In demselben Dorfe, glaub' ich, hielten sie einmal Rath und beschlossen zu Ehren des hl. Petrus eine Kapelle zu erbauen. Als die Kapelle fertig war, kamen sie wieder zusammen und beschlossen zwei Männer zum Bischofe zu schicken mit der Bitte ihnen den Leib des hl. Petrus zu übergeben, damit sie ihn in ihrer Kapelle aufstellen könnten. Da lachte der Bischof herzlich und weil er ein gemütlicher Herr war, der einen guten Spass liebte, sagte er: „Nehmt diese Schachtel; macht sie aber ja nicht auf, bevor ihr nicht in der Kapelle seid; denn sonst entweicht euch St. Petrus und fliegt wieder dem Himmel zu.“ Da dankten die zwei Männer bestens und kauften drei Esel, auf den einen legten sie die Schachtel, auf die zwei andern stiegen sie selbst und ritten heim. Als sie nach Hause gekommen waren, wurde beschlossen, man wolle ein grosses Fest feiern. Sie begaben sich in die Kapelle, verschlossen sie und verstopften alle Löcher und der Pfarrer öffnete die Schachtel, während der Maurer mit der Kelle voll Kalk bereit stand, um dort den ersten Mörtelwurf zu machen, wo der Heilige sich zuerst niederlassen würde; denn dort wollten sie den Altar bauen. Es flog aus der geöffneten Schachtel eine grosse Brummfliege heraus und alle schrieen; „Heiliger Petrus, sitz' auf!“ Die Fliege flog lange herum und sezte sich endlich auf die Nase eines alten Mannes. Schnell wollte der Maurer die Kelle voll Mörtel darauf werfen und alle schrieen: „Hier wollen wir den Altar bauen!“ Der Alte aber wehrte sich und rief: „Nein! nein!“ und im Gewirre tödteten sie die Fliege. Da wurden sie bestürzt und wussten sich nicht mehr zu helfen und zu rathen, denn sie meinten, sie hätten den Heiligen umgebracht.

Nach einiger Zeit aber hielten sie dennoch abermals Rath und beschlossen, dieselben zwei Männer wieder zum Bischofe zu schicken und um den Leib des hl. Antonius zu bitten. Der Bischof nahm sie gewogen auf und sagte: „Da, nehmt diese Schachtel und macht es ebenso, wie ihr es mit dem hl. Petrus gemacht habt.“ Darauf sagten sie: „Ja, wenn wir es ebenso machen, so bringen wir auch den hl. Antonius um.“ „Wie so“, fragte der Bischof, „habt ihr denn den hl. Petrus umgebracht?“ „Ei, freilich“, erwiederten sie und erzählten, wie es zugegangen sei. Da machte der Bischof ein ernstes Gesicht und sagte: „Ihr Dummköpfe und Schelme, ist das eine Art mit solchen Dingen so umzugehen? Schon wenn man die Heiligen schmäht, ist es eine grosse Sünde, ihr aber bringt sie gar um!“ Da antworteten die beiden Männer betrübt: „Aber, Herr, dies haben ja nicht wir gethan, jener böse Alte ist Schuld gewesen.“ „Nun wol“, sagte der Bischof, „für diesmal will ich's euch noch verzeihen, aber kommt mir nicht wieder um Heilige, wenn Ihr damit so unglimpflich umgeht!“ Dann gingen sie und als sie schon fast zu Hause waren, stach sie der Wunder, wie der Heilige etwa diesmal aussehen möge. Sie öffneten die Schachtel ein wenig und guckten hinein; augenblicklich aber sprang eine Maus heraus und lief schnell davon. Als dies die zwei sahen, riefen sie:

„Heiliger Anton wunderbar
Bist wol klein, doch voller Haar!
(Sant' Antonio miraculoso
Sei ben piccolo, ma peloso!)“

Dann liefen sie der Maus nach, um sie zu suchen und sind seither noch nicht zurückgekommen.

3.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der hatte kein Geld, aber viel Mutterwitz, allein er glaubte gern Alles, was er hörte oder sah, und meinte immer fest, es müsse so und könne gar nicht anders sein. Von der Arbeit müde legte er sich eines Tages, als die Sonne recht heiss schien, neben den Weg und schlief ein. Da kam ein Geistlicher des Weges, der war auf der Jagd gewesen und war auch recht müde geworden; als er nun den Holzhacker im Schlafe liegen sah, dachte er sich: „Wo dieser schläft, kann ich auch schlafen und ausruhen!“ Er legte sich also neben den Holzhacker und bald schnarchten beide um die Wette. Da kam ein dritter des Weges, das war ein Mann,

der in seinem Leben den Leuten schon alle erdenklichen Possen gespielt hatte und um einen neuen Schabernak nie verlegen war. Als er die beiden so schlafen sah, zog er ihnen flink und gewandt die Kleider aus und legte dem Holzhacker die Kleider des Geistlichen, diesem aber die Kleider des Holzhackers an; dann machte er sich eiligst aus dem Staube.

Der Holzhacker erwachte zuerst. Mit grossen Augen blickte er bald auf sich selbst, bald auf seinen noch fortschnarchenden Nachbar und war ganz verwirrt; denn er konnte sich nicht entsinnen, dass er je ein Geistlicher gewesen. Dafür aber erinnerte er sich an sein Kätherchen zu Hause und sagte endlich: „Nun gilt's die Probe: kennt mich mein Kätherchen, so bin ich ihr Mann und der Holzhacker; kennt sie mich aber nicht, so muss ich schon bleiben, was ich jezt bin, mag's mich freuen oder nicht freuen.“ Er ging also nach Hause, da sah Kätherchen eben beim Fenster heraus und er rief: „Kätherchen, kennst du mich?“ „Ei, wie sollt' ich Euch kennen“, erwiederte sie, denn sie war etwas kurzsichtig, „hab' ich Euch ja doch nie gesehen.“ „Nun bin ich's“, sagte der andere und ging weiter. Er war aber recht missgelaunt; „wär' ich der Holzhacker“, dachte er sich, „so wüsst' ich doch, was Fuchs und Hase wissen, die beide ihre Höhle und ihr Nest kennen. So aber weiss ich weniger und muss mich rein dem lieben blinden Zufalle überlassen.“

Aber der liebe Zufall war heute gut gelaunt und führte ihm die Leute eines Dorfes entgegen, denen war ihr Kurat fortgegangen und sie suchten einen neuen. Daher kam ihnen der Mann eben recht und sie fragten ihn, ob er nicht ihr Kurat werden wolle, indem sie ihm versprachen, dass er einen schönen neuen Widum und einen grossen Garten und ausserdem jährlich noch so und so viel bekommen würde. Dem armen Manne wässerte zwar der Mund nach allen diesen Herrlichkeiten, aber zugleich erwachten neue Zweifel in ihm. „Und wenn ich's nicht wäre?“ dachte er sich; „ich muss doch noch einmal die Probe machen.“ Er hiess also die Leute warten und ging abermals vor sein Haus, wo sein Weib noch am Fenster lag. „Kätherchen, kennst du mich?“ rief er. „Ei, ich weiss wol, dass Ihr mit derselben Frage vor einer Weile dagewesen seid“, erwiederte sie; „aber wie sollt' ich Euch doch kennen, hab' ich Euch ja nie gesehen!“ — „Nun bin ich's ganz gewiss!“ rief er jubelnd und kehrte voll Freude zu den Leuten zurück, denen er erklärte, dass er die Stelle annehme. Das war ihnen ganz recht, sie führten den neuen Kuraten in ihr Dorf, wo

sogleich ein Freudenmal bereitet wurde. Der arme Mann hatte in seinem ganzen Leben so köstliche Speisen und Weine nicht gesehen und griff tüchtig zu. „Essen kann er, unser neuer Kurat!“ sagten die Leute; „nun wollen wir auch sehen, wie es in der Kirche und mit dem Predigen geht.“

Damit ging es aber eigentlich gar nicht. Statt in der Kirche die lateinischen Gebete herzusagen, sprach er nur immer in Einem fort: „Ich will dieselbe Meinung haben, wie die andern Geistlichen, ich will dasselbe thun und beten und predigen, wie die andern Geistlichen!“ Das war den Leuten zu toll und sie gingen zum Bischofe nach Trient mit der Klage, dass sie einen Kuraten hätten, der sei kein rechter Geistlicher und sie wüssten gar nicht, was sie mit ihm anfangen sollten. Da fragte der Bischof: „Was macht denn euer Kurat?“ Und sie erwiederten: „Er will immer dieselbe Meinung haben, wie die andern Geistlichen und er will immer dasselbe thun und beten und predigen, wie die andern Geistlichen auch.“ Nun ward der Bischof unwirsch und rief: „Ihr Narren, was soll er denn anders thun? Das ist ja das rechte!“ Und da die Leute sahen, dass der Bischof böse sei, getrauten sie sich nichts mehr vorzubringen und kehrten missmuthig heim.

Nun beschlossen sie sich des Kuraten auf eine andere Weise zu entledigen. Einer musste sich stellen, als sei er gestorben; dann gingen sie zum Kuraten und sagten ihm, es sei bei ihnen von jeher Sitte gewesen, dass der Kurat in der Nacht bei den Todten in der Kirche wache. Da sei heute ein Mann gestorben, der Kurat möge also nachts bei ihm wachen. „Ganz recht“, erwiederte dieser, „die alten Gebräuche muss man ehren und nicht abkommen lassen; traget nur die Leiche in die Kirche.“ Dies geschah und als es Abend wurde, ging der Kurat in die Kirche, um dort zu wachen. Um Mitternacht streckte der vermeintliche Todte zuerst eine Hand heraus, aber der Kurat schlug ihm darauf und rief: „Willst du unten bleiben oder nicht?“ Darauf hob der andere den Kopf in die Höhe, erhielt aber eine Ohrfeige: „Willst du unten bleiben oder nicht?“ Darauf sprang er ganz heraus und meinte, der Kurat werde vor Furcht in Ohnmacht fallen; dieser aber erschrack gar nicht und rief: „Ist das eine Art von euch Todten in der Kirche solchen Unfug zu treiben? Warte, ich will dich Anstand lehren!“ Und er gab ihm so holzhackermässige Fauststreiche, dass er niedersank und sich die ganze Nacht und auch am folgenden Tage und gar nie mehr rührte, denn er war nun wirklich todt. Die Andern

aber mussten ihren Aerger unterdrücken und schweigen; denn sonst hätten sie ihren Muthwillen noch besonders büssen müssen.

Aber die Leute ruhten nicht und kamen abermals zum Bischofe, welcher ihnen versprach selbst zu kommen und nachzusehen. Er befahl, dass am bestimmten Tage alle Leute in der Frühe sich in der Kirche einfinden sollten. Der Kurat aber erfuhr es und liess in der Nacht Wasser sieden und in der Kirche in die Weihbrunngefässe schütten. Als nun die Leute morgens früh kamen und sich mit Weihwasser besprengen wollten, verbrannten sie sich die Finger und schlenkerten gewaltig mit den Händen, denn es that ihnen wehe. Als der Bischof dies sah, dachte er sich: „Das ist doch ein absonderliches Volk, mit dem der gute Kurat wirklich sein Kreuz haben mag.“ Darauf sollte der Kurat predigen und bestieg die Kanzel. Als nun der Bischof nicht auf den Prediger, sondern auf das Volk sah, gab der Kurat mit der Hand ein Zeichen, sie sollten sich schnell entfernen und die Leute, in der Meinung, der Bischof wolle es so haben, drängten sich alle zur Kirchthüre und gingen hinaus, bis Niemand mehr in der Kirche war. Da kam auch der Kurat von der Kanzel herab und sagte: „Herr Bischof, nun seht Ihr wol selbst, was für ein sonderbares Volk das ist; ich würde ihnen heute eine Predigt gehalten haben, dass sie selbe nie mehr vergessen hätten. Aber so machen sie's; zuerst laufen sie aus der Kirche und dann sagen sie, ich könne nicht predigen und rufen sogar Euch herbei.“ „Ja, ja“, sagte der Bischof, „ich sehe wol, dass dies ein Völklein von ganz seltsamer Art ist; Ihr müsst halt sehen, dass es doch besser wird.“ „Das braucht Zeit und Geduld“, erwiederte der Kurat, „aber ich will's schon noch richten.“ Und das sagte er in vollem Ernst; denn er glaubte wirklich ein Geistlicher zu sein.

Der Bischof ging fort und die Leute im Dorfe wussten kein Mittel mehr, wie sie sich vom Kuraten befreien könnten. Während sie darüber nachstudirten und beriethen, kam eines Tages wieder das Kätherchen vor den Widum und fragte: „Geistlicher Herr, habt Ihr keinen Holzhacker gesehen? Er ist mein Mann, den hab' ich verloren und geh' ihn suchen.“ „Ei der Tausend“, dachte er sich, „am Ende bin ich's doch nicht und die Leute haben Recht.“ Er rief sein Weib herein und fragte sie: „Kätherchen, kennst du mich?“ Da trat sie ganz nahe hinzu und antwortete freudig: „Ei freilich kenn' ich dich, du bist ja mein herzallerliebster Mann, den ich schon so lange suche.“ „Warum hast du mir das nicht früher gesagt?“ versezte er; „dann

wäre nicht geschehen, was geschehen ist. Nun bin ich am längsten Kurat gewesen; geh nur schnell wieder heim und bring mir mein Sonntagsgewand, dann geh' ich mit dir."

Kätherchen ging; der Kurat aber rief sogleich den Gemeinde-Ausschuss zu sich und sagte: „Weil ich nun einmal mit euch nichts richte und ihr mit mir auch nicht, so ist's am besten, ich danke ab und gehe hin, woher ich gekommen bin. Ich stell' es euch anheim, ob und welche Entschädigung ihr mir geben wollt; billig wär's schon, denn ihr habt mir viel zu schaffen gemacht." Als die Väter der Gemeinde dies hörten, waren sie über die Massen froh, gaben ihm viel Geld und freuten sich schon darauf, dass sie jezt einen rechten Kuraten bekommen würden. Sie fassten aber den festen Vorsatz, diesmal in ihrer Wahl vorsichtiger zu sein.

In der Nacht kam Kätherchen mit den Sonntagskleidern, die legte er an und ging mit ihr nach Hause. Die Leute von selbigem Dorfe aber werden noch heute dafür ausgelacht, dass sie einmal einen Holzhacker zum Kuraten gehabt hätten und gegen denselben mit allen ihren Pfiffen und Ränken nicht aufgekommen seien. —

4.

Die von V. waren ärgerlich darüber, dass jene von L. einen höhern Kirchthurm hatten. Daher hielten sie Rath und beschlossen ihren Kirchthurm zu mästen. Um aber zu sehen, ob er esse und wachse, legten sie einen grossen Haufen Heu herum. Alle Esel und Kühe, die vorbeigingen, frassen davon und als die von V. sahen, dass der Haufe Heu immer abnehme, riefen sie jubelnd: „Unser Kirchthurm wächst schon, denn er frisst!"

5.

Da war ein anderes Dorf, dort ging es den Leuten auch recht zu Herzen, dass sie einen so schmalen niedern Kirchthurm hätten. Sie hielten also Rath, darin beschlossen sie ebenfalls den Thurm zu mästen und der Messner, als Einer, der es am besten verstehen musste, beantragte, eine lange fast bis auf die Erde herabreichende Kette von allerlei geräucherten Würsten und Schinken an die Spitze des Thurmes zu hängen; „denn", sagte er, „andere Kost frisst er euch nicht!" Dies geschah, der Messner aber schnitt alle Tage heimlich eine Wurst oder ein Stück Schinken ab und mästete damit sich selbst. Die Andern glaubten, der Kirchthurm fresse, weil die Kette immer kürzer

ward und riefen voll Freude: „Er geht schon in die Höhe und wächst, denn er frisst!" —

6.

Die von A. hatten eine zu kleine Kirche. Daher beschlossen sie dieselbe aus einander zu schieben; damit es aber leichter gehe, bestrichen sie die Wände inwendig unten mit Butter. Dann stemmten sie sich rechts und links mit dem Rücken an die Mauer und rutschten fortwährend, weil die Mauern mit Butter bestrichen waren. Sie aber meinten, sie hätten die Mauern richtig aus einander geschoben und waren ganz glücklich, dass sie nun eine grössere Kirche hatten. —

7.

Die von A. verstanden lange Zeit nicht, wie sie das Korn schneiden müssten. Sie nahmen Ahlen, stachen damit unten in die Halme und so oft ein Halm umfiel, sprangen sie eiligst auf die Seite, damit derselbe sie nicht erschlage. Einmal waren ihrer zwölf auf einem Acker; da gingen fremde Schnitter vorüber, welche nach Landessitte die Sichel am Halse trugen. „Ei, wie ungeschickt ihr thut!" sagten dieselben und nun zeigte ihnen Einer, wie man das Korn schneiden müsse. Die von A. waren darüber ganz erstaunt und kauften den fremden Schnittern ein Duzend Sicheln zu sehr hohen Preisen ab. „Wie müssen wir es aber machen", fragte Einer, „wenn wir die Sicheln am Halse tragen und sie wegnehmen wollen?" „Da braucht ihr sie ja nur wegzuziehen", lautete die Antwort. Darauf versuchte es sogleich Einer, legte die Sichel um den Hals und zog so lange, bis er sich den Kopf abgeschnitten hatte.

8.

Die von L. hatten das Unglück nichts recht anzustellen und es ging ihnen alles schlecht. Sie hielten desshalb eine eigene Rathssitzung und um auch weise und gescheidt zu werden, wie die Leute in andern Dörfern, beschlossen sie den Mond zu fangen und ihn zu essen. Da hörten sie von einem Weibe, sie habe den Mond im Brunnen gesehen; dieses Weib aber hatte Rüben und Rettiche geschält und die Rinden in den Brunnen geworfen. Da kamen sie alle und wollten den Mond aus dem Brunnen heraufholen und essen, dafür aber assen sie die Rüben- und Rettichschalen. „Corpo de Diana", riefen sie, „wie bitter doch dieser Mond ist! Aber gerade das muss

der rechte sein!“ Zufällig ging der Mond gerade unter und da sie ihn im Brunnen nicht mehr sahen, meinten sie richtig, nun hätten sie ihn ganz gegessen. Um aber nicht ohne Mond zu bleiben, klebten sie viele Leuchtkäfer an ein Gärberlohlaibchen und hingen dasselbe in ihrer Hauptgasse auf. —

9.

Zwei Männer von L. waren einmal auf einem Jahrmarkte und sahen einen Mann, der hatte einen lebendigen Bären in einem Käfige, zeigte ihn den Leuten und bekam dafür viel Geld. Als sie heimgingen, sagte der Eine: „Gevatter, wie wär' es denn, wenn wir auch einen Bären fingen?“ „Das wäre nicht übel“, meinte der andere; „aber wo ist einer zu finden?“ Und der andere erwiederte: „Nun, es wird sich wol Einer finden, wir müssen halt suchen!“

Am nächsten Morgen früh gingen sie auf die Jagd und wurden wirklich eines Bären ansichtig, der vor ihnen floh und in seine Höhle kroch. Sie beriethen, was da zu thun sei. „Höre, Gevatter“, sagte der Eine, „ich will in die Höhle kriechen und den Bären fassen, dann packe mich an den Füssen und zieh mich sammt dem Bären heraus.“ Nun kroch er hinein, der Bär aber riss ihm den Kopf ab. Der Andere zog ihn heraus und erstaunte sehr, als er den Gevatter ohne Kopf sah. „Aha“, sagte er endlich, „ich möchte fast wetten, er hat ihn heute früh zu Hause vergessen, ich will doch sein Weib fragen.“ Er lief nach Hause zum Weibe des Andern und fragte: „Ei, Gevatterin, als wir heute auf die Jagd gingen, hatte Euer Mann da seinen Kopf bei sich?“ „Ich erinnere mich nicht mehr“, sagte sie, „aber ich will nachsehen, es könnte sich geben, dass er ihn im Bette vergessen hätte.“ Sie suchte, fand aber nichts. „Wird mein Mann leiden, wenn er keinen Kopf hat?“ fragte sie. „Das nicht, Gevatterin“, erwiederte der andere; „nur wenn er pfeifen will, wird er schwer thun!“

10.

Die von L. hatten nie eine Schnecke gesehen. Ein Weib war einmal auf dem Berge und sah unter einer Zunder eine Schnecke, welche gerade die Hörner ausstreckte. Voll Schrecken lief sie heim und erzählte dem Gemeindevorsteher, was sie gesehen. Dieser war auch nicht wenig erschrocken, aber er fasste sich und schickte sogleich einen Mann nach Trient, um einen Säbel zu kaufen, welcher dreihundert Gulden kosten müsse; unterdessen aber liess er das Dorf Tag und Nacht von allen Seiten bewachen. Als der Mann mit dem Säbel

kam, versammelte der Gemeindevorsteher alle Männer und sprach: „Ich will mich nicht der Todesgefahr aussetzen; wer es aber wagen und hingehen will, soll eine grosse Summe Geldes erhalten.“ Da entschlossen sich zwei der muthigsten, nahmen den Säbel und stiegen auf den Berg. Dort fanden sie eine Schnecke, welche am Rande eines fast durchnagten Blattes sass. Als sie schon den Streich führen wollten, fiel die Schnecke vom Blatte. Sie aber glaubten, die Schnecke wolle sie angreifen und rannten in blinder Angst so, dass sie über eine Felsenwand herabstürzten und sich zu Tode fielen. —

Anmerkungen und Zusätze.

Zu 3. „Eine grosse und eine kleine Schwester" lautet nach volksthümlichem Ausdrucke: „una sorellona e una sorellotta".

Zu 4. In der Gegend von Roveredo bezeichnet man alte Frauen, welche knauserig und mürrisch sind, gern mit dem Ausrufe: „O che mare de San Pero!"

Zu 5. In Roveredo nennt man das Todtengerippe auf der schwarzen Fahne, welche bei Begräbnissen vorangetragen wird, „la Cattarinetta"; im obern Valsugana heisst es „Cattarinella". Im Nonsberg nennt man es „la comare giusta" (die rechte Gevatterin) und es wird dort darüber die allbekannte Geschichte vom Tode als Gevatter erzählt.

Zu 6. Mitgetheilt aus Valsugana; eine schwächere Variation wurde mir auch aus dem Nonsberg bekannt.

Zu 12. Diese drei Märchen, welche eben so auch als Sagen betrachtet werden können, da bezüglich des ersten dafür sogar eine besondere Stelle in Vallarsa genannt wird, wurden hier eingereiht, weil in den vorhergehenden so viel von „Hexen" die Rede ist. Für 1 und 2 vergleiche die unten folgende Beatriksage 5.

Zu 15. Die Sprüche, welche befehlend an die drei Stücke gerichtet werden, lauten wälsch: „Asenc.. denari", „manipol pareccia" (d. i. apparecchia — genau genommen bezeichnet man mit „manipol" die Serviette), „baston, mòvete" nnd „baston, fèrmete". Dieses sehr volksthümliche Märchen wird in mancherlei Variationen erzählt. Nach einer derselben sind es drei Brüder, welche nach einander die drei Stücke gewinnen. Der erste dient bei einem Bauer, welcher ihm wegen Armut am Ende des Jahres keinen Lohn zahlen kann und dafür einen Esel gibt. Zornig darüber, sich nichts Besseres verdient zu haben, jagt er den Esel auf der Strasse dahin, dass unter dessen Hufen die Funken stieben; am Wege sizt eine blinde Hexe, dieser fliegt ein Funke in's Auge und sie wird sehend. Zum Danke

verleiht sie dem Esel die bekannte wunderbare Eigenschaft, sein Eigenthümer aber wird vom Wirthe betrogen. Der zweite Bruder dient bei demselben Bauer und erhält einen Tisch, den er voll Unmuth mit grossem Gepolter auf der Strasse vor sich hinrollt. Davon erwacht eine Hexe, welche schlief und von einer giftigen Schlange bedroht war. Zum Danke verleiht sie dem Tische jene wunderbare Eigenschaft, welche im vorerzählten Märchen das Tischtuch an sich hat; aber sein Eigenthümer wird ebenfalls vom Wirthe betrogen. Darauf dient der dritte und jüngste Bruder bei demselben Bauer und bekommt gar nur einen hölzernen Schlägel. Wüthend schlägt er damit an alle Häuser, an denen er vorübergeht; in einem derselben wohnt eine taube Hexe, welche von dem Lärme hörend wird. Zum Danke ertheilt sie dem Schlägel die wunderbare Eigenschaft, welche im erzählten Märchen der Stock hat und der glückliche Eigenthümer löst nun dadurch, dass er den diebischen Wirth nach Gebühr durchprügeln lässt, die gestohlenen Gegenstände seiner Brüder wieder aus.

Zu 17. Aehnlich, wie in Deutschtirol, wird in Wälschtirol auch von einem Schmiede (ferrèr) erzählt, welcher den Teufel und den Tod betrügt, zuletzt aber selbst den Tod suchen geht. Einer übrigens nicht verbürgten Andeutung zufolge soll die Geschichte des Stöpselwirthes auch von einem heiligen Waltram —San Beltramo — erzählt werden.

Zu 18. Dieses Märchen, welches an naiv poetischer Schönheit und Innigkeit wol alle andern dieser Sammlung übertrifft, wurde dem Herausgeber gütigst durch den wackern Studirenden Hrn. Em. Longo aus der Gegend von Borgo mitgetheilt.

Zu 19. Die Worte der ersten Jungfrau, wie sie um Wasser bittet, lauten:

„Amor mio, amor mio,
Dammi da bevere!“

Er erwiedert:

„Amor mio, amor mio,
Aqua non ghe n' ho!“

Sterbend seufzt sie:

„Amor mio, amor mio,
Morirò!“

Die Worte der Taube an den Koch lauten:

„Cogo, bel cogo,
Endormènzate al fogo,
Che l' arrosto se possa brusar
E la fiòla della veccia stria non ne possa magnar!“

Der Herausgeber hat so, wie es eben anging, bei der Erzählung eine Nachbildung versucht, welche nachsichtig beurtheilt werden möge.

Zu 20. Eine Variation hörte ich auch unter dem Namen: „I pomi d' oro" erzählen, da statt der drei goldenen Kugeln drei goldene Aepfel eintreten. Der Held derselben wird als unehliches Kind ausgesetzt und von einem Müller erzogen. Weil aber die Kinder des Müllers ihn einen Bastard nennen, geht er in die Welt und erlebt fast die gleichen Abenteuer, nur tritt an die Stelle der Stute ein Zauberschwert und an die Stelle des Drachenblutes Tigermilch. — Eine weitere Variation der Fluchtscene ist mir nachträglich noch bekannt geworden und ist interessant genug, um dem Inhalte nach angeführt zu werden. Ein auf der Jagd verirrter junger König kommt in die Nähe eines Häuschens im Walde, das ohne Thüre ist. Da nähert sich eine alte Hexe dem Häuschen, tritt unter das Fenster und ruft:

„Bianca, bianca come la neve,
Rossa, rossa come 'na bracia,
Slóngame zò le tue drezze d' oro!"

Darauf erscheint am Fenster ein wunderschönes Mädchen, lässt ihre langen goldenen Haarflechten hinab und zieht die Alte hinauf. Der junge König wartet bis zum nächsten Tage und sobald die Alte fortgegangen ist, schleicht er zum Häuschen, ruft dieselben Worte und wird hinaufgezogen. Das Mädchen erschrickt, wie sie ihn erblickt und erzählt ihm, sie befinde sich hier in der Gewalt der alten Hexe, diese werde ihn aber tödten oder verzaubern, sobald sie ihn finde. Der junge König erklärt sie für seine Braut und beredet sie zur Flucht. Sie nimmt Kamm, Spiegel und Scheere und sie entfliehen auf dem Pferde des jungen Königes. Nach einiger Zeit verfolgt sie die Alte auf einem Schweine reitend, das Mädchen wirft den Kamm hinter sich und es entsteht ein dichter Buschwald. Da ruft die Alte dem „Schweinchen" zu:

„Magna, magna, porcelletto!"

und das Schwein frisst und frisst, bis es hindurch kommt. Dann ruft die Alte:

„Caga, caga, Porcelletto!"

und das Schwein gibt alles wieder von sich und läuft so schnell wie früher. Wie die Alte wieder nahe ist, wirft das Mädchen den Spiegel hinter sich und es entsteht ein See.

„Bevi, bevi, porcelletto!"

befiehlt die Alte, das Schwein säuft den See aus und kommt hindurch. Dann ruft die Alte wieder:

„Pissa, pissa, porcelletto!“

und das Schwein gibt alles wieder von sich. Das dritte Mal wirft das Mädchen die Scheere hinab und es entsteht ein grosser Dornenwald.

„Magna, magna, porcelletto!“

befiehlt die Alte, aber vergebens, hier frisst das Schwein sich nicht mehr hindurch. Die beiden Flüchtlinge aber gelangen glücklich nach Hause und halten dort fröhliche Hochzeit.

Zu 22. Die Worte der Gänse: „Wir waren draussen“ u. s. w. lauten wälsch:

„Siamo state sulla riva del mare,
Abbiamo mangiato, abbiamo bevuto,
La sorella del Tilio abbiamo veduto,
È bella bella,
Come 'na stella
E presto sarà sposa del nostro signor“.

Die Form ist gezwungen und die Verse mögen früher wol anders gelautet haben. „Tilio“ ist wol Abkürzung von Attilio, ein noch heute in Wälschtirol vorkommender, jedoch ziemlich seltener Name.

Zu 23. Eine ziemlich veränderte und abgeschwächte Variation dieses Sneewittchenmärchens ist kurz folgende: Drei Mädchen sassen auf einem Söller und spannen, die erste Flachs, die zweite gewöhnlichen Hanf („canef“ d. i. canapa), die jüngste aber feinen Hanf (canevella). Da ritt ein vornehmer Herr vorüber, sah die drei Spinnerinnen und sagte: „Die, welche Flachs spinnt, ist schön, — jene, welche Hanf spinnt, ist auch schön, aber jene, welche den feinen Hanf spinnt, ist die schönste.“ Am nächsten Tage gaben die beiden ältern Schwestern der jüngsten Flachs und am dritten Hanf zu spinnen, aber der Herr erklärte sie wieder beide Male für die schönste. Aus Aerger führten die beiden ältern Schwestern die jüngste in den Wald und liessen sie allein. Sie kam nun in ein Haus, wo der wilde Mann mit seinem Weibe wohnte; sie thaten aber dem Mädchen nichts zu Leide, sondern hielten es gut wie ihre Tochter. Durch einen Bettelmann erfuhren die beiden ältern Schwestern, wo ihre jüngste Schwester sei. Eine ging verkleidet mit vergifteten Aepfeln hin und verkaufte einen dem Weibe des wilden Mannes, welche ihn dem Mädchen gab; allein kaum hatte es davon ein wenig gegessen, so fiel es wie todt hin. Der wilde Mann und sein Weib hatten grosses Leid und sie stellten das schlafende Mädchen an das Fenster. Als sie einmal abwesend waren, ritt jener vornehme Herr vorüber, setzte das Mädchenbild auf sein Pferd und ritt nach Hause. Dort stellte er es in einen Glasschrank und liess Niemanden in das Zimmer. Ein-

mal verreiste er und vergass den Schlüssel. Da kam seine Mutter hinein und sah verwundert das schöne Bild; sie sann nach, was die Ursache dieses Zustandes sein möchte und meinte endlich, durch Wärme werde das Mädchen wieder zum Leben kommen. Sie trug es zum Herde; wie sie es aber hinaufstellen wollte, entschlüpfte es ihren Armen und fiel kopfüber zu Boden. Die Erschütterung bewirkte, dass das Mädchen die verschluckte Apfelschnitte wieder von sich gab und erwachte. Da war grosse Freude und als der Sohn zurückkam, hielt er Hochzeit. Sie ahnten aber beide, dass ihre Schwestern sie wieder zu verderben suchen würden. Diese erfuhren es wirklich wieder durch denselben Bettler und gedachten die jüngste Schwester durch zum Kaufe angebotene Schlingen oder Nesteln (stringhe) unversehens zu erwürgen. Allein im Augenblicke, als sie die schändliche That ausführen wollten, erschien der Gemal und erdrosselte beide. Darauf hatten sie für ihr glückliches Leben nichts mehr zu befürchten.

Zu 24. Von diesem allbekannten Märchen gibt es manche Variationen, von denen ich nur Eine mittheilen wollte. Die Ausdrücke: „Vom Aschenschaufelhieb“ und „vom Feuerzangenschlag“ klingen im Deutschen in ihrer je dreifachen Zusammensetzung viel auffälliger, als im wälschen Dialekte in ihrer einfachen Ableitung von Participien; „dalla palettada“ (paletta, von pala, Schaufel) und „dalla mojettada“ (von „la molletta“). Die Anspielung wird dadurch eine feinere und drückt das, was sie besagen will, doch mit volksthümlicher Deutlichkeit aus.

Zu 26. Die drei Schönheiten der Welt heissen wälsch: „L'usellin, che parla — l'aqua, che balla — l'arbol, che sona.“

Eine sonst nicht abweichende Variation kennt die Donnerschläge auf dem Zauberberge nicht, sondern nur viele süss bittende und flehende Stimmen, welche den Vorübergehenden zum Umsehen bewegen wollen; schaut er um, so wird er zu Stein. Ebenso stellt sie der Zaubersalbe ein Zauberstäbchen (bacchetta magica) unter.

Viel beträchtlicher ist dagegen die Abweichung in einer andern Variation, die hier auszugsweise angeführt werden soll. Ein junger König zieht in den Krieg und in seiner Abwesenheit kommt seine Gemalin mit drei Kindern, nämlich zwei Knaben und einem Mädchen, nieder; alle drei haben sie schöne goldene Haare. Die alte Königin aber lässt die Kinder in einen Korb legen und in einen Bach werfen, der sie zu einer Mühle trägt, wo sie vom Müller gefunden und erzogen werden. Die junge Königin aber wird in der Küche unter der Abgussplatte eingemauert und nur durch das Mitleid der Mägde, welche ihr immer heimlich etwas zukommen lassen, am Leben erhalten. Unterdessen kehrt der König heim. Mehrere Jahre ver-

gehen und die Kinder in der Mühle werden gross. Einmal gerathen sie mit den andern Kindern des Müllers in Streit und werden von diesen Bastarde genannt. Nachdem der Müller auf ihre Frage sie über ihre Aufnahme in der Mühle belehrt hat, ziehen sie in die Welt, ihre Aeltern zu suchen und leben davon, dass sie von Zeit zu Zeit ihre goldenen Haare verkaufen. So kommen sie in die Stadt des Königs, welcher sie in der Kirche sieht und zu seiner Tafel einladet. Die alte Königin erfährt es und schickt ein vertrautes Weib zu den Kindern, welche den ältesten Sohn beredet, sogleich zur Gewinnung der drei Schönheiten und zwar zunächst der ersten, des singenden Apfels (el pom. che canta) auszuziehen. Er kommt in einen Wald zu einem Alten, welcher ihn belehrt, der singende Apfel befinde sich auf dem nahen Berge inmitten von Schlangen, er solle sich daher ganz mit Spiegeln umbinden, um die Schlangen fliehen zu machen. Er thut es und kommt mit dem singenden Apfel glücklich heim. Darauf sieht der König die Kinder wieder in der Kirche und ladet sie abermals zur Tafel. Aber das Weib der alten Königin beredet den zweiten Sohn, zur Eroberung der zweiten Schönheit der Welt, des tanzenden Wässerleins (l' aqua che balla), auszuziehen. Dieses befindet sich auf einem Berge hinter jenem ersten; der Knabe trifft wieder jenen Alten und bringt mittelst umgebundener Spiegel das tanzende Wässerlein aus der Mitte der Schlangen glücklich heim. Der König sieht abermals die Kinder, macht ihnen Vorwürfe und ladet sie zur Tafel. Da beredet das Weib der Königin den ersten Sohn, auch zur Eroberung der dritten Schönheit der Welt, des schönen grünen Vögeleins (l' usellin bel verd) auszuziehen. Der Alte im Walde belehrt ihn, es sei in einem Thale hinter dem zweiten Berge und er müsse zwischen zwei engen hohen Säulen hindurchreiten, ohne dass er oder das Pferd sie berühre. Das Pferd aber berührt die Säulen mit dem Schweife und Ross und Reiter werden zu Stein. Der zweite Bruder aber gelangt glücklich zum schönen grünen Vögelein, nimmt auf sein Geheiss eine weisse Feder unter seinen Flügeln heraus, berührt damit alle Statuen und verwandelt sie wieder in Menschen; dann kehrt er mit dem Bruder heim. Nun gehen die Kinder zur Tafel des Königs; das Mädchen verlangt, dass auch die eingemauerte Frau zu Tische komme. Dies geschieht, aber der König erkennt sie nicht, weil er sie für todt hält, und sie schweigt. Darauf lassen sie die drei Schönheiten der Welt bringen und ergötzen sich daran. Zulezt frägt das Mädchen das schöne grüne Vögelein, wer ihre Aeltern seien. Nun enthüllt das Vögelein alles, Aeltern und Kinder erkennen und umarmen sich und die böse alte Königin erhält den verdienten Lohn.

Zu 28. Von diesem auch unter dem Namen „el pescador“ oder

„la fiaba del re delle pesce“ (statt — dei pesci, der Fische) allbekannten Märchen gibt es viele Variationen. Eine derselben enthält folgende Abweichungen. Ein Fischer fängt einen ungeheuern Fisch, das ist der König der Fische, welcher dem Fischer verspricht, er werde immer viele Fische fangen, wenn er ihn freigebe. Der Fischer thut es und fängt ihn darauf ein zweites und ein drittes Mal, da behält er ihn. Er bekommt nun zwei Söhne, zwei Hunde, zwei Pferde und zwei Lanzen. Beide Söhne ziehen, sobald sie gross sind, zugleich aus und kommen zu einer Alten, welche jedem eine kleine Flasche mit hellem Wasser gibt, mit dem Bedeuten, wenn sich das Wasser trübe, sei es ein Zeichen, dass dem andern Bruder ein Unglück zugestossen sei. Darauf trennen sie sich. Der ältere Bruder erlegt einen Drachen und befreit eine Königstochter; sie verspricht ihm die Heirat und gibt ihm ein Pfand, da er noch weiter ziehen muss. Aber ein Schuster zwingt die heimkehrende Prinzessin zu sagen, er habe sie befreit und hält darauf mit ihr Hochzeit. Während des Males erscheint der wirkliche Befreier und der Schuster wird verbrannt. Am folgenden Tage sizt er mit der Prinzessin auf der Altane und sieht ein hellerleuchtetes Schloss, wo nach Angabe der Prinzessin eine böse Hexe wohnt. Er geht heimlich hin; da kommt ihm die Alte mit der Wärmepfanne entgegen und sagt: „Blas doch, ich habe kalt!“ Er bläst und wird in Stein verwandelt. Darauf befreit ihn der jüngere Bruder in ähnlicher Weise, wie im mitgetheilten Märchen. Der Zug, dass der andere Bruder nachts zwischen sich und die Prinzessin das blanke Schwert in das Bett legt, kommt auch in dieser Variation vor.

Zu 30. Die Worte des Alten: „Goldene Laterne u. s. w.“ lauten wälsch: „Lanterna d'oro coi stoppini d'arzent, dorme o veglia la mia signora!“ Ferner:

„Se i galli non cantassero,
Se le campane non suonassero,
Se le ore non battessero,
Tutta la notte quì staria
A farti compagnia, o bell'anima mia!“

Zu 31. „Das Haus des Teufels“ — „la casa del diavolo“ — ist eine in Wälschtirol öfters gebrauchte Redeweise.

Zu 32. In einer Variation dieses Märchens fehlt der charakteristische Eingang und der Teufel kommt als unbekannter Freier in das Haus der drei Mädchen. Er gibt seinen Frauen statt der Rose einen Apfel, welcher welk und faul wird, sobald sie die verbotene Thüre öffnen. Nur die dritte legt den Apfel vorher in Mehl, wodurch sie denselben frisch erhält.

Wie sie sich das dritte Mal vom Teufel selbst wegtragen lässt, täuscht sie ihn durch eine weibliche Strohfigur, welche sie an den Brunnen stellt, als ob sie wasche. Am Ende wird der Teufel, da er keine Frau mehr hat, so zornig, dass er vor Wuth und Galle „krepirt" (l'è crepà). — Zur Wiese vor der Hölle vgl. Simrock's Mythologie S. 472.

Zu 38. Die Worte des Zauberers: „Ich wittere Christengeruch u. s. w." sind gewöhnlich jene des wilden Mannes, mit denen er auftritt, wenn Jemand in seinem Hause sich versteckt hat: sie lauten reimweise auf wälsch:

„Tim tim tim
Odor de cristianim,
O che ghe n'è o che ghe n'è stà
O che 'n vegnirà".

Gerhard — wälsch als Diminutiv: Girardim. — Das Märchen wird in vielen Variationen erzählt, deren Kern immer die drei Marternächte bilden. 36 ist, wie angedeutet, aus Fassa, 37 aus Vallarsa, 38 aus der Gegend von Roveredo. Statt der Taube wäre in 38 wol ein Adler besser am Platze, aber ich wollte es, wie überall, genau so wiedergeben, wie ich's erzählen hörte.

Zu 39. Dieses urwüchsige Märchen wurde mir durch den Studirenden Herrn J. Zacchia, dessen Gefälligkeit ich auch die übrigen Mittheilungen aus Fassa verdanke, im Fassaner Dialekte aufgezeichnet gütigst mitgetheilt; derselbe, selbst aus Fassa stammend, ist ein genauer Kenner jenes noch wenig erforschten interessanten Dialektes. „Fillomusso" ist wol ein entstellter Latinismus: filius mussae. Das Märchen ist mir ausserdem noch in drei verschiedenen Variationen bekannt geworden, welche hier kurz wiedergegeben werden sollen. Die erste derselben ist aus Nonsberg, die zweite aus dem Lederthal, die dritte aus Vallarsa.

A. Ein Mann und ein Weib nahmen einmal ihren noch ganz kleinen Knaben mit sich auf das Feld. Dort raubte ihn eine Bärin, trug ihn in ihre Höhle und nährte ihn mit Eicheln und Waldfrüchten. Der Knabe wuchs und wurde sehr stark und als er zwanzig Jahre alt war, schickte ihn die Bärin wieder nach Hause. Da sagte er seinen Aeltern, er sei ihr Sohn und sie nannten ihn „Gian dall' Orso" (Johann vom Bären). Seine Aeltern konnten ihm nicht genug zu essen geben, denn er wurde nie satt. Da verlangte er drei Zentner Eisen und zwang seine Mutter so lange betteln zu gehen, bis sie es hatte. Mit einem daraus geschmiedeten Stocke ging er sein Glück suchen. In einem Walde fand er einen Riesen, der hatte einen Stock von Blei und hiess Barbiscat (soll wol „Katzenbart" bedeuten).

Beide gingen und trafen einen andern Riesen, der hatte einen Stock von Holz und hiess „Testa de molton“ (Widderkopf). Sie kamen alle drei in eine Stadt; da war ein Haus, in welchem die Zauberer (i maghi) wohnten und die drei beschlossen dieselben zu tödten. Die erste Nacht ging der Widderkopf hin. Um zwölf Uhr Mitternacht kam ein Zauberer, der sah den Riesen zornig an und sagte: „Erdenwurm, was suchst du hier?“ Da fürchtete sich der Widderkopf und der Zauberer liess ihn entfliehen. Eben so erging es in der zweiten Nacht dem Katzenbart. In der dritten Nacht ging Gian dall' Orso hin, der fürchtete sich nicht, sondern streckte den Zauberer mit wuchtigen Hieben zu Boden und ging, um die zwei Riesen zu holen. Sie fanden den Zauberer nicht mehr, wol aber Blutspuren, diesen gingen sie nach und kamen zu einem Loche. Hier liess sich Gian dall' Orso an Stricken hinab und fand unten ein Gemach, da lag sterbend der Zauberer, welchen er in der letzten Nacht so übel zugerichtet hatte. Aber Gian dall' Orso erschlug noch drei andere Zauberer und befreite so eine wunderschöne Jungfrau. Die Riesen zogen sie hinauf, ihn aber liessen sie unten. Da sah er herum und bemerkte etwas Leuchtendes. Es war ein Ring, den nahm er und rieb ihn an der Mauer. Sogleich kamen zwei Mohren und fragten, was er befehle. „Ich befehle“, sagte er, „dass ein Adler komme und mich hinauftrage“. Sogleich brachten sie einen grossen Adler, „aber“, sagten sie, „er muss gut gefüttert werden“. Da liess er sich zwei fette Rindsschenkel bringen, sezte sich auf den Adler und fütterte ihn, bis er oben war. Dann ging er in die Stadt und stellte sich dem Könige als Befreier seiner Tochter vor, welche ihn erkannte und die Wahrheit bestätigte. Da liess er die beiden Riesen tödten; Gian dall' Orso aber bekam viel Gold und Silber, ging nach Hause und lebte dort glücklich und im Frieden.

B. Einmal arbeitete ein Weib auf dem Felde, da kam ein Bär und trug sie in seine Höhle. Alle Tage brachte er ihr zu essen. In der Zeit, als sie in der Höhle war, kam sie mit einem Knaben nieder. Dieser war von ausserordentlicher Stärke und als er neun Monate alt war, versuchte er schon den Berg in die Höhe zu heben, aber er war es noch nicht im Stande. Als er zwei Jahre alt und der Bär einmal abwesend war, versuchte er es wieder und es gelang; er hob den Berg auf und ging mit seiner Mutter nach Hause. Er wurde getauft und erhielt den Namen „Giuan dall' Urs“ (Johann vom Bären). Er wurde auch in die Schule geschickt; hier aber schlug er die Kinder, wenn sie ihm Uebernamen gaben und einmal warf er sogar den Lehrer und den Geistlichen über die Stiege hinab. Da wurde er in den Kerker gesezt; als er aber müde war dort zu bleiben, hob er die Thüre aus, ging zum Richter und sagte: „Gib mir ein Schwert,

sonst bring' ich dich um!" Der Richter fürchtete sich und gab es ihm. Dann nahm er von seiner Mutter Abschied und ging in die Welt. Zuerst begegnete er einem Seiler, dann einem Bäcker, welcher „boca da furn" (Ofenloch) hiess und sie gingen nun alle drei mit einander. Sie kamen in ein Schloss im Walde und gingen hinein. Niemand war zu sehen; im Saale stand eine wolbedeckte Tafel, daran sezten sich die drei und assen und tranken, dann schliefen sie und am Morgen gingen sie in alle Zimmer, fanden jedoch Niemanden. Dann gingen Giuan dall' Urs und Ofenloch auf die Jagd und sagten zum Seiler: „Bleib hier und wenn jemand kommt, so läute mit dem Glöcklein, welches dort in der Ecke steht und wir werden gleich da sein". Bald kam ein altes Männchen mit eisgrauem Barte und der Seiler wollte zum Glöcklein laufen, allein der Alte fasste ihn und gab ihm furchtbare Schläge. Am zweiten Tage blieb Ofenloch zu Hause, aber auch er erhielt, was der Seiler bekommen hatte. Am dritten Tage blieb Giuan dall' Urs zu Hause. Als der Alte kam, warf ihn Giuan auf den Boden, band ihm die Arme auf den Rücken und hing ihn an einem Nagel an der Wand auf. Als die andern kamen, wollte er ihnen den Alten zeigen, aber am Nagel hing blos der Bart desselben. Nun blieb Giuan am folgenden Tage wieder zu Hause und schlug dem wiederkehrenden Alten den Kopf ab. Dann rief er seine Gefährten; indessen stand der Alte wieder auf und sie sahen nur noch, wie er in einen tiefen leeren Brunnen hinabsprang. Giuan liess sich an Stricken hinab und kam unten zu einer hölzernen Pforte. Als er dreimal geklopft hatte, kam eine schöne Jungfrau heraus, die warnte ihn, er aber versprach sie zu befreien und versteckte sich im Gemache. Da kam ein alter Zauberer und rief:

„Tin tin tin
Sento udur de cristianin,
Se no i gh' è
I gh' è stè!"

Sie wollte es ihm ausreden, er aber ging suchen. Da sprang Giuan hervor und erschlug ihn; die Jungfrau aber liess er hinaufziehen. Dann kam er zu einer eisernen und darauf zu einer goldenen Pforte, erschlug nach einander noch zwei andere Zauberer und befreite zwei andere noch schönere Jungfrauen. Er liess diese und sich selbst hinaufziehen; dann führten sie die drei Jungfrauen, welche Prinzessinnen waren, zu ihrem Vater und hielten fröhliche Hochzeit.

C. Ein König hatte drei Söhne und auch einen Garten, darin standen drei Nussbäume, an welchen goldene Nüsse hingen. Eines Morgens bemerkte er, dass die schönste Nuss fehle; er suchte, fand sie aber nicht.

Am folgenden Morgen fehlte wieder eine und als der König sie nicht finden konnte, wurde er sehr betrübt. Da sagte der älteste Sohn: „Vater, gib mir zwölf Soldaten, ich will nachts im Garten wachen“. Der König gab sie ihm, er ging und baute sich im Garten eine Hütte. Dort legte er sich nieder und schlief die ganze Nacht; am Morgen aber fehlte wieder eine Nuss. Dann sagte der zweite Sohn: „Vater, gib mir sechs Soldaten, ich will heute nachts im Garten wachen“. Der König gab sie ihm und er wachte die ganze Nacht im Garten, ohne zu schlafen, aber es blieb alles ruhig; nur um Mitternacht glaubten sie ein Säuseln des Windes in den Bäumen zu hören. Am Morgen jedoch fehlte abermals eine Nuss. Da sagte der jüngste: „Vater, erlaube mir, nachts allein im Garten zu wachen“. Der König erlaubte es ihm, er ging und stieg auf den Nussbaum, indem er das blanke Schwert in der Hand hielt. Um Mitternacht kam der Wind und als es im Baume rauschte, führte der Prinz einen kräftigen Hieb und hörte, wie etwas zu Boden fiel. Am Morgen fehlte keine Nuss, unter dem Baume aber lag ein grosser abgehauener Arm und durch den Garten ging ein Blutstreif. Da erbat sich der Prinz von seinem Vater die Erlaubniss, gehen und sehen zu dürfen, was es sei. Er ging dem Blutstreif nach über Berg und Thal bis zu einer grossen Felsenplatte auf einer Bergwiese. Unweit davon waren Leute damit beschäftigt, die Schwaden des gemähten Grases in „Scheiben“ auszubreiten (trar en saibe); der Prinz rief sie und bat sie die Felsenplatte aufzuheben. Darunter war ein grosses Loch, welches tief in die Erde hinabging. Nun befahl der Prinz, ihn an Stricken hinunter zu lassen und zu warten, bis er wieder käme. Als er unten war, sah er eine grosse Ebene und kam zu einem alten Manne und einer alten Frau, welche die Schafe hüteten. Sie warnten ihn weiter zu gehen und zeigten ihm einen grossen Palast; darin wohnten drei Zauberer und viele schöne Jungfrauen, welche sie den Königen der Erde geraubt hatten. An der Pforte wachte ein Tiger, dem der Prinz ein getödtetes Schaf vorwarf, dann ging er hinein und erschlug zwei Zauberer (denn sie schliefen bei Tage, weil sie bei Nacht auf Raub ausgingen). Dem dritten, welcher wachte, weil er wegen des verlorenen Armes vor Schmerz nicht schlafen konnte, schleuderte er Sand in die Augen und erschlug ihn ebenfalls; die drei Leichen warf er dem Tiger vor. Darauf führte er die erlösten Jungfrauen heraus und liess sie hinaufziehen. Als er selbst hinaufgezogen werden sollte, sagte jene Alte: „Gebt Acht, dass sie Euch nicht einen bösen Streich spielen, bindet lieber zuerst einen Stein an, dann werdet ihr sehen“. Der Prinz that es und als der Stein halb oben war, schnitten die oben den Strick ab und der Stein fiel mit grossem Gepolter herab. Die es aber thaten, waren

des Prinzen eigene Brüder, denn sie waren ihm nachgegangen und führten nun die Jungfrauen nach Hause, um sich die schönsten auszuwählen und sie zu heiraten. Der Prinz aber blieb eine Zeit lang im schönen Palaste und ging auf die Jagd. Bald wurde es ihm zu langweilig und er zwang die beiden Alten, ihm ein Mittel anzugeben, wie er hinaufkommen könne. Da zog der Alte ein Pfeifchen heraus und pfiff und im Augenblicke flogen viele Vögel herbei, kleine und grosse von allen Arten und Farben. Der Prinz suchte sich einen Adler heraus, sezte sich darauf und gab ihm während der Fahrt ein Lamm zu fressen. Dann ging er nach Hause, wo seine Brüder eben Hochzeit hielten und erzählte dem Könige, wie alles zugegangen sei. Da liess der König die beiden ältern Söhne in einen tiefen Kerker werfen; der jüngste aber hielt mit der schönsten der Jungfrauen fröhliche Hochzeit, bekam nach dem Tode seines Vaters Thron und Krone und regierte glücklich und weise bis an sein Ende.

Eine vierte (mir bisher noch nicht in befriedigender Vollständigkeit bekannt gewordene) Variation soll auch unter dem Namen: „i tre paradisi“ erzählt werden; der Held derselben ist ein Schäfer, dem von Zeit zu Zeit ein Schaf fehlt u. s. w.

Zu 40. Eine Variation weicht in folgender Weise ab. Drei Mädchen gehen in ein Feld arbeiten, da kommt eine grosse Schlange. Die beiden ersten fliehen, die dritte und jüngste aber bleibt, gibt dem Wurme zu fressen und macht sogar im Boden eine Höhlung, in welche sie Wein giesst, damit der Gast sich labe. Nun muss sie mit ihm in sein Haus im Walde gehen, wo er ihr Flachs zu spinnen, Tischtücher zu machen und Damast zu weben gibt, dabei unterstützt sie der Wurm (der Kamin kommt nicht vor) in geheimnissvoller Weise, so dass sie herrlich arbeitet. Darauf entflieht sie mit einem vornehmen Herrn, um dessen Frau zu werden; der Wurm aber verwandelt zur Strafe für die Flucht ihren Kopf in den einer Ziege. Nun will sich der Herr ihrer entledigen, wählt eine Anzahl Mädchen und darunter auch sie und gibt ihnen nach einander Flachs zu spinnen, Tischtücher zu machen und Damast zu weben mit der Erklärung, er wolle jene heiraten, welche am besten und meisten arbeite. Da holt sie jedesmal aus dem Hause der Schlange die dort verfertigte Arbeit und siegt so über ihre Nebenbuhlerinnen. Als sie aber das dritte Mal in's Haus der Schlange kam, sagte ihr diese: „Wenn du befreit werden willst, so musst du mich beim Hochzeitsmale unter deine Kleider nehmen und jede Speise mit mir theilen“. Sie that so und nach dem Hochzeitsmale hatte sie wieder ihre rechte frühere Gestalt.

Zu 41. Auf dieses Märchen bezieht sich offenbar ein Kinderreim-

spruch, welcher indessen nicht vollständig zu hören ist; er beginnt: „Galletto becchetto; — gallina gastaldina, — oca badessa, — anedra contessa, uccia, che sponze — boazza, che onze, — stanga, che dà, — spazzadora, che spazza“ u. s. w.

Zu 51. Der (in der dritten Zeile entstellte) Reimspruch lautet wälsch:

„Pastorello mio, che in man mi tiene,
Sono stato ammazzato sulle pozze di Viena,
Nè per occaso nè per occasione,
Sol per la penna dell' uccello Sgriffone!“

mit den entsprechenden Variationen in den Wiederholungen. So heisst es auch am Anfange, der König sei „sulle pozze di Viena“ auf die Jagd gegangen. „Sulle pozze“ soll wol so viel sein, wie italienisch „sui poggi“ d. i. auf den Anhöhen. Hinter „Viena“ ist wol keine besondere Anspielung zu suchen, sondern darunter nur so viel wie Hauptstadt überhaupt zu verstehen, mit leicht erklärlicher volksthümlicher Redefigur. Ich hörte das Märchen von einer Alten in Lizzana erzählen.

Zu 52. Der Spruch: „Bleib fern drei Schritte“ u. s. w. lautet wälsch:

„Anima terrena,
Stammi lontana tre passi
E raccontami la tua pena!“

Eine andere ähnliche Spruchformel lautet:

„Se sei anima di Dio,
Parla per parte di Dio;
Se sei anima terrena,
Raccontami la tua pena!“

Zu 53 und 54. Auch diese beiden Märchen — beide selbst nur Variirungen — werden in verschiedener Weise bald so bald anders erzählt. In Nr. 53 lauten die auf die Platte geschriebenen Worte:

„Zuam dal fort,
Che a zento e più ha dat la mort!“

In 54 dagegen:

Zuam Valent
Che ha ferì sette e mazzà zent!“

öfter mit dem scherzhaften Zusatze: „O per non dir pù — zent e dù (due)“. Eine andere Variation ist „Zuam quattordese“ — Zuam, che ha mazzà zent e struppià (storpiato) quattordese“. — Das in 54 mit „Batzen“ wiedergegebene Wort lautet wälsch „bezzi“, Kleingeld, dann Geld über-

haupt. Der Name Johann ist und war in Wälschtirol sehr häufig; kein anderer hat so viele Familien- und Geschlechtsnamen gegeben, wie dieser. Einfach sind: Giovannaz, Giovannazzi, Giovanella, Giovannelli, Giovannetti, Giovannini, dalla Giovanna; — Gianazzi, Gianetti, Gianeselli, Gianot; — Zanat, Zanetti, Zanettin, Zanettelli, Zanetto, Zanei, Zanella, Zanellon, Zanini, Zanol, Zanolli, Zanolini, Zanollo, Zanotelli, Zanoner, Zanner, Dalzani, — Zuanni, Zuannelli; — Tschan, Tschon, u. s. w. In Zusammensetzung mit Tauf- und Ortsnamen oder andern Namen: Zambiasi, Zampedri, Zampiero, Zandonai, Zandonati, Zangiacomi, Zanfranceschi, Zanluca, Zanvettor, Zanzana (Johann Johanna), Degiampietro, Giammóëna, Gianordolo, Zambaldi, Zambelli, Zamboni, Zambotti, Zampari (pare-padre), Zancanella, Zanlei, Zaniboni, Zanzotti, Zampiccoli, Zandarco (Johann von Arco), u. s. w. Alle diese Namen finden sich heute in Wälschtirol vor.

Zu 55. Der Reimspruch: „Was wird sie thun“ u. s. w. lautet wälsch:

Cosa faralla? Cosa diralla? Mi non so;
Doman di sera lo porterò:
Cosa g'ho nome? Tarandandò!

Zum Schlusse ist zu bemerken, dass die Spinnerinnen in Wälschtirol den Rocken beim Spinnen gewöhnlich unter dem Arme halten.

Zu 60. Unter dieser Rubrik wurde eine beschränkte Zahl sogenannter Spott- und Trutzgeschichtchen mitgetheilt, wie sie bald von diesem bald von jenem Dorfe erzählt werden. Es ist auch in Wälschtirol schwerlich ein Dorf zu finden, dem von den Nachbarn nicht irgend etwas zum Spotte nachgesagt würde. Auch das bekannte Lalenburger Geschichtchen vom Ochsen, der auf den Kirchthurm gezogen wird, damit er dort das Gras abfresse, wird in Wälschtirol von mehrern Dörfern erzählt. Im obern Nonsberg wissen die Leute die Uebernamen aller Dörfer in langem Reimspruche herzusagen; da gibt es „Christusverbrenner“ (brusacristi), „Heiligenvertreiber“ (scacciasanti), „Sterngucker“ (mira le stelle) u. s. w. Sogar in Reimen neckt man sich; den Leuten von Mechel bei Cles, z. B., empfiehlt man, einen andern Kukuk zu schicken, denn der, den man habe, sei zu alt und könne nicht mehr singen:

„Cucù Cucù da Mechel,
Mandème denter 'n cucù,
Che 'l nos è massa veccl,
Che nol pol cantar pù!“

Aber die von Mechel bleiben die Antwort nicht schuldig und erwiedern, wenn der Kukuk nicht mehr singe, sei es ein Zeichen, dass er genug ge-

sungen habe, man hätte ihnen noch den vom vorigen Jahre zu zahlen:

„Se nol pol cantar pù,
L'è segn, che l'ha cantà assà,
Che m' avè ancor da pagiar
Quel dell' ann passà!"

Selbst die Trientiner und Roveredaner necken sich zuweilen mit dem gegenseitigen Spitznamen „fasoi" d. i. fagiuoli, Bohnen.

Auch an andern ähnlichen lustigen Geschichtchen ist kein Mangel, die manchmal so derb sind, dass sie bei der Delikatesse unserer Zeit es unthunlich machen, sie wieder zu geben. Ich weiss nicht, ob folgendes Geschichtchen, welches ich auch erzählen hörte, neu oder bekannt sei; es lautet sehr kurz: „Eine Schnecke kroch zum ersten Stocke eines Hauses hinan und brauchte dazu sieben Jahre. Als sie oben war, fiel sie wieder herab und rief ärgerlich: „Verdammt die Eile, die ich gehabt habe"! Selbst das allbekannte Hebel'sche Geschichtchen vom „Oeffne dich, Beutelein — der Wirth will bezahlet sein!" kann man in Wälschtirol hören und das Reimsprüchlein dazu lautet — allerdings etwas schleppend —:

„Scarsellin, che sei de drio, trati avanti,
Che l' oste vol denari e non vol canti!"

Es sind dies Kleinigkeiten, aber gerade diese zeigen und beweisen am besten, dass Verschiedenheit der Sprache keine Scheidewand zwischen den Völkern bildet.

Schliesslich gelte noch die Bemerkung, dass bei der Erzählung von Märchen der wälsche Volksdialekt eine Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, eine Wärme, eine herzensvolle Naivetät entfaltet, welche man dahinter kaum suchen möchte. Die Märchenerzählung beginnt gewöhnlich mit ihrem: „Gh' era 'na volta..." oder „in questi anni antich gh' era 'na volta..." oder „Bisogn saèr, che gh'era 'na volta..." u. s. w. Unsere Verdopplung des erzählenden Zeitwortes, z. B. er ging und ging — er zog und zog — wird auch im Wälschen ähnlich wiedergegeben: camina, che te camina — tira che te tira u. s. w. Am Schlusse sind mehrfach Reimsprüche beliebt, wie z. B. wenn von Malzeiten die Rede ist:

„E i ha fat un past un pastom
E i non me ha dat gnanca 'n bocom;
Era sotta la tavola, che pestava 'l pever
E i non me ha dat gnanca 'n goz da bever u. s. w."

Eine ähnliche lautet:

„E i ha fat un past un pastom
E i non me ha dat gnanca 'n boccom,
I m 'ha tirà 'n oss en tella schena
Che l'è ancor qui, che 'l remena!" (weh thun).

Etwas variirend im Fassaner Dialekt:

„E dapô i ha fat 'n nôzô ŏ 'n nôzom
E una bella gran cŏna
E i mi a trat tel comedom (an den Ellbogen)
Un os, chŏ amô il me rŏmŏna!"

Schliesst das Märchen nicht mit Gastmälern und Hochzeiten, so ist folgender Schluss beliebt:

„Larga la foglia,
Stretta la via,
Contè la vostra,
Che ho contà la mia!"

Mit moralischen Sprüchen und Sentenzen schliessen die Märchen selten; das verstiesse fast gegen den heitern Charakter derselben. Sie sind vorzugsweise zur Unterhaltung, nicht zur Belehrung bestimmt, obwol man daraus lernen kann, wenn man nur lernen will.



II.

Sagen.

I. Bertasagen.

Die Sagen von Frau Berta sind noch ziemlich rein in Folgareit erhalten. Ferner sind deren in Trambilleno, einem aus verschiedenen Weilern bestehenden Dorfe an dem zwischen Terragnuol und Vallarssa liegenden Gebirgsvorsprunge unweit Roveredo, so wie im Ronchithal bei Ala zu finden; in diesen Orten ist jedoch die Idee der Einheit verloren gegangen und aus Einer Frau Berta sind mehrere und viele geworden. In Vallarsa und Valsugana war troz eifrigen Nachforschens keine Spur davon zu finden. Die Sage scheint hier so wie im jenseitigen Gebiete der sette comuni und dessen, was einst daran hing nicht heimisch gewesen zu sein; sicher wären die Bertasagen dem fleissigen Geschichtschreiber der sette comuni, Agostino dal Pozzo, der doch manches über den dortigen Volksglauben mittheilt, nicht entgangen. Nachforschungen hierüber sind sehr erschwert theils durch den Umstand, dass die Sagen ohnehin fast verschollen sind, theils durch die Scheu der Leute von solchen verpönten Dingen zu sprechen. Was hierüber gesammelt wurde, mag hier folgen.

A. Aus Folgareit.

(Nach zwei etwas verschiedenen Mittheilungen.)

1.

Einmal war in einer Höhle eine Frau, die hiess Berta. Sie hatte drei Mägde; die erste ringelte ihr die Locken, die zweite gniedete ihr die Haare und flocht ihr die Zöpfe, die dritte bereitete ihr das Essen.

Frau Berta [1]) war sehr edelmüthig. Sie kam oft nach Folgareit herauf und ging zu allen Weibern, um ihnen arbeiten zu helfen. Am

---

[1]) Der Name lautet entweder deutsch „Frau Berta“ oder ital. „la brava Berta“ oder auch einfach „la donna Berta.“ Ueber die Sage selbst vgl. Zingerle Sagen Nr. 37.

häufigsten kam sie zu den Alten und liess sich Faden oder Garn geben, um Knäuel zu winden; da wurde sie aber nie fertig, denn der Faden und das Garn ging in ihrer Hand nie aus. Alle Weiber waren ihr gut und gaben ihr zu essen, was sie nur hatten. Einmal aber kam sie zu einer Alten und bat sie um zwei Eimer, Wasser zu holen; dieselbe aber gab ihr zwei Siebe. Frau Berta ging zum Brunnen, schöpfte mit den Sieben Wasser und nahm sie auf; bald aber war sie ganz nass und war alles Wasser über sie hinabgeronnen. Sie versuchte nochmals das Sieb zu füllen, aber vergebens. Da wurde sie sehr zornig, ging zur bösen Alten, die sie beim Bügeln antraf und stürzte sie in einen Kessel voll siedenden Wassers. Aber am nächsten Morgen ging der Mann der Alten in Frau Berta's Höhle und erschlug sie und ihre Mägde mit der Hacke. Mit der Zeit sollen die Leute auch gar manche Geräthschaften in jener Höhle gefunden haben.

2.

Frau Berta war ein wildes Weib, welche mit ihrem Gemale, dem wilden Manne (l'om salvadegh, „bilder mon") in einer unweit von Folgareit liegenden Höhle wohnte. Sie hatte auch Kinder und fand ihre Freude daran, sie recht oft zu kämmen und ihre Haare zu glätten. Der wilde Mann aber kam oft auch in die Häuser des Dorfes und lehrte die Folgareiter die Kunst den Käse und die sogenannte poina (eine Art Halbbutter) zu bereiten. Einmal aber berauschten sie ihn und darüber zornig, weil sie es ihm zum Spotte gethan hatten, sagte er: „Hättet ihr mir nicht angethan, was ihr mir angethan habt, so hätt' ich euch auch gelehrt aus Milchlab Wachs zu machen." Sie mochten ihn bitten, so lange sie wollten, er lehrte sie nichts mehr. Frau Berta aber war die Schutzfrau jeder braven Familie und erwies sich besonders wolwollend gegen jene, welche sie achteten und ehrten und nicht zum Zorne reizten. Aber wehe jenen, welche sie durch Verachtung beleidigten! Diesen ging alles schlecht; selbst die besten Kühe haben keine Milch mehr oder die Milch, die sie gaben, wurde sogleich sauer. Wenn sie aber mit Frau Berta ihren Frieden schlossen und sie baten zu lösen, was sie geknüpft habe, nur dann oder auch mittelst geistlichen Segens kamen die Dinge wieder in ihren vorigen Stand. —

B. Aus Trambileno.

Auch hier kennen die Leute noch die „Froberte", die „bilden Beiber" und den „Bedelmon" (wilden Mann). Diese gespensti-

gen Wesen haben aber seit dem Konzilium von Trient ihre Gewalt verloren; vor dieser Zeit trieben sie ihren nächtlichen Spuck in den Wäldern und führten die Leute oft irre. So lange man am Abend auf den Waldwegen noch die Fussspuren der Kühe und Ochsen unterscheiden konnte, war keine Gefahr; wurde es aber so dunkel, dass man dies nicht mehr konnte, begann der Spuck. Ein Mann, Namens Mathias, ging einmal nachts mit einer Bürde Holz durch den Wald nach Hause; sein Gefährte, der bei ihm war, ging ein Stück Weges voraus. Da spannen die Froberte plötzlich lange Stücke von Leinwand durch den Wald und versperrten ihm den Weg, so dass er nicht mehr weiter gehen konnte. Als sein Gefährte bemerkte, dass er nicht komme, ging er zurück; da verschwand der Spuck und sie konnten nach Hause gehen. Davon habe selbiger Mathias den Uebernamen Tela (Leinwand) bekommen und zeitlebens behalten.

Der lezte Faschingstag heist hier noch jezt „il giorno delle Froberte.“ Die unten in mehrfachen Variationen vorkommende Sage, wie Einer vom wilden Manne einen Jagdtheil verlangt und denselben wieder abholen lässt, wiederholt sich auch hier; der wilde Jäger ist der „Bedelmon“ und derjenige, der den Jagdtheil verlangt hat, sichert sich beim Abholen desselben durch eine schwarze Katze.

C. Aus Ronchi (bei Ala).

Es herrschte früher der Glaube, dass, wenn abends Weiber allein ohne einen Mann im „Filò“ waren, ihnen leicht etwas übles zustossen konnte, besonders kamen die „Frauberte“ und dann wehe! Eines Abends sassen zwölf Weiber in einem Filò und spannen und redeten von allerlei Dingen. Es war schon eilf Uhr nachts, da bemerkte Eine: „Wir sind heute ohne Männer, gehen wir, sonst begegnet uns ein Unglück.“ Kaum hatte sie es gesagt, so klopfte es schon an die Thüre und hereintrat eine Frau Berta.

„Seid gegrüsst, Frau Berta mit der langen Nase!“
(Padrona, Frauberta dal nas longh)

(denn so musste man sie immer anreden) riefen die Weiber und Eine stand auf und räumte der Frau Berta ihren Stuhl ein. „Wird eine andere nach mir kommen, die eine noch längere Nase hat!“ erwiederte die Frau Berta und sezte sich nieder. Bald klopfte es wieder an die Thüre und hereintrat die zweite Frau Berta mit einer noch längern Nase.

„Seid gegrüsst, Frau Berta mit der langen Nase!“

sagten die Weiber wieder und es stand die zweite auf und räumte der Frau Berta ihren Stuhl ein. „Wird eine andere nach mir kommen, die eine noch längere Nase hat!“ sagte dieselbe und sezte sich nieder. Und so ging es fort, bis auch die zwölfte kam, die hatte die längste Nase und die Frauberte sassen auf den Stühlen, die Weiber aber standen und zitterten vor Angst.

Da sagte die erste Frau Berta: „Was wollen wir thun?“ Und die zweite: „Wir wollen Wäsche machen.“ Und die erste sagte zu den Weibern: „Bringt uns die Wassereimer, wir müssen Wasser holen.“ Die Weiber zitterten, denn sie wussten, was das bedeute — denn die Frauberte wollten sie sieden und brühen; daher liefen sie und kam jede mit zwei Körben wieder zurück. Nun gingen die Frauberte fort zur Etsch hinab und wollten die Körbe füllen, aber das Wasser lief bald wieder aus und sie mühten sich lange vergeblich ab. Voll Wuth kehrten sie wieder zum Filò zurück, aber da war es dunkel und die Thüre gesperrt und jedes der Weiber lag beim Manne im Bette. Da ging eine Frau Berta an das Fenster der Schlafkammer eines von den Weibern und schrie hinein: „Dank' es der Hose, bei der du liegst, sonst weh dir!“

Am nächsten Tage sagten die Weiber: „Heute Nacht kommen die Frauberte gewiss wieder und wir müssen uns vorsehen.“ Auf ihre Bitten versteckte sich ein Mann neben dem Filò in der Heukrippe eines Ochsen. Um eilf Uhr kamen die Frauberte wieder ganz so, wie in der vorigen Nacht; als sich aber die zwölfte niedergesezt hatte, sprang der Mann aus seinem Verstecke hervor und erschlug alle zwölf. So wurden die Weiber wieder gerettet.

2.

Ein Weib machte einmal nachts in der Küche Wäsche, während ihr Mann in der Kammer schlief. Da kam eine Frauberta herein, stürzte das Weib in das siedende Wasser und hing sie bei den Füssen an der Feuerkette auf. Bald darauf erwachte der Mann und rief hinaus: „Weib, bist du bald fertig?“ „Sie siedet! sie siedet!“ (la ciótterna, la ciótterna!) schrie die Frauberta hinein und entfloh. Darauf kam der Mann heraus, aber zu spät, denn sein Weib war schon todt.

II. Der Beatrìk[1]).

Der Beatrìk ist ein unglaublich grosser Mann, welcher sich in den Höhlen der steilsten und schroffsten Gebirge oder in den dichtesten Wäldern aufhält. Niemand vermöchte zu sagen, welche Gesichtsfarbe er habe, welchen Bart und was für Haare er trage, denn wer ihn sah, wagte es nie ihm in's Gesicht zu sehen, — so schrecklich ist er. Bei Tage lässt er sich in bewohnten Orten nie sehen, sondern bleibt in seinen Höhlen; zur Winterszeit weilt er bei Alphütten, die von den Sennen längst verlassen sind. Unglücklich jener, der in gedachter Jahreszeit sich dort befindet! Der Beatrìk ist zwar nicht boshaft und hasst die Menschen nicht, er thut dem nichts zu Leide, der muthig stehen bleibt, ihn vorüber gehen lässt und sich stellt, als sähe er ihn nicht: was aber schädlich, das ist die Furcht, die er einflösst. Seine Begleiter sind eine grosse Menge kleiner Hündchen, welche so haarig sind, dass man an ihnen weder Beine noch Kopf noch Schweif sieht und dass sie beim Laufen eben so vielen dahin rollenden Knäueln gleichen. Sie folgen ihrem Herrn und bellen unaufhörlich, so dass man ihr bif baf schon von weitem hört, wenn der Beatrìk herankömmt. Schrecklich ist sein Ruf hop oder op, womit er seine kleinen Hunde an sich hält, damit sie sich nicht zerstreuen oder verloren gehen. Bei seinen nächtlichen Fahrten hält er immer den gleichen Weg ein; mit einem Schritte macht er eine Viertelstunde Weges und tritt auf die Hügel, nie in die Thalebenen. Auch erscheint er nach der Vorstellung des Volkes bisweilen als Reiter; dann erdröhnt die Erde unter den Hufen seines Rosses. Das Volk weiss die Orte, wo er vorbeizieht, und die Hügel[2]), die sein Fuss berührt, anzugeben, so wie die Stellen zu bezeichnen, wo er seinen Wehruf ausstösst. Nur bei Nacht, im Winter öfter, besonders zu Weihnachten[1]), kommt der Beatrìk bewohnten Orten nahe. Der Zweck seines Herumfahrens ist die Jagd auf Hexen (die Eguane, s. unten),

[1]) Vgl. Zingerle Sagen Nr. 8 und ff. Müller, niedersächsische Sagen Nr. 99; Grimm Mythologie S. 871; W. Schwarz, Der heutige Volksglaube S. 9. —

[2]) Unter solchen Hügelnamen fällt nur ein Col de San Marco (in der Gegend von Borgo) auf; darauf steht ein gemauerter Bildstock — „capitello" — des genannten Heiligen. Andere Namen sind: „Bessa, Camastol (Gemsthal?), Méussi, crozzi della créa (creta, Kreide Lehm), crozzo dell' anconetta (ancona, sonst Bild, bedeutet in dortiger Gegend: Fluch) u. s. w.

wesshalb er auch der Jäger und zwar der Jäger von der guten Jagd (il cacciatore della caccia pia) heisst. Wo man den Beatrìk nicht kennt, tritt, wie die unten folgenden Sagen zeigen, der wilde Mann als Jäger für ihn ein. Wer aber in der Nacht seinen Ruf hört, darf ihn nicht wiederholen; sonst würde der Beatrìk ihn in wenigen Schritten erreichen und in Stücke reissen zum Frasse für seine Hunde. Wie er selbst isst, lehrt eine unten folgende Sage. Wer ihn sonst in der Nähe sieht oder hört, muss aus dem Wege gehen und ruhig stehen bleiben mit an einander geschlossenen Beinen, damit nicht etwa ein Hündchen dazwischen durchlaufe; sonst würde er augenblicklich in Stein verwandelt werden.

Dies ist in allgemeinen Umrissen die Gestalt des Beatrìk. Die Sage ist meines Wissens von Centa am obern Rande des Valsugana bis in die Gegend von Borgo verbreitet; auch in Primiero soll sie unter der Benennung „caccia Beatrìc“ vorkommen. Dagegen fehlt sie entschieden in Folgareit, Terragnuol und Vallarsa: wenigstens war dort keine Spur des Namens zu finden. obwol die wilde Jagd auch dort bekannt ist. Was den Glauben an dieselbe betrifft, so ist er, wie überall, eine Ruine, die bald spurlos verschwunden sein wird. Die Alten halten noch an der Meinung fest, der Beatrìk habe einst wirklich existirt, sei aber durch das Conzilium von Trient für immer gebannt worden; nach anderer Meinung wäre er etwa vor hundert oder mehr Jahren mit den Wölfen und Bären aus Valsugana verschwunden. Der Name Beatrìk wird dreisilbig so ausgesprochen, dass die erste Silbe gehoben, auf die lezte aber der eigentliche Accent gelegt wird.

Nun die einzelnen Sagen hierüber.

1.

Eines Morgens spannte ein junger Bursche sehr früh seine Ochsen an den Wagen und fuhr damit bergan einer Sennhütte zu. Nach einer halben Stunde, eben bei Anbruch des Tages, begegnete er einer schönen jungen Hexe aus der Familie der „Eguane“, welche zu ihrer nicht fernen Höhle ging. Sie gesellte sich zu ihm und ging mit ihm redend hinter dem Wagen her. Plötzlich erscholl von ferne der Ruf des Beatrìk. Ganz zitternd vor Schrecken — denn wenn sie auch

---

[1]) Unsere Rauchnächte heissen dort „i fumenti“ (fumo, Rauch); ital. le incensazioni.

noch so schnell gelaufen wäre, würde sie ihre Höhle doch nicht mehr erreicht haben — wandte sie sich zum Burschen und sprach: „Ich bitte dich, mach' einen grossen Kreis um uns und den Wagen her, damit ich mich vor dem Jäger rette; ich beschwöre dich den Kreis nicht zu verwischen, mag er auch noch so sehr drohen oder bitten. Dir kann er nichts anhaben, mir aber rettest du das Leben und ich will dich reich und glücklich machen, ich will deine Magd oder wenn ich dir gefalle, sogar dein Weib werden.“ Sie unterstüzte ihre Bitte mit so anmuthigen Gebärden und warf dem Burschen so schmerzliche Blicke zu, dass es einen Stein hätte erbarmen können. Kaum hatte der Bursche den Kreis gemacht, als der Beatrìk mit ingrimmigem Angesicht erschien. Vor dem Kreise blieb er plötzlich stehen und befahl dem Burschen denselben zu öffnen. Er stiess immer fürchterlichere Drohungen aus; da verzagte der Bursche. Die Arme bat ihn mit Thränen, sie nicht ihrem Feinde überliefern zu wollen; wer hätte aber so schrecklichen Drohungen widerstehen können? Er öffnete den Kreis und die Hexe, welche ihrem Verräther noch einen jammernden Blick zuwarf, ward ergriffen und in tausend Stücke zerrissen. (Ronchi bei Borgo)

2.

Zur Winterszeit sassen mehrere Burschen eines Abends in einer Küche um den Herd beisammen, als sie das hop! des Beatrìk hörten. Scherzend rief Einer:

„Jäger von der guten Jagd,
Gib uns auch einen Jagdtheil!“

Sie gingen jene Nacht schlafen, ohne dass Einem etwas Böses widerfahren wäre. Als sie aber des Morgens aufstanden, fanden sie an der Kammerthüre den Schenkel einer Hexe so stark befestigt, dass sie denselben in keiner Weise loszureissen vermochten. In ihrer Verlegenheit fragten sie eine Alte, welche selbst eine alte Hexe war, um Rath und diese rieth ihnen, sobald sie den Beatrìk wieder hörten, sollten sie rufen:

„Jäger von der guten Jagd
Hol deinen Jagdtheil wieder!“

Sie thaten so und der Beatrìk holte seinen Jagdtheil wieder; bevor er aber wegging, schaute er grimmig beim Fenster der Kammer herein, wo die Burschen, jeder etwas geweihtes in der Hand haltend, beisammen waren, und schrie: „Hättet ihr nicht in den Händen, was ihr

habt, ich zerrisse euch in Stücke so klein, wie ein Hirsekorn!" Darauf fuhr er fort, ohne Einem etwas zu Leide zu thun. (Ronchi)[1]).

3.

Auf dem Gebirge wohnte vor Alters eine alte Frau allein in ihrem Häuschen; nur ein Hund und eine Katze waren ihre Gesellschafter.

Es war der heilige Abend und die Nacht war schon angebrochen, als sie vor ihrem Häuschen stand. Da hörte sie plötzlich in weiter Ferne Hundgebelle. Sie zitterte anfangs, denn sie wusste, dass dies der Beatrìk sei, allein sie dachte: „Es ist dunkel und er ist weit weg; ich will ihn um einen Jagdtheil bitten." Sie rief also:

„Jäger, schöner Jäger,
Gib mir auch einen Jagdtheil!"

„Wart nur ein wenig!" donnerte eine Stimme, „du sollst haben, was du verlangst!" Da sprang sie, so schnell sie konnte, in das Haus, sperrte die Thüren, kehrte die Tische, Bänke und Stühle um und nahm Hund und Katze zu sich. Bald kam der Beatrìk zu Ross und rief: „Hier ist dein Jagdtheil, komm und nimm ihn dir!" „Ich kann nicht", erwiederte sie. Er aber hieb ein Stück von einer „Dubiana"[2]) ab, legte es auf die Handhabe der Thüre und entfernte sich wieder.

Als die Alte das Fleisch sah, grauste ihr und sie rührte es nicht an. Am folgenden Abend ging sie wieder vor die Thüre und als sie das Hundegebelle abermals vernahm, rief sie:

„Jäger, schöner Jäger,
Hol deinen Jagdtheil wieder!"

---

[1]) Vgl. Zingerle Sagen Nr. 124, Schwarz S. 10. — In einer ganz ähnlichen Variation dieser Sage von Centa (ober Caldonazzo) versteckt sich ein Bauer, während der Beatrìk seinen Jagdtheil wieder abholt, tief in's Heu; denn dieses sichert ihn darum, weil die Halme lauter Kreuze bilden — ein Zug, der sich auch in einer der nächstfolgenden Sagen wiederholt.

[2]) „Zubiana" bedeutet „Hexe", während „stria" (strega) eine viel weitere Bedeutung hat und alle sagen- und märchenhaften weiblichen Wesen umfasst. Das Wort kommt von giovedì, Donnerstag, im Dialekt zobia (daher auch zobiana), nach der in Deutschland allbekannten Vorstellung der Hexenausfahrt am Donnerstage. In Dubiana steht anlautend d für z — eine Eigenthümlichkeit des italienischen Dialektes der Gebirge von Borgo; so auch ardento für argento, mando für manzo u. s. w.

Dann sprang sie in das Haus, sperrte die Thüren, kehrte Tisch und Bänke und Stühle um und nahm wieder Hund und Katze zu sich. Bald kam der Beatrìk und die Erde scholl unter den Hufen seines Rosses; er war wüthend und schalt die Alte. Dann nahm er das Fleisch wieder und rief noch: „Hättest du nicht in deiner Kammer, was du hast, ich zerrisse dich wie eine Maus.“ Darauf verhallte der Lärm und er zog mit seinen Begleitern weiter.

4.

Ein Messner (Küster, wälsch el mónegh, von monachus) war eines Abends nach dem Betläuten eben auf dem Wege nach Hause, als er den Ruf des Beatrìk vernahm. Ohne sich zu besinnen, rief er zum Spasse auch hop hop! Doch fing er sogleich nach Kräften zu laufen an, sprang in sein zum Glücke offen stehendes Haus und ergriff ein Cruzifix. In demselben Augenblicke sah er vor dem Fenster einen fürchterlichen Mann; das war der Beatrìk, welcher rief: „Hättest du nicht in der Hand, was du hast, ich zerrisse dich in Stücke so klein, wie ein Hirsekorn!“ Darauf verschwand er und der Messner kam mit dem Schrecken davon. (Ronchi bei Borgo.)

5.

Auf den Bergen ober Roncegno war einmal ein Hirte abends in seiner Hütte, als er das Hundegebelle und den Lärm des Beatrìk vernahm. Da ward er zornig und schalt den Jäger; aber auf einmal kam der Lärm näher und der Beatrìk trat zornig in die Hütte und rief: „Was schmähst du mich?“ Da war der Hirte gar erschrocken und bat den Beatrìk demüthig um Verzeihung. Der Beatrìk verzieh ihm und sagte: „Jezt will ich essen. Geh hinauf auf die Spitze jenes Hügels, da wirst du einen schwarzen Bock finden, den ergreif bei den Hörnern und bring ihn mir.“ Der Hirte gehorchte; der Beatrìk zog dem Bocke die Haut ab, sott ihn in einem Kessel und sezte sich dann zum Essen, indem er den Hirten auch dazu einlud. „Aber gib wol Acht“, sagte der Beatrìk, „dass uns kein Bein verloren geht.“ Der Hirte gab zwar Acht, verschluckte jedoch, ohne es zu wollen, ein Beinchen. Nach dem Essen warf der Beatrìk die Haut des Bockes auf die Beine, da war der Bock wieder lebendig und ging zur Thüre hinaus, aber er hinkte ein wenig, weil der Hirte ein Beinchen vom Fusse verschluckt hatte. Darauf sagte der Beatrìk: „Ich bin noch nicht satt und will jezt Menschenfleisch; geh hinein auf diese und diese Wiese, da ist ein Mann, dem sag, er soll schnell herauskommen, ich befehl' es ihm.“ Der Hirte ging und kam zum Manne, dem er sagte: „Flieh'

der Beatrìk will dich fressen!“ Der Mann erwiederte: „Aber was soll aus dir werden?“ „Ich fliehe mit dir!“ sagte der Hirte und sie liefen eiligst in das Dorf; inzwischen war es Morgen geworden. Da sie aber doch beide wieder auf den Berg mussten, fragten sie den Pfarrer, was sie thun sollten. Dieser sprach: „Da nüzt nichts anderes, als ihr verbergt euch jede Nacht im Heu, das bildet mit den Halmen lauter Kreuze, so kommt euch der Beatrìk nicht an den Leib.“ Sie thaten so und waren gesichert; der Beatrìk kam zwar und ging wüthend und tobend um das Heu, aber er konnte ihnen nichts zu Leide thun.

6.

Der Beatrìk hat einer Variation der Sage zufolge auch ein Geschirr mit Milch, mit welcher er die Leute einschläfert. Zur Weihnachtszeit sassen einmal drei Burschen und drei Mädchen in einer Spinnstube beisammen. Um Mitternacht hörten sie draussen eine Stimme rufen: Hop! hop! Da sagte die älteste von den Mädchen: „Ich will doch hinaus zu sehen, wer da ist.“ Sie ging, kam aber nicht mehr zurück. Nach langem Warten ging die zweite hinaus, aber auch sie kam nicht mehr zurück. Endlich sagte die dritte: „Hört, binden wir unsere Taschentücher fest an einander, ich will mich daran hängen und wenn ihr merkt, dass ich falle, zieht mich herein.“ Gesagt, gethan. Als sie hinauskam, fand sie den Beatrìk, welcher ihr Milch geben wollte und sie fiel zu Boden. Darauf zogen die drei Bursche sie herein, so dass das Milchgeschirr des Beatrìk umfiel und die Milch ausrann. Nun erzählte ihnen das Mädchen, wer es sei; sodann gingen sie hinaus und weil der Beatrìk keine Milch mehr hatte, so erschlugen sie ihn und befreiten die beiden andern Mädchen. (Castelnuovo bei Borgo)

7.

Ist schon in der vorangehenden Sage die Gestalt des Beatrìk so abgeschwächt und verblasst, dass er vom mächtigen schrecklichen Riesen zum schwachen Zauberer herabgesunken ist, welcher ohne das Mittel seines Zaubers ohnmächtig wird, so zeigt eine andere Sage die Entstellung und Verzerrung auf grausige Weise; dies soll jedoch von der Wiedergabe derselben nicht abhalten. Sie lautet, wie folgt:

Es schlief einmal zur Nachtzeit ein Mädchen in einem Heustadel auf dem Gebirge. Da vernahm sie den Ruf hop hop — und weil sie glaubte, es komme ihr Vater, so antwortete sie mit dem gleichen Rufe. Da kam der Beatrìk und gab ihr Milch, so dass sie einschlief. Darauf riss er ihr den Bauch auf und wand die Gedärme an einem nahe-

stehenden Haspel auf. Der Vater kam wirklich und wollte ihr zu Hilfe eilen, wurde aber von den Bestien des Beatrìk grausamlich zerrissen. (Castelnuovo bei Borgo).

III. Wilder Mann, wilde Jäger, wilde Weiber.

1.

Einmal stand in Folgareit ein Mann (er hiess Struff) vor seiner Hausthüre, welche gegen einen Wald gekehrt war. Es war gerade am Einnachten, da hörte er den Lärm des wilden Mannes, welcher im Walde jagte und er rief aus Scherz:

„Wilder Mann, Glück und Hual,
Pring mir auch mein Thual!“

Dann ging er schlafen. Aber am folgenden Morgen fand er einen halben ganz geschundenen menschlichen Leib an der Hausthüre befestigt. Darüber ganz erschrocken wartete er, bis es wieder Nacht wurde; dann rief er:

„Wilder Mann, Hual,
Nimm dein Thual!“

Der wilde Mann antwortete mit Schmähungen, aber der Struff war im Hause und hatte es wol versperrt. Am nächsten Morgen war das Fleisch von der Hausthüre verschwunden. (Folgareit) [1].

2.

Ein Mädchen war in einer Nacht gerade am Einschlafen, als sie unter ihrem Fenster vorbeiziehende Jäger und Hundegebelle hörte Es war eben eilf Uhr Nachts. Leichtsinnig, wie sie war, sprang sie vom Bette auf an's Fenster und rief die Vorübergehenden um einen Jagdtheil an. Ohne ein Wort zu sprechen reichte ihr Einer einen Hasen hinauf; sie nahm ihn, dankte und wünschte den Jägern gute Nacht, aber diese erwiederten nichts und zogen ihres Weges weiter. Das Mädchen legte den Hasen auf den Tisch und ging wieder in's Bette. Doch am Morgen fand sie auf dem Tische statt des Hasen einen menschlichen Schenkel („la gamba d'un cristiano“ — eines „Christenmenschen“, wie man auch im Deutschen sagen würde.) Ganz erschrocken eilte sie zum Geistlichen, erzählte ihm den Vorfall und bat ihn um Rath. Dieser rieth ihr, sich um eine schwarze Katze umzusehen, dieselbe zu sich zu nehmen und, wenn in der Nacht die Jäger wieder vorbeizögen, zu rufen: „Holt eure Jagd wieder!“ Dann

[1]) Vgl. Zingerle Sagen Nr. 124, Schwarz S. 110.

solle sie schnell in's Bette gehen, die Katze aber fest an sich drücken. Sie that so; die wilden Jäger drangen mit furchtbarem Lärm in's Zimmer und drohten ihr schrecklich, allein sie hielt die Katze fest und so mussten die Jäger endlich mit dem Schenkel wieder abziehen, ohne dass dem Mädchen ein Leid wiederfahren wäre. (Vallarsa).

3.

In einem Walde in Vallarsa hatten die Holzschläger sich eine Hütte (baito) gebaut. Wenn sie fort auf der Arbeit waren, kam immer der wilde Mann und stahl ihnen die Polenta. Einmal aber fingen sie ihn und um sich zu befreien, lehrte er sie, wie man den Käse bereite. Einer war unachtsam und der wilde Mann entkam zu frühe; sonst hätte er sie noch manche schöne Dinge gelehrt, besonders wie man aus Milch Wachs macht. (Vallarsa).

4.

Ein Fuhrmann hatte ein Weib genommen von unbekannter Herkunft, die ihm aber viel Geräthe zugebracht hatte, so dass sein Haus in recht gutem Stande war. Eines Abends fuhr er mit seinem Wagen durch einen Wald, als er plötzlich eine Stimme hinter sich rufen hörte: „Sag der Mao, dass Mamao gestorben sei!“ Ganz verblüfft schaute er herum, sah aber nichts. Er kam nach Hause und erzählte es beim Essen seinem Weibe. Da nahm diese ein Stück Speise, drehte es rund und warf es mit voller Kraft an die Decke, indem sie rief: „So lang dies dort hängt, wird für das Haus alles gut gehen!“ Hierauf verschwand sie vor den Augen des Mannes, welcher von ihr nie mehr das Mindeste sah oder hörte. (Vallarsa).

5.

Ein Mann hatte eine Frau unbekannter Herkunft. So oft sie Brot buck, musste er das Wasser mit der rechten Hand zugiessen — so hatte sie ihm strenge geboten. Einmal dachte er: „Ich will's doch mit der linken Hand auch einmal versuchen und sehen, was daraus wird.“ Er that es, da floh sie aus dem Hause. Nur alle Samstage kam sie noch, um die zwei Mädchen, welche sie hatte, zu kämmen. Einmal stellte sich der Mann hinter die Thüre und fasste sie beim Arme, als sie eintrat. Da sagte sie: „Wenn du im Stande bist, mich nur eine kurze Weile zu halten, so muss ich bleiben; sonst aber komm' ich nun und nimmermehr.“ Er strengte alle seine Kraft an sie festzuhalten, aber sie war viel stärker als er, riss sich los und ward nimmermehr gesehen. Von jenen zwei Mädchen aber stammt die Familie R . . . . ab. (Vallarsa).

6.

In der Nähe eines Bauernhofes hörte man oft Hundegebelle, ohne dass man etwas zu entdecken vermochte. Eines Abends pflügte der Bauer noch auf dem Felde, da hörte er wieder von weitem das Hundegebelle und eine Stimme rief: „Ochsenmann, lieber Ochsenmann (boaro, bel boaro), ich bitte dich, mach' einen Kreis mit deinem Stachelstocke (coi tuoi stombi)!“ Er sah aber nichts und dachte: „Ei, warum soll ich auf solch leeres Geschrei achten?“ Da rief die Stimme wieder: „Ochsenmann, lieber Ochsenmann, ich bitte dich, mach' einen Kreis mit deinem Stachelstocke!“ „Das kann ich ja thun!“ dachte er und zog mit seinem Stachelstocke einen grossen Kreis um den Pflug und die Ochsen her, und plötzlich sprang ein schönes Weib in den Kreis herein. „Ich danke dir“, sagte sie, „du hast mich gerettet; sag, was kann ich dir dafür geben?“ Da sah er sie an und sagte: „Du gefällst mir, ich brauche eine gute Hausfrau, willst du die meinige sein?“ Sie bejahte, fügte aber bei: „Ich stelle dir nur die Bedingung, dass du, so oft du mir, wenn es sich trifft, den Schweiss abtrocknest, dies immer mit der rechten Hand thuest, nie mit der linken.“ Er versprach es und heiratete sie. Sie bekamen mehrere Kinder und sie war eine wackere Hausfrau, welche alles in bester Ordnung hielt und mit welcher der Segen in das Haus gekommen war. Einmal buck sie Brot und hatte die Hände im Teige, während ihre Stirne der Hitze wegen voll Schweiss war; da sagte sie zum Manne, welcher neben ihr stand: „Trockne mir die Stirne ab, aber mit der rechten Hand, ich bitte dich!“ Er that es. Ein anderes Mal buck sie wieder und hatte den Schweiss auf der Stirne, da bat sie den Mann wieder: „Trockne mir den Schweiss ab, aber mit der rechten Hand, ich bitte dich!“ Da dachte er: „Ich will doch sehen, was es denn sein wird, wenn ich's einmal mit der Linken thue!“ Gedacht, gethan, da entfloh sie, er konnte sie nicht halten und bereute seinen Leichtsinn. Als er am Abend des folgenden Tages vom Felde nach Hause kam, fand er alles in bester Ordnung und die Kinder waren sauber gewaschen und gekämmt. „Wer ist denn da gewesen?“ fragte er. „Die Mutter!“ antworteten die Kinder. Und so ging es auch an den folgenden Tagen. Da versteckte er sich einmal hinter die Thüre der Küche und dachte: „Ich will sie doch sehen!“ Sie kam, wusch und kämmte die Kinder und ordnete alles; als sie aber wieder fort wollte, vertrat er ihr den Weg. Da rief sie: „Nun hast du mich genug ge-

sehen und siehst mich nimmermehr!“ Sie entsprang und er sah und hörte von ihr nie das Geringste wieder. (Ronchithal bei Ala.)

7.

Ein junges unbekanntes Weib kam zu einem Bauer auf den Dienst. „Was willst du für einen Lohn?“ fragte er. „Ich will einmal dienen, vom Lohne können wir schon später reden“, sagte sie. Es war eine sehr verständige Magd. Oft wollte der Bauer mit seinen Leuten pflügen oder säen oder mähen oder die Reben aufbinden gehen, aber die Magd sagte: „Nein, nicht heute, sondern morgen, nicht zu dieser Stunde, sondern zu einer andern sollt ihr das thun und nicht so, sondern so müsst ihr es machen.“ Der Bauer folgte ihr in allen Stücken und es war nicht sein Schaden; denn er heimste die reichsten Ernten ein, hatte Glück in Allem und wurde in wenigen Jahren ein reicher Mann. Nun begab es sich, dass ein Fuhrmann, welcher immer in diesem Bauernhause einkehrte, spät abends ober dem Dorfe unter einem Felsen vorbei fuhr; da hörte er eine Stimme rufen: „Sag im Hause, wo du einkehrst, Pifferonz[1]) sei gestorben und Pifferonza sei schwer krank.“ Als er in das Haus kam, erzählte er, was ihm begegnet sei. Da stand die Magd auf und sagte traurig: „Nun muss ich gehen, denn es sind meine Aeltern!“ Dem Bauer that es leid und er sagte: „Aber sag mir doch, was soll ich dir zum Lohne geben?“ Sie aber erwiederte: „Wenig habt ihr mich gefragt und wenig hab' ich euch gelehrt; hättet ihr mich mehr gefragt, so hätt' ich euch mehr gelehrt!“ Darauf sprang sie beim Fenster hinaus und ward nicht wieder gesehen. (Ronchithal bei Ala.)

8.

Eine Häuserruine in Vallarsa heisst bei den Struffi; davon folgende Sage: Ein Mann, welcher dort wohnte, mähte einmal auf dem Felde. Da lief eine Frau zu ihm her, das war ein wildes Weib, die war von einem Jagdhunde verfolgt und rief dem Manne bittend zu: „Mach' mach' einen Kreis! mach' einen Kreis! (fa un „Kraus“)“. Der Mann aber verstand sie nicht oder wollte sie nicht verstehen, er blickte sie nur neugierig an, ohne eine Hand zu rühren. Da rief sie zürnend: „Bald wird in diesem Gehöfte kein Hahn mehr krähen und keine

---

[1]) Das deutsche „Bitt für uns“ aus der Litanei, vom Volke parodirend dem vergessenen ursprünglichen Namen untergestellt, wie oben Mao (Katzengeschrei). Vgl. die weiter unten folgende Eguanen-Sage 1.

Henne mehr krächzen!“ Sie wurde auf die andere Seite des Berges gejagt und dort vom Hunde zerrissen; hätte aber der Mann den Kreis gemacht, so wäre sie gerettet gewesen und hätte ihn glücklich gemacht. (Vallarsa.)

Anmerkung. Abbate Agostino dal Pozzo bemerkt in seinen „Memorie istoriche dei sette comuni Vicentini (Vicenza 1820) S. 148 folgendes: „Auch bei unserm Volke ist noch eine Spur vorhanden, dass es einst Feen gab. Das Volk nennt sie „die seilgen Waiblen“ und sagt, dass man sie einst häufig und zwar immer weiss gekleidet sah. Das gemeine Volk und die Weiber wissen noch die Quellen, die Wiesen, die Höhlen und die Wälder zu zeigen, wo man sie ihre Wäsche machen, ihre weissen Linnen ausbreiten, Brod backen, Reigentänze aufführen und andere ähnliche weibliche Geschäfte verrichten sah. Die alten Weiber sind noch überzeugt, das Seufzen und Weinen der „Klaga“ zu hören, wenn nämlich Jemand sterben soll und dieses Weinen und Klagen nennen sie „vortoedt“, nämlich Vorbedeutung des Todes u. s. w.“ —

IV. Der Salvanel.

Die Sagen vom Salvanel scheinen nur noch in Valsugana erhalten zu sein. Er ist nach dortiger Vorstellung ein Mann von rother Hautfarbe und wohnt in Höhlen mitten in Wäldern und soll dort zahlreiche Herden von fetten Schafen mit schöner Wolle haben. Bei Nacht pflegt er herumzuschweifen, um die Orte, wo andere Hirten die Milch aufbewahren, zu suchen und dieselbe zu trinken. So kam er einmal öfter in die Hütte eines Hirten und trank ihm alle Milch aus. Da dies sich mehrmals wiederholte, ward der Hirte zornig und da er sich dachte, der Dieb könne kein anderer sein, als der Salvanel, sann er auf ein Mittel ihn lebend zu fangen. Er füllte die Milchgeschirre mit Wein an und als der Salvanel wieder kam und die vermeintliche Milch kostete, war er ganz erstaunt über den ihm neuen Geschmack. Mit grossem Behagen trank er davon so viel, dass er berauscht neben den umgestürzten Milchgeschirren liegen blieb. Am Morgen kam der Hirte, fand den Dieb und band ihn sogleich, indem er sagte: „Hab' ich dich einmal, du Spitzbube, wart nur, jezt wirst du mit mir zu thun haben.“ Bei diesen Worten wurde der Salvanel munter und wollte entfliehen, aber vergebens, denn er war gebunden. Dann fragte er den Hirten, was das für eine Flüssigkeit sei, die er in der vergangenen Nacht getrunken und die ihn in einen so süssen Schlaf ver-

sezt habe. Der Hirte antwortete mit einer Lüge, es sei der Saft eines gewissen Dornstrauches[1]). Darauf erwiederte der Salvanel: „So bitt' ich Gott, dass dieser Strauch, der einen so guten Saft gibt, wo er nur immer die Erde mit seinen auslaufenden Spitzen erreicht, dort Wurzeln schlage und daraus ein neuer erwachse.“ Und es ist wirklich der Fall, dass seit jener Zeit dieser Dornstrauch, wo seine Spitzen auf den Boden herabhängen, Wurzel schlägt und wächst. Hätte nun der Hirte damals die Wahrheit gesagt, so brauchte man jezt nicht so mühsam die alten Rebstöcke durch neue zu ersetzen, sondern selbe würden sich überall von selbst fortpflanzen. Nun fragte der Hirte den Salvanel, ob er denn nicht genug eigene Milch zu trinken habe. Der Salvanel antwortete, er brauche sie, um Käse zu machen; um aber seinen Durst zu löschen, trinke er die Milch anderer. Da fragte ihn der Hirte, wie er aus der Milch den Käse bereite. Der Salvanel lehrte ihn die Bereitung von Butter, Käse und Lab (poina, puina), worauf der Hirte den Gefangenen losband und in Freiheit sezte. Als der Salvanel vom Hirten schon eine kleine Strecke weg war, rief er ihm noch zu: „Hättest du mich noch ein wenig festgehalten, so hätte ich dich auch gelehrt aus Milchabguss Wachs zu machen.“ Wirklich herrscht unter den Bauern hie und da der Glaube, dass der Milchabguss das Wachs enthalte.

Der Salvanel liebt ungemein auch Mädchen von zwei bis zu drei Jahren, welche er raubt und in seine Höhle trägt. Dort nährt er sie sorgfältig und behält sie mit ungemeiner Liebe bei sich. Einmal raubte er einen Knaben und brachte ihn in seine Hütte; als er aber merkte, es sei ein Knäblein, trug er das Kind sogleich wieder auf die Stelle zurück, wo er es geraubt hatte, zur nicht geringen Freude der Mutter, die ihr Kind schon verloren geglaubt hatte.

(Ronchi bei Borgo.)

Uebrigens ist vom Salvanel im übrigen Wälschtirol wenig, selbst nicht einmal der Name bekannt. In Folgareit kennt man wenigstens den Namen; denn es wird dort erzählt, dass derjenige, welcher in die Fusstapfen des Salvanel (sul „fot“) gerathe, übel daran sei, indem er kreuz und quer in die Irre geführt werde. Nur wenn man die Schuhe nach rückwärts wende und so fortgehe, komme man wieder zu sich und finde den Heimweg.

Wenn ein Baum absteht und auf einer Seite des Stammes an

1 Wie es scheint, ist eine Rubus-Art gemeint.

einer schon von der Fäulniss ergriffenen Stelle ein wässeriger Saft abfliesst, so sagen im wälschen Etschthale die Bauern, er habe den „salvanel." Besonders gilt dies von den Maulbeerbäumen. Ausserdem bezeichnet die wälsche Volkssprache mit dem Worte „salvanel" auch den Widerschein oder Abglanz eines Spiegels.

V. Angane, Enguane, Eguane.

Dieses Sagengebiet umfasst weibliche Wesen, welche im Allgemeinen als „strie" erscheinen und theils als Hexen, theils als wilde oder selige Weiblein aufgefasst werden. Bekannt ist meines Wissens der Name nur im Nonsberg und in Valsugana; in andern Thälern war bisher keine Spur zu finden.[1])

In Nonsberg erzählt man von den Angane und es herrscht die Vorstellung, es seien Hexen oder feenartige Wesen, welche vor dem Conzilium von Trient überall ihren nächtlichen Spuck trieben; seither seien sie gebannt worden. Davon folgende in mystische Allegorien auslaufende Sage.

Ein Mann hatte eine Frau und so oft er abends nach ihr zu Bette ging, bemerkte er immer, dass ihre Zöpfe aus dem Bette heraushingen und er legte sie oft hinein. Einmal kam ihm in den Sinn sich schlafend zu stellen und zu beobachten, was sie in der Nacht etwa thun möchte; denn das Heraushängen der Zöpfe erweckte in ihm Argwohn. Er that so; da bemerkte er, wie sie in der Nacht aufstand, eine Salbe nahm, sich salbte und sagte: „Meid Busch und Wald (schiva boschi e schiva selve)!" Dann war sie fort. Er stand auf, salbte sich ebenfalls, aber er verfehlte den Spruch und sagte dafür: „Fort durch Busch und Wald (passa boschi e passa selve)!" Da fuhr er auch fort, aber es ging durch Busch und Wald, so dass sein Gewand ganz zerrissen und Hände und Gesicht ganz

---

[1]) Doch weiss auch Ab. Agostino dal Pozzo davon und sagt in seinem schon genannten Werke S. 149: „In Pedescala, einem Dorfe des Astico-Thales, nennt man die Fee Anguana, welche in dem nahen gegen den Astico ausmündenden Valdassa gewohnt haben soll u. s. w." Prof. Don Azzolini bezeichnet in seinem Vocabolario vernacolo — italiano dei distretti Roveretano e Trentino" (Venedig 1856) S. 8 „aiguana" als ein Wort, das man auf Einen anwende, der übermässig schreit und lärmt. Das Wort scheint aber bereits gänzlich verschollen zu sein, wie die Sage selbst. —

zerkrazt aussahen. Er kam in einen grossen Palast, da waren viele Hexen und tanzten und seine Frau war auch dabei; als sie ihn aber sah, entfloh sie. Er eilte ihr nach hinaus und sah einen Palast, der hatte so viele Fenster, dass er der Lust sie zu zählen nicht wiederstehen konnte; es waren deren aber gerade 365. Dann kam er auf eine schöne grüne Wiese, da standen sieben schöne und fette Kühe neben sieben magern und hässlichen. Sodann sah er einen Bienenstand; da flogen die Bienen immer aus den Körben heraus und ein wenig aufwärts, wurden aber wie durch eine unsichtbare Gewalt immer wieder in den Korb zurückgetrieben. So kam der Mann endlich nach Hause. Sogleich ging er zum Geistlichen und erzählte ihm was er gesehen habe. Derselbe erklärte ihm die Sache so: „Der Palast, mit den 365 Fenstern bedeutet das Jahr und die Fenster sind die Tage. Die schöne grüne Wiese bedeutet die hl. Kirche; obwol Christus für alle gestorben ist, gibt es doch auch böse Menschen, welche die Gnade nicht benützen. Diese sind durch die sieben magern Kühe angedeutet; die sieben fetten aber bedeuten die guten Menschen. Die Bienen endlich sind die armen Seelen, diese wollen immer zum Himmel, aber sie können nicht, ehe sie nicht rein sind."

So erklärte der Geistliche; der Mann aber hat von seiner Frau nie mehr das Geringste gesehen und ist ihm darum nicht leid gewesen. (Cloz im Nonsberg).

Eine viel mildere poetische Färbung hat die Sage in Valsugana, wo sie wie die Beatrìksagen, besonders in den Bergen von Ronchi und Roncegno noch lebendig ist. Der Name lautet dort Enguane oder Eguane; es sind nach dortiger Vorstellung theils junge und schöne, theils alte und runzlige weibliche Wesen milden Charakters, denen man bisweilen sogar einen König gibt, unter welchem sie stehen. Sie wohnen in Höhlen, welche von Wäldern, Wiesen und Quellen umgeben sind.[1]) Ihre Beschäftigung besteht im Waschen besonders des Garnes, welches von ihnen gesponnen wird. Der Beatrìk ist, wie schon oben bemerkt wurde, ihr erbitterter Feind; er zerreisst sie, wenn ihm eine in die Hände fällt; über ihre Wohnung aber hat er

[1]) Solche Eguane-Höhlen soll es ober dem Weiler dei Pacheri, dann in höher gelegenen Berggegenden, Namens Sasso rotto und sette laghi geben. Die Identität dieser Wesen mit den seligen Fräulein in Deutschtirol u. s. w. ist wol unbezweifelbar troz des verschiedenen Namens; vgl. hierüber Zingerle Sagen Nro. 47 u. ff.; Vonbun S. 4, 12, 13; Schönwerth II. S. 366; Panzer II. S. 49, 197, 570.

keine Gewalt. Sie lassen sich besonders bei der Morgen- und Abenddämmerung sehen. Sie sind wolwollend gegen die Menschen, besonders gegen junge Leute; ihr Glückswunsch verheisst sicheres Glück, aber weh dem, der sie beleidigt. Ihre Verwünschungen bringen Unheil. Wenn sie den Menschen etwas schenken, so dauert es immer fort, z. B. der Faden, das Garn u. s. w., welches sie geben, geht nie aus.

Auf die Enguane beziehen sich folgende Sagen:

1.

Ein junger Bursche fuhr oft in einen Wald um Holz. Dort fand er immer drei junge schöne Eguane und so oft er mit dem beladenen Wagen zurückfuhr, sezten sie sich auch darauf und begleiteten ihn fast bis zu seinem Hause. Die jüngste gefiel ihm so, dass er sich in sie verliebte und sie gerne zum Weibe gehabt hätte. Er ging zu einer Alten und fragte sie um Rath. Diese lehrte ihn, sobald die drei Hexen das nächste Mal wieder mit ihm führen, sollte er, bevor sie abstiegen, sagen:

„Ji biso ciaro
La più bella resti sul carro!"

(d. i. „. . . . die Schönste soll auf dem Karren bleiben"). Der Bursche that so, die jüngste blieb zurück und er heiratete sie. Sie bekamen auch Kinder und sie war eine wackere stille Frau. Nach Jahren hörte sie einmal rufen: „Komm, Tarandina, denn der Tarandone liegt auf der Bahre!" Das sollte bedeuten, dass sie in ihr früheres Heim zurückkehre, weil ihr Vater gestorben sei. Da verschwand sie aus dem Hause und ward nie wieder gesehen. (Ronchi bei Borgo.)

2.

Ein Ziegenhirt von Pregossi war einst am Abhange eines Berges dort, wo heute der Ronco Cagnolo ist, als er bemerkte, wie seine ganze Herde unter einem Steine hineinging und dort verschwand. Er ging ihnen nach und kam zuerst in eine Höhle, dann in einen wunderschönen Garten voll Blumenduft. Da kam ein schönes Fräulein, eine Enguana und führte ihn zu vielen andern schönen Fräulein, die luden ihn zum Essen ein und fragten ihn dann, ob er nicht als Gärtner bei ihnen bleiben wolle. Er sagte zu und blieb. Nach einigen Wochen aber kam ihm das Heimweh, er nahm Abschied und ging nach Hause. Da fand er alles verändert und kannte zu seinem grossen Erstaunen keinen Menschen mehr. Endlich kam eine Alte, die sagte: „Aber wo bist du doch gewesen — ich suche dich ja schon seit zwei-

hundert Jahren?“ Da nahm sie ihn bei der Hand und er fiel todt um; denn die Alte, die ihn so lange gesucht hatte, war der Tod (la morte)!

VI. Orco-Sagen.

1.

Der Orco kann sich in jede beliebige Gestalt verwandeln; das zeigt folgende Geschichte. In ein Dorf kam einmal ein Kaufmann und verkaufte schöne Kleiderstoffe. Zwei Mädchen, die sprödesten und stolzesten des Dorfes, kauften Tuch und machten sich Kleider. Als sie am Kirchweihfeste mit diesen Kleidern in der Kirche waren, da zerrissen dieselben und fielen wie mürber Zunder vom Leibe zu Boden, so dass sie fast im Hemde dastanden. Voll Scham verliessen sie die Kirche und auf dem Platze davor war ein weisses Pferd, dieses wieherte, wie wenn es die Mädchen verlachen wollte. Kaufmann und Pferd aber waren Niemand anderer als der Orco.

2.

In Vallarsa besteht der Glaube, dass derjenige, welcher in die Fusstapfen des Orco gerathe, unwillkürlich den Weg des Gespenstes verfolgen müsse. So geschah es einmal einem Mädchen. Ohne ihren Willen sah sie sich fortgetrieben, vor ihr ging der Orco her und wollte sie auf die Spitze eines steilen Felsens führen, wo sie in die grösste Lebensgefahr gekommen wäre. In Todesangst schrie sie auf und rief jammernd um Hilfe. Da war ihr, als erwache sie aus einem tiefen Schlafe, sie war vom bösen Zauber befreit und konnte unbehindert heimgehen.

3.

Auf dem Wege, der von Ala in das Thal Ronchi führt, ging einmal ein Mann und fand ein schönes fettes Kitz (Ziegenböcklein, capretto). Er nahm es auf die Arme und dachte: „Das arme Thier hat sich verlaufen, ich will es doch den Leuten bringen, denen es gehört, die werden froh sein; sonst aber ess' ich es selbst, es gibt einen guten Braten!“ Als er ein Stück weit gegangen war, rief eine Stimme in der Luft: „Brich ihm den Hals“ (rotti, rotti)! „Ich kann nicht“, schrie das Kitz, „er hat ein Hemd, das ist mit Faden von einem Garn genäht, welches im Quatember gesponnen worden!“ In demselben Augenblick verschwand es als feurige Flamme aus den Armen des

erschrockenen Mannes, dem sonst kein Leid widerfuhr. Das Kitz aber war der Orco gewesen.

4.

Schlechter erging es einmal einem Manne aus Folgareit. Dieser kehrte von einem Markte in Schlägen (Asiago) nach Hause und musste durch einen grossen Wald gehen. Da verirrte er sich und kam immer wieder auf denselben Platz zurück und es war schon Nacht. Da fand er ein Lamm und weil er glaubte, es habe sich verlaufen, nahm er es auf die Schulter und wollte es nach Hause tragen. Als er wieder ein Stück gegangen war, hörte er plötzlich mehrere Stimmen, welche durcheinander riefen: „Brich ihm den Hals! Schnür' ihm den Hals zu! Erwürg ihn!“ „Ich kann nicht“, schrie das Lamm, „sein Hemdsaum ist mit Faden genäht, welcher durch Muttergotteswachs ist steif gemacht worden!“ Erschrocken wollte der Mann das Lamm abwerfen, aber er konnte nicht und das Lamm sagte: „Trag mich auf den Platz zurück, wo du mich gefunden hast.“ Er that es, dort warf er es ab und sah nichts mehr. Aber er war so verwirrt, dass er gar keinen Weg mehr fand und im Walde übernachten musste. Am Morgen kam er blass und verstört nach Hause und starb bald darauf.

5.

Zwei junge Bursche kehrten einmal von ihren Mädchen nachts nach Hause zurück und fanden auf der Strasse einen Esel, welcher ganz ruhig dastand. Sogleich schwang sich Einer der Burschen hinauf, um in's Dorf zu reiten. Kaum war er oben, so ging der Esel in scharfem Trabe vorwärts in's Dorf hinein bis an eine Stelle, wo die Fensterlöcher eines ehemaligen tiefen Gefängnisses lagen. Dort warf er den Burschen kopfüber hinab, wieherte und verschwand. Tags darauf zog man den Burschen übel zugerichtet herauf und er hatte selbst nicht den mindesten Zweifel, es sei der Orco gewesen, der ihm so übel mitgespielt habe. Die Geschichte aber soll sich in Mori zugetragen haben.

6.

Ein Weib grub im Garten und fand einen Knäuel des schönsten Seidenfadens. Erfreut reinigte sie denselben und steckte ihn in die Brustfalten ihres Kleides. Als sie denselben später wieder herauszog, hatte sie einen grossen Mistfladen in der Hand. Das war auch einer der neckischen Streiche des Orco.

7.

Der Orco ist nicht immer so boshaft, er hat auch Mitgefühl für

Leidende. Ein armes Weib sollte in ihr noch fernes Dorf heimkehren; aber müde und erschöpft kam sie nicht mehr weiter und rief mit lauter Stimme den Orco. Da sah sie plötzlich einen Esel vor sich, welcher sie sanft und schnell in ihr Dorf heimtrug. —

VII. Der Mann im Monde.

„Kinder, seht ihr jenen Mann im Monde? Ich will euch die Geschichte davon erzählen. Einmal war ein grosser Dieb, der ging immer bei der Nacht auf's Stehlen aus. Unter andern kam er einmal in der Nacht in ein Haus, aber er fand nichts anderes zu stehlen, als zwei Wassereimer (canzedriö). Aber das war ein hartgesottener Dieb, er nahm sie und ging. Als er auf die Strasse gekommen war und nach Hause ging, kam ihm vor, es gehe ein Mann hinter ihm her. Er fing an zu laufen, aber der Mann hinter ihm lief eben so schnell wie er. Als er aber merkte, der Mann hole ihn doch nicht ein, wagte er es umzuschauen und sah, dass es sein Schatten war. Da wurde er auf den Mond, der gerade voll war, recht zornig und sagte: „Wart, verfluchter Mond, du sollst es mir diesmal büssen!“ Nun ging er zu einem Brunnen, füllte den Eimer mit Wasser und schüttete es gegen den Mond hinauf. Aber in demselben Augenblicke flog er mit beiden Eimern in den Mond. Schaut nur recht, ihr müsst ihn sehen, wie er darin steht.[1])

Jezt wüsst' ich noch ein anderes Geschichtchen, aber ich weiss nicht, welches das wahre ist, das erste oder das zweite. Es war einmal ein anderer grosser Schurke („un auter gran peccator“), welcher aus Bosheit immer mit einer grossen Gabel herumging, um sie den Schafen („allö föido“) in den Hals zu stechen. Eine Nacht that er es wieder, aber der Mond, welcher es sah, fasste ihn und zog ihn sammt seiner Gabel in sein „Gesicht“ hinauf. — (Fassa.)

Ein Knabe ging einmal bei Mondschein in ein Feld, um Kohl („verze“) zu stehlen; aber während er gerade daran war seine Butte zu füllen, kam eine Alte und sagte: „Wenn du nicht weggehst, so lass' ich den Mond herabkommen, dass er dich fresse.“ Der Knabe

---

[1]) Diese Wassereimer von Kupfer, welche in Wälschtirol unter dem Namen „cacidrei“ allgemein in Gebrauch und mit umlegbaren Eisenreifen versehen sind, werden an einem gebogenen Stocke („zerla“, ital. gerla, lat. gerula) einer vorn und einer rückwärts getragen.

lief weg; aber in der folgenden Nacht kehrte er wieder und es erging ihm wie das erste Mal. Da befahl ihm seine Mutter, auf die Alte nicht zu achten; er nahm daher in der dritten Nacht eine noch grössere Butte und ging. Da kam die Alte wieder und wiederholte ihre Drohung, aber der Knabe trozte ihr und schmähte sie. Nun rief sie den Mond, der kam zornig herab und zog den Knaben sammt der Butte mit sich hinauf. (Predazzo.)

Ein Mann ging Pfirsiche stehlen. Aber er bemerkte, dass der Mond zu hell scheine. Er ward zornig und schalt ihn; um jedoch nicht gesehen zu werden, fasste er mit seiner Gabel das auf einer Mauer liegende Dorngestrüppe und hielt es hinter sich, um sich zu decken. Aber zur Strafe wurde er sammt Gabel und Dornen augenblicklich in den Mond versezt. (Arco.)

So variirt die Sage allerorts. In Mori, Roveredo und Pergine stiehlt der Mann Kohl („verze“ oder „capussi“), in Vallarsa Rüben („una benna di rave“), in Valsugana Fische oder Käse, im obern Nonsberg Weintrauben, in Rendena sogar Mist u. s. w. Der Zug vom Dorngestrüppe, das er dabei, um sich zu decken, mit der Gabel über sich hält, kommt, soweit nachgeforscht wurde, nur in der Gegend von Arco und Mori, dann auch in Vallarsa in den bezüglichen Sagen vor

---

VII. Einige Sagen von Heiligen.

1. St. Vigilius.

Als der heil. Vigilius nach Judikarien gekommen war, um die Heiden zu bekehren, musste er sich vor den Einwohnern des Thales von Banale flüchten. So gelangte er bis zur Stelle, wo heute die Klamm der Vela liegt; damals aber waren die Felsen noch geschlossen und es war kein Durchgang offen. Da stemmte der Heilige Hand und Fuss an den Felsen und rief:

„Apriti o crozzo,
Che i Banai mi è addosso!“

(d. i. öffne dich o Felsen, denn die Banaler sind mir im Rücken“). Da öffnete sich der Felsen und der Heilige war gerettet. Die Spuren der Hand und des Fusses des Heiligen im Felsen sind aber noch bis heut zu Tage sichtbar.

Als der hl. Vigilius später in Rendena den Märtyrertod erlitt, warfen die Einwohner eines dortigen Dorfes, da sie keine Steine mehr

hatten, Brotlaibe auf den Heiligen. Daher sagen die Bewohner der umliegenden Ortschaften, dass in jenem Dorfe das Brot beim Backen nicht mehr aufgehe, sondern fest und hart bleibe.

Andere erzählen über Buco di Vela auch so. Als der Leichnam des Heiligen nach Trient geführt wurde und der Zug damit bis Buco di Vela gekommen war, da öffneten sich die Felsen, damit die Träger leichter hindurch kommen könnten, und blieben offen bis auf den heutigen Tag.

2. St. Valentin.

Bei Vezzano ist ein Kirchlein des hl. Valentin, davon folgende Sage. In alten Zeiten zog hier einmal ein Feldhauptmann vorüber, welcher in einem eisernen Sarge den Leib des hl. Valentin mit sich führte. Da er aber in den Krieg ziehen musste, vergrub er den Sarg. Zur Winterszeit kamen einmal einige Knaben, welche in Vezzano studirten, auf den Platz und fanden Rosen, welche herrlich blühten und dufteten, während rings Schnee lag. Da grub man nach und fand den Sarg mit den Gebeinen des Heiligen. Darauf wurde über dem Platze ein Kirchlein erbaut. Die Leute glauben, dass Erde von einem Platze genommen und in Leinwandsäckchen bei sich getragen gegen gewisse Krankheiten helfe.

3. St. Julian.

Im Rendenathal war die Heimat des hl. Julian (San Zulian). Einmal hörte er zur Nachtzeit Lärm im Hause und glaubte, es seien Räuber. Er wollte sie vertreiben und erschlug sie; als es aber Tag wurde, sah er, dass er im Irrthume seine Aeltern getödtet habe. Da sprach er: „Nun will ich zur Busse Einsiedler werden und so weit vom Dorfe leben, bis ich weder die Hähne mehr krähen noch die Glocken mehr läuten höre“. Und er ging weit vom Dorfe weg auf einen Berg; an einer Stelle machte er Halt, um sich dort nieder zu lassen, aber er hörte die Hähne des Dorfes noch krähen und die Glocken noch läuten. Da ging er noch weiter und als er die Hähne und die Glocken nicht mehr hörte, blieb er und führte ein bussfertiges Leben. Nach seinem Tode fand man über seinem Grabe im Winter blühende Rosen und baute dort eine Kapelle. Auch sind keine Schlangen dort und wenn man Erde vom Platze nimmt und auf Schlangen wirft, so sterben dieselben davon augenblicklich. Ein Kind hatte einmal einen Wurm verschluckt, der es fürchterlich peinigte, so dass das

arme Kleine nicht einmal sterben konnte. Da trug man es auf jenen Berg und kaum war die Gränze seines Bereiches überschritten, so starb der Wurm und mit ihm auch das Kind.

Andere erzählen einfach nur, der hl. Julian sei auf einen Berg gegangen, um dort als Einsiedler zu leben. Da war eine schöne grüne Ebene voll Alpenhütten und Herden. Eines Tages kam St. Julian zu den Sennen und bat sie um ein wenig Milch; sie waren aber hartherzig und schlugen es ihm ab. Da wurde die Ebene in ein rauhes Feld voll Steinblöcke verwandelt, die Steinblöcke aber sind die versteinerten Herden jener Hirten. Es besteht der Glaube, dass, wenn man von denselben Stückchen abschlägt und bei sich trägt, Einen die Schlangen nicht beissen und man vor ihnen sicher ist.

IX. Oertliche Sagen.

1. Wie Folgareit gegründet ward.

Die Folgareiter waren Cimbern, diese flüchteten nach einer grossen Schlacht in Italien in das Rossbachthal und liessen sich um Mittenberg [1]) und den Hof Pener nieder. Eines Tages ging Einer auf die Jagd in die ungeheuern Wälder, welche damals noch dort bestanden, wo heute Folgareit liegt. Als er zurückkam, erzählte er, dass er dort eine schöne Wiese, welche er „Slicht“ nannte (der Name soll noch heute bestehen), gefunden habe. Darauf erhuben sie sich zum grossen Theile, siedelten sich dort an und bauten Folgareit. Mit der Zeit stiegen sie auch über das Gebirge und bauten sich in der Gegend von Lafraun (Lavarone) an.

2. Der See von Lavarone.

Die Pfarrkirche von Lavarone (Lafraun) liegt mit einigen Häusern auf einem Rain, an dessen Fuss ein kleiner See sich ausdehnt. Einst lag dort eine schöne Wiese, um deren Besitz zwei Brüder, welche in dem noch heute am See gelegenen Hause wohnten, in heftigen Streit geriethen. Eines Abends forderten sie sich sogar zum Zwei-

1) Jetzt Mezzomonte, ein Bergdorf ober dem gräfl. Trapp'schen Schlosse Beseno; von dort stammt wahrscheinlich auch der noch in Wälschtirol vorkommende Familiennamen Mittemperger her. Der reelle Werth der Sage muss natürlich auf sich beruhen, da sie nur die eigene Anschauung der Folgareiter wiedergeben soll.

kampfe heraus, welcher am nächsten Tage auf der Wiese stattfinden sollte. In der Nacht aber vernahm man ein heftiges Brausen und Krachen, als ob die Welt untergehen sollte. Als die beiden Brüder am Morgen aus dem Hause traten, lag da, wo früher die Wiese war, ein tiefer See und der Streit war geschlichtet.

3. Aus Vallarsa.

In Vallarsa war einst ein reiches Goldbergwerk. Die Leute des Weilers Specker gossen das Gold und hatten dessen so im Ueberflusse, dass sie sich sogar goldene Kegelkugeln („boccie", „Watschen") daraus machten. Einmal spielten sie damit auf einer Wiese. Da sahen sie jenseits des Lenobaches einen roth gekleideten Mann auf einem Pferde auf dem Wege, der steil von Campo Silvano herunterführt, herabreiten; das Pferd rannte scheu auf die Lenobrücke und stürzte sich sammt dem Reiter, welcher jämmerlich um Hilfe schrie, in den Fluss. Die Spieler liefen eiligst herab um Hilfe zu bringen, fanden aber weder Ross noch Reiter mehr. Unterdessen aber nahm der Teufel — denn er war der Reiter — die goldnen Kugeln weg, welche sie liegen gelassen hatten, und versteckte selbe unter einen grossen Felsblock. Dort liegen sie noch heute und man möchte selbe wol wieder bekommen, wenn es nicht zu gefährlich wäre. Da müssten nämlich drei starke Männer abwechselnd drei Tage und drei Nächte fortgraben und es dürfte die Arbeit keinen Augenblick unterbrochen werden, weil sonst der Böse gleich wieder alle Löcher ausfüllen würde. Auch würden sie schreckliche Gesichte haben; bald kämen ganze Schaaren von Soldaten mit blanken Schwertern gegen sie gerannt, bald schiene es ihnen, als wolle der dort befindliche überhangende Felsen auf sie herabstürzen u. s. w. Wenn sie trotz allem keine Furcht hätten, so möchte es ihnen wol gelingen, die goldenen Kugeln wieder zu finden.

In den Weiler Giechi, wo vor Alters auch reiche Goldgräber waren, kam einst nachts ein Schuster und sah vor der Thüre eines Hauses einen grossen Haufen von Hanfgräten. Als er eingetreten war, fragte er: „Habt ihr heute Hanf gebrochen?" „Nein", war die Antwort. Darauf gingen sie heraus nachzusehen, aber es war nichts mehr da. Es war eitel Gold gewesen. Hätte der Schuster früher nur einen Leisten, oder was immer darauf geworfen, so wäre das Gold sein geblieben und wäre nicht mehr fortgekommen.

Bei demselben Weiler ist auch eine Wiese, da hat der Teufel

einmal einen Wagen voll Gold versenkt. Wenn die Leute früher dort mähten, stiessen sie mit der Sense zuweilen an das ein wenig vorragende Ende der Deichsel; sobald sie aber nachsehen wollten, war alles wieder verschwunden und nichts mehr zu finden.

4. Die Slavini von Marco.

Von diesem bekanntlich von Dante (Hölle, 12. Gesang) besungenen Steinmeere (unter Roveredo) heisst es, dass dort eine grosse Stadt, Namens Marco, durch den Bergsturz verschüttet worden sei. Etwas näheres ist hierüber nicht mehr zu erkunden; dafür erzählt man sich ein anderes lustiges Geschichtchen. Auf einem der dort liegenden grossen Steinblöcke soll einst folgende Aufschrift gestanden sein: „Beati quelli, che mi volteranno“ (glücklich jene, welche mich wenden werden). Die Schrift liess einigen Bauern der Umgegend keine Ruhe, sie kamen mit allerlei Werkzeugen und arbeiteten mit grosser Mühe und vielem Schweisse so lange, bis der Stein umgewälzt war. Allein statt des erwarteten Schatzes fanden sie eine andere Inschrift folgenden Inhalts: „Bene mi faceste, perchè le coscie mi duolevano“ (Gutes thatet ihr mir, weil mich die Hüfte schmerzten) — und mit dem lohnenden Gefühle der Wolthätigkeit, den so lange daliegenden Stein von seinen Hüfteschmerzen einmal befreit zu haben, wanderten die Bauern still wieder nach Hause.

5. La busa del barbaz.

Gerade über dem schönen und grossen Marktflecken Mori liegen die Ruinen eines alten Schlosses und ganz nahe dabei führt eine Felsenspalte der Sage nach in eine unterirdische Höhle. Diese Spalte nun führt den Namen „la busa del barbaz“ d. i. das Loch des Bärtigen. Die Sagen hierüber sind abgeblasst und fast erloschen; es dürfte aber eine jener zahlreichen Höhlen gewesen sein, in welche einst das zum Christenthume bekehrte Volk seine alten ihm schrecklich gewordenen Göttergestalten versetzte.

Die Einen erzählen, es habe früher im Mori ein böser und gewaltthätiger Mann, Namens B. gelebt, welcher sich jene Höhle zu seinem Zufluchtsorte erkor. Weil er einen langen weissen Bart trug, sei die Höhle vom Volke so nach ihm benannt worden.

Dagegen erzählen die ältesten Weiber — und diese wissen oft viel mehr als die jungen —, es sei in jener Höhle ein Alter mit sehr langem weissem Barte gewesen, jedoch so grausam, dass er sich an

Menschenfleisch nie sättigen konnte. Seine Gebeine — wird hinzugefügt — liegen im Grunde jener Höhle und wenn es Einem gelinge, dorthin zu kommen, so werde der Alte ihm erscheinen und den Platz weisen, wo ein grosser Schatz verborgen liege.

6. Der See im Lederthal.

Dieser See soll einst bis zu den höchsten Spitzen der umliegenden Berge gereicht haben. In „Volta di Besta" seien noch die Eisenringe in die Felsenwand eingeschlagen, an denen einst die Schiffe festgebunden wurden, aber es soll sich noch nie Jemand getraut haben, diese Ringe suchen zu gehen.

7. Aus Fassa.

Ein Mann ging einst mähen und legte sich abends auf das Heu schlafen. In der Nacht trat er einmal vor den Stadel hinaus und als er sah, dass der Mond so hell schien, rief er: „O welch schöner Abend — o welch schöner Mond!" Aber in demselben Augenblicke riefen viele Stimmen: „Ja, aber es ist Nacht!" Es war ein Haufe von „bregostanö" [1]), welche so riefen. Als der Mann merkte, dass sie näher kamen, ging er hinein und sperrte die Thüre. Die Hexen kamen und eine Hand griff hinein, um die Thüre zu öffnen. Aber der Mann erschrack nicht, sondern griff schnell nach der Sense und hieb die Hand ab. Am Morgen lag eine Menge von abgehauenen Händen im Stadel auf dem Boden, daran stacken alle Finger voll goldener Ringe und der Mann wurde reich.

Auf dem Wege nach Vigo heraus steht eine kleine Kapelle, davon wird Folgendes erzählt. Im J. 1809 kamen die Franzosen von Moëna her und wollten durch das Thal heraufziehen. Aber die Muttergottes machte, dass sie den Weg verfehlten und als sie zu jener Kapelle kamen, wurden sie blind. Seit dieser Zeit hört man bei jener Kapelle zuweilen noch trommeln.

In Sent Ugiana (St. Juliana) war einmal ein Mann, welcher immer die Mauern der Kirche („i mures dello löschio") beschädigen ging.

---

1) Diese „bregostanö" (auch bergostanö) sind nach Angabe meines Gewährsmannes menschenfressende Hexen, zuweilen jedoch auch guten Charakters.

Dafür holte ihn der Teufel. Aber Leute, welche nachts an der Kirche vorüber gehen, hören dort noch oft Kettengerassel.

Ein Mann, welcher vor dem Walde des Berges Allemar (zwischen Vigo und Deutschenoven) hauste, verrückte oft die Marksteine („i termins"). Da fing er zu brennen an und viele Leute haben ihn so brennend bei der Nacht herumgehen gesehen.

8. Wie der Gletscher der Vedretta marmolada entstand.

(Buchenstein.)

Da, wo heute ein weiter Gletschermantel die Nordseite der Vedretta marmolada bedeckt, lagen einst herrliche grüne Wiesen. Einmal arbeiteten dort die Bauern am Maria Himmelfahrtstage und führten Heu ein; das thaten sie zum Spotte. Als sie fertig waren, sangen sie:

„Santa Maria majou de quà quà,
Santa Maria majou de là là,
Nos ongh el fengh en te tablà
E i autri sul prà!"

(d. i. „Heilige Maria die grösste hier und dort, wir haben das Heu im Stadel und die andern auf der Wiese"). Da fing der Himmel an sich zu bewölken, es schneite und schneite und als nach langer Zeit der Himmel wieder heiter wurde, lag dort, wo erst die Wiesen waren, ein ungeheurer Gletscher. Da ist Schnee und Eis noch bis heute nicht geschmolzen und wird auch nicht mehr schmelzen.



III.

Sitten, Gebräuche und Glauben. Reimsprüche. Räthsel.

I. Sitten, Gebräuche und Glauben.

Neujahr.

1. So wie wol fast überall wird auch in Wälschtirol aus dem Stande und dem Alter der Person, welcher man am Neujahrsmorgen zuerst begegnet, der Schluss auf persönliche Erlebnisse im folgenden Jahre gezogen. Ein Geistlicher bedeutet Tod, ein Soldat oder eine Gerichtsperson Gefangenschaft, alte Leute, Aerzte und Apotheker bedeuten Krankheiten u. s. w. Nur junge Leute bedeuten Glück, Knaben und Mädchen sogar Glück im Ueberflusse.[1])

2. In Vallarsa feuern zu Neujahr junge Bursche vor dem Hause ihrer Geliebten einige Flintenschüsse ab. Darauf pflegt das Mädchen herauszukommen und ihrem Geliebten ein Sacktuch zu schenken.

3. In Val di Ledro gehen am Neujahrstage arme Kinder herum und erhalten Stücke Brot, welches Chiciolet heisst.

4. Ein noch hie und da vorkommender Glaube, wie man die Witterung des Jahres im Voraus errathen könne, veranlasst folgenden Gebrauch. Man schneidet eine Zwiebel in der Mitte durch, nimmt zwölf Blattschalen, deren jede einen bestimmten Monat bedeutet und legt sie während der Neujahrsnacht vor das Fenster. Je nachdem nun am Morgen die einen feuchter, die andern trockener sind, wird daraus der Schluss auf das Wetter des bezüglichen Monates gezogen. Auch wird während der ersten zwölf Tage des Jänners (crescendi genannt) das Wetter beobachtet und daraus auf die Witterung der zwölf Monate geschlossen; zu besserer Sicherheit werden auch noch die Witterungsverhältnisse der zwölf folgenden Tage (12—24. Jänner, calendi genannt) beobachtet.

5. Am Tage S. Antoni Abt (17. Jänner) findet in Judikarien (Lomaso) die Viehweihe in den Ställen statt.[2])

---

[1]) Vgl. Zingerle Gebräuche Nr. 652.

[2]) Vgl. ibid. Nr. 663.

6. Wenn am Tage St. Paul (25. Jänner) Regenwasser durch die Strassen fliesst, gibt es viel Wein und Getreide und der Bauer darf sich ein Räuschchen antrinken.[1])

7. Am 2. Februar (Mariä Lichtmess) kommt nach einem weit verbreiteten Spruche der Bär aus seiner Höhle hervor. Ist trübes Wetter, so bleibt er aussen; ist es aber hell und heiter, so geht er noch auf vierzig Tage hinein.[2])

Fasching.

8. Der Fasching ist die Zeit der Lust und Heiterkeit. Unter den Gebräuchen mag zunächst der Umstand erwähnt werden, dass in manchen Dörfern die lustige Jugend auch allerlei theatralische Reimspiele („comedie") aufführt. Es sei gestattet, hier nur kurz den Inhalt eines solchen mitzutheilen, wie es vor kurzem in einem Dorfe des Nonsberges gespielt wurde.

Auf der Bühne eines Dorfstadels erscheinen ein König und eine Königin, denen ein ungerathener Sohn viel Verdruss macht. Endlich entzweit sich der Junge ganz mit seinem Vater und geht in die Welt. Er kommt lange nicht zurück; da geht ihn seine Mutter suchen, findet ihn in einer Stadt und führt ihn nach Hause, wo eine rührende Wiederversöhnungsscene zwischen Vater und Sohn vor sich geht. Darauf erklärt der Sohn, er habe ein Mädchen gefunden, Namens Rosina, die wolle er heiraten und keine andere. „Rosina ist nicht für dich, du bist ja ein Prinz!" erwiedert der alte König. „Aber ich liebe sie, Vater!" „Warum liebst du sie, mein Sohn?" „Ich liebe sie weil sie schön ist!" „Wenn sie schön ist", meint der König, „wird sie bald ein Scheit werden." „Dann klieben wir sie und verbrennen sie", erwiedert der Sohn. „Und warum liebst du sie noch?" frägt der Alte wieder. „Ich liebe sie, weil sie gross ist." „Dann wird sie bald eine Stange werden," antwortet der König. „So brechen wir sie ab und verbrennen sie", sagt der Sohn. Aber der König frägt noch einmal: „Liebst du sie auch noch einer andern Eigenschaft wegen?" „Ich liebe sie, weil sie auch fett und dick ist." „Dann wird sie bald werden, wie ein Stock." „So spalten wir sie und verbrennen sie." Endlich gibt der König zu allgemeinem Jubel seine Einwilligung. Die Zeugen werden bestimmt, aber Don Antonio ist dazu un-

[1]) Vgl. Zingerle Gebräuche Nr. 668.
[2]) Vgl. ibid. Nr. 674.

brauchbar, weil er kurzsichtig ist und es wird für ihn ein anderer gerufen, der Kaplan aber muss den Bund segnen:

Ciameremo Don Antonio,
Ch' el ghe faga il testimonio,
Ma Don Antonio è corto di vista,
Ciameremo Don Gianbattista,
Ciameremo il capellano
Ch' el ghe liga a lor la mano u. s. w.

Bei der Vermählung wird der Prinz gefragt, ob er „die schwarze und träge und arme Rosina“ — „Rosina negra e pegra e bisognosa“ — zu seiner rechten ehelichen Gemalin nehme; natürlich bejaht er. Damit schliesst das Stück, welches in derben aber doch wolklingenden Versen abgefasst und reich ist an Anspielungen auf Personen und Vorkommnisse des ländlichen Lebens. Doch daran stösst sich Niemand und die Getroffenen lachen selbst herzlich mit. In frühern Zeiten wurden im Nonsberge besonders in der Faschingszeit auch biblische Stücke aufgeführt, wie Isacco, Oloferne e Giuditta u. a. m.

9. Sehr üblich ist das Verbrennen des Faschings. Die Knaben eines Dorfes vereinigen sich und errichten auf einem Platze zwei Haufen von Holz und Stroh, von denen der grössere „il carnevale“, der kleinere aber „la spia“ (der Spion) heisst. Man nimmt es jedoch mit diesen Namen nicht genau, sie sind da und dort wol ganz unbekannt. Dann gehen die Knaben zum Abendessen; unterdessen wachen die Alten auf dem Platze, damit nicht Knaben von andern Dörfern kommen und die beiden Haufen anzünden. Später kommen die Knaben wieder und stecken eine Stange mit einem Querholze, an dessen Enden Strohbüschel hangen, auf den „carnevale“. Sodann wird zuerst der kleine, darauf der grosse Haufe verbrannt; in der Asche („pepa“, Schuh, genannt) kochen sie sich eine „pinza“, d. i. eine Art Kuchen.

Aber die Knaben sollen den Fasching ja nicht vor Betläuten verbrennen, sonst bekommen sie die Krätze. (Vallarsa.)

10. Man geht am lezten Faschingstage auch mit Stangen herum, an denen Laternen befestigt sind, um den Fasching zu suchen. Ein wälsches „Schnaderhüpflein“ dazu lautet:

Evviva carneval,
Che ghe manca ancor el sal:
El carneval, che vien,
Lo salerem più ben!“ (Nonsberg.)

11. Als echt nationales Faschingsspiel ist jenes der sogenannten „Ciusi gobbi“[1]) bekannt (in Trient, Lavis und einigen andern Orten). Es sind Masken, welche sich in zwei Haufen theilen; die Einen, Ciusi genannt, tragen buntscheckige Harlekinsgewänder mit vielen Troddeln und Schellen, die andern werfen nur ein Hemd über und füllen sich einen Buckel auf, wesshalb sie „i gobbi“ (die Buckligen) heissen. Sie treiben ihr Unwesen besonders am sogenannten fetten Donnerstage („il giovedì grasso“), indem sie in Lavis und in andern Dörfern in die Häuser eindringen und in der Küche eine in diesen Tagen häufig gekochte Speise aus Schwarzpolenta, „smaccafame“ oder „maccafame“ genannt, zu stehlen suchen, um damit ihren Muthwillen zu treiben. In Trient dagegen wurden früher (der Gebrauch scheint allmälig in Vergessenheit zu gerathen) am Freitage nach dem „fetten“ Donnerstage auf offenem Platze Mehlklösse, gnocchi (Nocken) genannt, gekocht, wie an diesem Tage in ganz Wälschtirol, besonders auch in Verona, geschieht, wesshalb dieser Tag allgemein „il Venerdi dei gnocchi“ heisst. Da schlossen die Ciusi einen Kreis um das Feuer und fassten sich dabei gegenseitig am starken Gürtel von Garn, den sie um den Leib trugen; die „gobbi“ aber suchten diesen Kreis von aussen zu durchbrechen, um zu den Nocken zu gelangen. Beide Theile hatten ihren durch eine Krone von Pappe und viele Schellen kenntlichen König, welcher jedoch beiderseits ausser der Reihe blieb. Nur wenn der Kampf hitzig wurde, griffen sie im Nothfalle auch selbst ein; sonst begnügten sie sich die ihrigen durch Zurufe zu ermuthigen. Der siegende Theil trug die gnocchi im Triumphe davon.

12. Am lezten Faschingstage schlug man früher da und dort an die Bäume, indem man glaubte, das mache sie für das kommende Jahr recht fruchtbar.

13. In Val di Ledro wird am lezten Faschingstage die „Alte“ d. i. eine grosse aus Stroh und Reisig zusammen gestoppte Fi-

---

[1]) Einer alten Ueberlieferung zufolge soll dieses Maskenspiel den Sieg feiern, den die Trientiner einst unter dem Ostgothenkönige Theodorich über Bewohner des Gebietes von Feltre errangen, als diese beim Bau der Stadtmauern jenen ihre Vorräthe wegnehmen wollten. Hr. Tito de Bassetti hat hierüber 1858 eine kleine Abhandlung mit Abbildung veröffentlicht. Nach Prof. Dr. Bidermann erinnert die karikirte Tanzweise der gobbi an den Kolo-Tanz der Südslaven.

gur verbrannt; man nennt es: „die Alte verbrennen — brusar la veccia“ [1]).

Märzfeuer.

14. In Wälschtirol besteht noch häufig der Gebrauch, am lezten Februarabend oder an den darauf folgenden Abenden auf Hügeln und Bergvorsprüngen die sogenannten Märzfeuer anzuzünden. Dabei versammeln sich junge Bursche und rufen singend Heiraten aus. In Judikarien soll letzteres sogar auch auf den Hausdächern geschehen. Ein solcher Reimspruch aus der Gegend von Pergine lautet:

Entra Marzo e buonora sia,
I cani all'erba e l'om all'ombria,
La pecorella
Giù per la vallicella:
In questo Marzo chi è la più bella
Tra le putte da maritar?
La più bella è N. N.
A chi la vogliamo dar?
A chi non la vogliamo dar?
Diamola a N. N., che l'è un bel par!

Darauf werden nach jeder einzelnen Ausrufung Flintenschüsse abgefeuert und wird zugleich mit Schellen, Hörnern u. a. ein weithinschallender Lärm gemacht [2]).

Ostern.

15. Am Palmsonntag bringt in Sulzberg der Geliebte seinem Mädchen einen Olivenzweig mit vergoldeten Blättern und mit einem Seidenbande umwunden. — Im Etschthale werden die Olivenzweige auf Stangen zur Weihe getragen und man sieht sie dann gewöhnlich an den Cruzifixen oder an der Mauer des Zimmers aufgesteckt. Häufig pflegt man auch, wenn ein Gewitter heranzieht, einige Blätter davon in's Feuer zu werfen [3]).

16. In der Umgegend von Trient nimmt man am Charsamstag ein Gläschen mit in die Kirche und trinkt gleich nach der Wasser-

---

1) Vgl. Gabriele Rosa, Dialetti, costumi e tradizioni delle provincie di Bergamo e di Brescia (2. Aufl., Bergamo 1858), S. 178.
2) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 700, 701.
3) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 591.

weihe ein wenig vom geweihten Wasser; das soll gegen das Wechselfieber gut sein. Auch wäscht man sich während des Gloriaäutens an fliessendem Wasser die Augen; in Roveredo geschieht letzteres mit dem geweihten Wasser. Hier besteht auch der Gebrauch, dass die Aeltern eines am Charsamstage in die Kirche getragenen Täuflings dem Geistlichen ein Ziegenböcklein in den Widum bringen [1]).

17. In Judikarien (Lomaso) weiht der Geistliche am Charsamstage die Häuser, das Brot und die Kuchen. Die Knaben ziehen zum Zeichen ihrer Freude Feuerballen durch die Gassen.

18. In Val di Ledro band man früher beim Gloriaäuten am Ostertage die Bäume mit kleinen Stricken oder Werg, um sie für die kommende Ernte recht fruchtbar zu machen [2]).

Sommer.

19. In Folgareit wird der Vorabend des St. Georgstages von den Knaben mit Anzünden von Feuern und mit lärmenden Instrumenten gefeiert zum Zeichen, dass sie bis zum genannten Tage ihre Herden überall frei auftreiben dürfen [3]).

20. Ein uralter Volksglaube verwehrt in Wälschtirol im Monat Mai das Heiraten; doch kehrt man sich heute nicht mehr daran [4]). Man nennt den Mai den Monat der Esel; eben so gilt es für kein besonderes Glück in diesem Monat geboren zu sein.

21. Zuweilen wird in den Dörfern ein Maibaum aufgestellt,

---

1) Vgl. Kuhn, Westphälische Sagen II. S. 141; Grimm, Mythologie S. 552. — Gabriele Rosa, dialetti e costumi, S. 163—164 erzählt, dass in Bormio in Valtellin jede Gasse und jeder Weiler einen festlich geschmückten in alte Hirtentracht gekleideten Burschen zur Osterzeit in die Kirche schicke mit einem Lamme, welches dort geweiht und dessen Fleisch dann unter die Familien jener Gasse und jenes Weilers vertheilt wird. Dieser Brauch sei früher in allen lombardischen Bergdörfern bestanden; in Iseo wurde sogar am Charfreitag ein Lämmermarkt abgehalten und dabei ein St. Paulssegen getrunken. Ein Bischof von Bergamo behielt sich bei einer Schenkung 1178 ein Osterlamm vor u. s. w.

2) Ab. Agostino dal Pozzo erwähnt in seinen „memorie istoriche“ S. 148 ein „Ostersteela“ (d. i. Osterstein) auf dem Berge von Rotzo ober Pedescala und eine Gasse „Ostera“ in Foza.

3) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 719.

4) Schon Ovid (Fasti V.) sagt: „Mense malum Majo nubere vulgus ait“. Muratori erzählt in einer Dissertation (59), es habe sich zu seiner Zeit in Ferrara und Modena Niemand im Mai zu heiraten getraut.

welcher „l'albero della cuccagna" (d. i. Baum des Ueberflusses, Schlaraffenbaum) heisst; man bindet sich jedoch damit nicht gerade an den Monat Mai, sondern es ist eben eine Volksbelustigung an Kirchweihen. Es wird nämlich ein hoher Baum entästet, entrindet, wohl geglättet und mit Seife abgerieben; an die Hebelarme auf der Spitze hängt man Geld, Kleider, Weinflaschen, Würste u. a. m. Wer den Baum ersteigen will, muss baarfuss und ohne irgend ein Hilfswerkzeug auf dem Platze erscheinen. Es dauert oft lange, bis einer so glücklich ist, die Spitze zu erreichen; denn oft gelingt die Ersteigung nur zum Theile und ermattet rutscht der Kletternde mit Pfeilesschnelle abwärts, wobei er manchmal auch die Nachkletternden mitreisst zu nicht geringer Belustigung der Zuschauer. Endlich aber erreicht ein Glücklicher die Spitze. Triumphirend sezt er sich hin, löst seinen Preis ab, schwingt die Weinflasche und bringt dem Pfarrer, dem Gemeindevorsteher, dem Bestgeber oder wem er eben will, seine Evviva's aus. Die immer mehr schwindenden Wälder haben auch diesen Brauch seltener gemacht.

22. Am Fronleichnamstage wird in Roveredo ein gut aussehender etwa vierjähriger Knabe als hl. Johannes nackt mit Wollvliess und Sandalen bekleidet, erhält einen langen Stab und führt im Zuge ein weisses sauber gewaschenes und mit Seidenbändern geschmücktes Schaf.

23. Früher — denn jetzt ist dieser Gebrauch in Verfall gerathen — waren bei Trient und Pergine auch die bekannten Johannisfeuer üblich und wurden falò genannt. Bei Pergine herrschte auch der Glaube, in der St. Johannisnacht blühe das Farrenkraut, dessen mit dem Thau gepflückte Blüte die Kraft habe, Metalle zu verwandeln [1]).

24. In Folgareit herrschte einst der Glaube, dass die Hexen jene schädlichen Kräuter, welche sie zum Wettermachen brauchten, nur während des Feierabendläutens vor dem Feste des hl. Johannes des Täufers (23. Juni) sammeln könnten. Daher musste der Messner an jenem Tage sich heimlich in die Kirche schleichen und sobald es drei Uhr schlug, die kleinste Glocke nur zu wenigen Streichen anziehen. Don Bottea erzählt in seiner „Cronaca di Folgaria" (S. 187), wie im J. 1745 drei Geistliche diesen Glauben dadurch vernichteten, dass

---

1) Vgl. Ab. Agost. dal Pozzo, Memorie istoriche S. 219 u. ff. — Zingerle, Gebräuche Nr. 773.

sie selbst lange läuteten. Es entstand ein Volksaufruhr, welcher nur durch die Erklärung des Pfarrers, dass er für jeden Schaden hafte, gedämpft wurde. Glücklicher Weise verging der Sommer ohne Hagel und die Ernte fiel reichlicher aus als in andern Jahren [1]).

25. Wenn es am Tage Petri und Pauli donnert und regnet, so gibt es in jenem Jahre keine Haselnüsse. (Sulzberg.)

26. Die Wachtel ist für den Ertrag des Roggens ein prophetischer Vogel. Nach altem Spruche ist jeder Ruf von ihr im Frühling einen „trono“ d. i. zwölf alte Kreuzer werth. (Vallarsa) [2]).

27. In Roveredo und der Umgegend herrscht der Gebrauch, dass die Handwerker am 1. August Nachmittags sich bei Wein und Festgelagen bis in die Nacht belustigen. Dazu erbitten sie sich von ihren Kunden Wein oder Geld; das nennt man „Feragosto“ [3]).

Allerseelen.

28. An diesem Tage sind Geld- und Brotspenden an die Armen allgemein üblich; das verschenkte Brot nennt man „cuz“ oder „cuzza“, bei Pergine „calése“ (vielleicht „Kletze“). In Val di Ledro drohen die Kinder die Thüre zu beschmutzen, wenn man ihnen kein Brot gebe — —

„Déme el cuss,
Se no, ve sporco l'uss“ (d. i. uscio).

In Judikarien (Lomaso) bewirthen die Reichern an diesem Tage die Armen mit einer Bohnensuppe [4]).

29. Im Bassanesischen, jenseits der venezianischen Gränze, wird es an mehrern Orten als frommes altes Gebot betrachtet, in der Allerseelennacht die Eimer in der Küche wol mit Wasser zu füllen, damit die armen Seelen, wenn sie kommen, ihren Durst löschen können [5]).

30. Es besteht auch der Glaube, dass in der Allerseelennacht die armen Seelen der Verstorbenen eines Hauses oder einer Familie unter dem Boden der Stube verweilen dürfen.

---

1) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 771.

2) Vgl. ibid. Nr. 428, 429.

3) Wol „feriae Augusti“, wie denn schon die Römer den ersten Jänner oder März und die calendae Augusti mit Trink- und Gastgelagen feierten. Denselben Gebrauch erwähnt auch Muratori als in Modena bestehend (dissert 59).

4) Vgl. Gabr. Rosa, dialetti e costumi S. 169.

5) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 822—824.

31. In Nonsberg (Cloz) besteht die Sitte, dass am Nachmittage des Allerheiligentages die Leute auf den Gräbern ihrer Angehörigen den Geistlichen erwarten und wenn er kommt, die Rosenkränze auf die Gräber legen. So lange dieselben liegen bleiben, bleibt auch der Geistliche am Grabe stehen und betet; sobald sie aufgehoben werden, geht er zu einem andern Grabe. Zugleich werden kleine Geldstücke geopfert.

Verzierung der Gräber, wie in Deutschtirol, findet in Wälschtirol nicht statt. Leider sind die Gottesäcker häufig verwahrlost.

St. Nicolaus und St. Lucia.

32. Es sind dies (6. und 13. Dezember) die Freudentage der Kinder; im Durchschnitte bringt St. Nicolaus den Knaben, St. Lucia aber den Mädchen die üblichen Geschenke. Fast allgemein herrscht dabei in den Dörfern die Sitte, dass die Kinder in der Nacht einen Schuh oder einen Strumpf vor das Fenster legen. Auch stellen sie einen Teller voll Semmelbröschen hinaus für den Esel beider Heiligen. In Oberitalien scheint die hl. Lucia ausschliesslich an die Stelle des hl. Nicolaus zu treten, namentlich im Gebiete von Brescia und Bergamo; auch hier darf der Schuh vor dem Fenster nicht fehlen [1]).

Weihnachten.

33. In diesen Tagen gehen arme Kinder abends vor die Häuser und singen Weihnachtslieder. Sowol die Lieder wie die Geschenke dafür heissen „beghenate" (auch „bighenate"). Auch das bekannte Sternsingen kommt hie und da (z. B. in Judikarien) noch vor [2]).

34. In der hl. Nacht lässt man an vielen Orten ein Licht brennen. Auch wird am Morgen früh, noch lange bevor es Tag wird, das Vieh gut gefüttert.

35. Im Hochthale von Rabbi legt man am hl. Abend einen wolgetrockneten Holzblock in die Glut, damit er die ganze Nacht fortglimme und in der kalten Winternacht das Christkind erwärme [3]).

---

1) Auch in Holland und am Niederrhein darf der Schuh nicht fehlen; vgl. Mannhart Götterwelt I. S. 168, — Gabr. Rosa dialetti e costumi S. 175.

2) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 355 u. ff.

3) Eine fast allgemein lombardische Sitte; der Holzblock heisst dort „lo zocco di Natale", „lo zocco di ogni bene". Auch in den sette comuni

36. In Cloz (Nonsberg) erwachte einmal in der hl. Nacht der Messner und sah von seinem Hause aus die Kirche hell beleuchtet. Er glaubte, es sei schon vier Uhr und er habe es heute verschlafen. Sogleich eilte er zur Kirche und sah sie voll Todter, welche Gottesdienst hielten; es war aber erst zwölf Uhr [1]).

37. In Vallarsa wird am Weihnachtsabend Brot gebacken. Dieses bewahren die Weiber bis zum Tage St. Paul (25. Jänner) auf. Dann geben sie den Kindern davon zu essen und glauben, dass dieselben dadurch in demselben Jahre gegen Schlangenbisse gesichert bleiben [2]).

38. In Folgareit und an andern Orten pflegen die Weiber am hl. Abend so wie auch am lezten Faschingsabend nicht zu spinnen, sonst würden die Mäuse den Faden fressen [3]).

39. Weihnachtskrippen und Weihnachtszelten („zélteni“) sind üblich, jedoch nicht in solcher Ausdehnung, wie in Deutschtirol.

40. Ein in der hl. Nacht in Folgareit übliches Spiel ist folgendes. Auf einem Tische werden so viele Häufchen von Kleienmehl gemacht, als Personen sind. Sodann gehen alle hinaus bis auf den Hausvater oder wer immer dessen Stelle vertritt; dieser legt dann in ungleichem Masse Geldstücke, Nüsse u. dgl. in die Häufchen und ruft die Hausleute herein. Dann wählt sich jeder ein Häufchen und sucht, was er erhalten habe.

41. Ziemlich allgemein ist die heute nur mehr scherzhafte Meinung, dass die Thiere in der hl. Nacht sprechen können. Ein Bauer wollte sich einmal davon überzeugen und belauschte seine zwei Ochsen. Und richtig — sie fingen zu reden an. „Wohin werden wir morgen fahren?“ sagte der Eine. „Wir werden die Bretter zum Sarge unseres

---

herrscht dieser Gebrauch; vgl. Ab. Agost. dal Pozzo, memorie istoriche, S. 223—224. Eben so Gabr. Rosa, dialetti e costumi S. 166. Ausführlich berichtet Muratori (dissertazione 59), wie 1470 die hl. Nacht im Palaste der Sforza in Mailand gefeiert und dabei ein reichlich mit Wein begossener Baumstamm nebst Kranetholz verbrannt wurde, um den alten Gebrauch zu ehren.

1) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 877.

2) Auch in Italien wurden früher zu Weihnachten drei Brotlaibe gebacken („panes tres magnitudine praestantes his diebus conficiuntur, quorum limbum per totum annum conservandum abscindimus“) s. Muratori dissert. 59.

3) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 862.

Herrn holen", erwiederte der andere. Der Bauer erschrack tödtlich und war am nächsten Tage eine Leiche [1]).

42. Mondschein in der heiligen Nacht wird als schlimmes Vorzeichen für die Fruchtbarkeit des folgenden Jahres betrachtet. (Sulzberg).

Heiraten.

43. In Vallarsa findet sich folgender Heiratsgebrauch. Das neuvermälte Paar speist im Hause der Braut; indessen bringt die Mutter des Bräutigams in dessen Hause alles in Ordnung, legt sodann einen Besen quer über die Schwelle und erwartet an der Thüre stehend den Brautzug. Sobald derselbe beim Hause angelangt ist, führt ein Bruder oder einer der nächsten Verwandten die Braut bei Seite, der Bräutigam aber nimmt die nächst stehende weibliche Person bei der Hand, führt sie der Mutter vor und frägt, ob diese seine Braut sei. Die Mutter verneint es. Hat er nun alle anwesenden weiblichen Personen der Reihe nach der Mutter vorgeführt und diese immer verneinend geantwortet, so kommt er zulezt mit seiner Braut und die Mutter beantwortet nun seine abermalige Frage bejahend. Nun muss die Braut beim Eintreten den Besen aufheben und ihn so lange in den Händen halten, bis ihn die Mutter wieder nimmt und bei Seite stellt. Sodann führt die Mutter die Neuvermälten in die Brautkammer und ertheilt ihnen den Segen.

44. Ein ähnlicher Gebrauch herrschte früher und besteht vielleicht noch jetzt in der Gegend von Pergine. Die zwei Brautführer hiessen „brumoli"; der eine trug eine lebende Henne, der andere einen Rocken mit Flachs und Spindel. Die Henne galt als das Sinnbild der Vorsicht und Fruchtbarkeit; der Rocken aber sollte die Arbeitsamkeit und Eingezogenheit der neuen Hausfrau andeuten. Auf dem Gange in die Kirche war die Braut in der Mitte zwischen zwei ledigen Jünglingen, auf dem Rückwege wurde sie von zwei verheirateten Männern begleitet. Nach der Trauung ging der Zug zum Hause des Bräutigams; sobald er dort anlangte, wurde die Hausthüre geschlossen und es begann ein Gespräch zwischen der Schwiegermutter von innen und der neuen Schwiegertochter von aussen. „Was will jenes Mädchen an der Seite meines Sohnes?" fragte die Mutter. „Ich

1) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 854, Vonbun 65, Panzer I. 224; Gabr. Rosa dialetti e costumi S. 179.

will in das Haus eintreten", erwiederte die Braut. „Mit welchem Rechte und mit welchen Eigenschaften willst du dies?" fragte die Mutter wieder. Und nun erklärte die Braut, sie komme als Frau, ihre Tugenden seien die Treue gegen ihren Herrn, die Liebe zu dessen Aeltern und Geschwistern, Gottesfurcht, Häuslichkeit u. s. w. Dann erst ward die Thüre geöffnet und das Hochzeitmal gehalten [1]).

45. Ziemlich allgemein, wie in Deutschtirol, ist der Gebrauch, dem Brautzug an einer Stelle mit einem Stricke oder Querbaume den Weg zu versperren, worauf das Brautpaar sich den Durchzug mit einer Geldspende erkauft.

46. In Fassa wird den Brautzügen eine eigene Fahne vorausgetragen. Das erste Gericht auf der Tafel muss ein Kalbskopf sein und die Braut selbst bedient die Gäste.

47. Fast allgemein sind die sogenannten „macaluzzi", d. i. Katzenmusiken (althdtsch. mahal, Verlobung, Ehevertrag?), welche Witwen und auch Witwern gebracht werden, wenn sie sich wieder verheiraten. Ein Fässchen Wein ist das beste Mittel sich von dieser oft mehrere Abend hinter einander andauernden Plackerei zu befreien.

Begräbnisse.

48. In den Städten und an allen grössern Orten schicken, wenn Jemand begraben wird, alle jene Familien, an welche die Todesanzeige erfolgt, einen Dienstboten oder sonst Jemanden mit der Leichenfackel („mandar le torcie") zur Begleitung des Leichenzuges vom Hause bis zur Kirche, wo die Einsegnung des Todten erfolgt. Dann werden die Fackeln ausgelöscht und die Träger begeben sich nach Hause. Nur beim Tode ausgezeichneter Personen begleiten die Verwandten und Bekannten den Leichenzug, jedoch ohne Fackeln und gehen auch bis zum Grabe mit.

49. Wenn in Vallarsa ein Hausvater stirbt, so müssen die zwei nächsten männlichen Verwandten mit ihren Wintermänteln hinter dem Sarge hergehen, selbst wenn es im heissesten Sommer wäre.

50. Die altrömische Sitte der Klagefrauen (praeficae) und ihrer Klagelieder (naeniae) kommt noch in dem durch seinen Bilderhandel

---

1) Aus der Schrift: „Cenni intorno al carattere, ai costumi e alle usanze del popolo Perginese dati dal consigliere Fr. Stef. dei Bartolamei (Trient 1860) S. 18—19. — Derselben Schrift ist auch der oben unter 14 angeführte Reimspruch bei den Märzfeuern entnommen.

bekannten Tesiner Thale vor. Je nachdem der Todte des einen oder des andern Geschlechtes war, folgt seiner Leiche ein Mann oder ein Weib, „pianzotti“ (piangere, weinen) genannt. War z. B. die Todte ein schon verlobtes Mädchen, so ruft die Klagefrau: „Ach, armes Mädchen, du warst so gut, so lieb und musstest sterben. Du hattest so und so viele Paar Strümpfe, Hemden, Leintücher u. s. w. N. N. liebte dich so sehr, er wollte dich heiraten, jezt weiss er sich vor Schmerz nicht zu fassen u. s. w.“ Man sagt den pianzotti nach, dass sie sich die Augen mit Zwiebeln reiben, um weinen zu können [1]).

51. In Judikarien (Lomaso) gehen alle Angehörigen mit der Leiche; dann vereinigen sie sich bei einem Todtenmale, bei welchem der Verlust des Todten beweint und alle seine Vorzüge und Tugenden gepriesen werden.

Maitenade.

52. Auch die „maitenade“ (statt mattinata, Morgenständchen) kommen in Wälschtirol vor, so z. B. in Vallarsa. Nachts gehen mehrere Bursche mit einer Geige oder andern Instrumenten vor die Häuser, wo Mädchen wohnen, singen dort und bestimmen jedem Mädchen einen Bräutigam. Man glaubt auch, dass ein Mädchen, welchem zum ersten Male die maitenade gesungen werden, wirklich den ihm dabei bestimmten Bräutigam heiraten werde. Ein solcher Gesang ist z. B. folgender: „En te sta contrada — Gh' è tre putte 'n parada — Angelina è la pù bizarra — Teresinella è la pù pomposa — Lucietta bella la volem far sposa“ etc. Nach dem Singen wird gespielt und gesprungen.

1) Vgl. Gabr. Rosa, dialetti e costumi, S. 169, ferner Ab. Agost. dal Pozzo, memorie istoriche, S. 235—236. Auch in Pergine kamen früher Klageweiber vor, vgl. F. St. dei Bartolamei, Cenni etc., S. 19 bis 20. Der Verfasser erzählt dabei auch von einer am Ende des 17. Jahrhunderts in Levico gehaltenen Leichenrede, welche beginnt: „Sendo morta l'anima del qui presente defonto cadavere“ u. s. w. (da die Seele des hier verstorbenen Leichnams todt ist). Die Stelle ist lächerlich, aber sie gibt einen verständlichen Wink. In Deutschtirol wird nämlich am Grabe mit einer ungefähr ähnlichen Eingangsformel für die „abgeschiedene“ Seele gebetet, welche Formel der Priester mit lauter Stimme spricht. Obige Stelle mag nun immerhin, wie dei Bartolamei meint, „in den Annalen der kirchlichen Redekunst Epoche machen“, aber man wird des Milderungsgrundes nicht vergessen dürfen, dass sie ein — Uebersetzungsfehler ist.

Glauben und Aberglauben.

53. Wenn ein Familienvater die Wiege verkauft, in der seine Kinder gelegen, entfernt sich das Glück von seinem Hause.

54. Wenn die Magd beim Abräumen des Tisches das Salz verschüttet, steht ein Unglück zu befürchten [1]).

55. Ausschütten von Oel bedeutet einen Todesfall, Ausschütten von Wein Freude, Ausschütten von Wasser aber Thränen.

56. Wenn es donnert, sagt man im Nonsberg: „senti, senti il tonidur, il Signor Iddio va in carozza“ (unser Herrgott fährt im Wagen).

57. Die Haare, welche den Weibern beim Kämmen am Kamme bleiben, dürfen nicht weggeworfen werden, sonst sammeln sie die Hexen und brauchen sie zu Verhexungen [2]).

58. Messer, in Wetterwolken geschleudert, verwunden Hexen [3]).

59. Wenn es hagelt, so nehme man drei Hagelsteine und werfe sie in's Feuer und der Hagel wird gleich aufhören [4]). Auch pflegt man bei Donnerwettern Stücke von den am Palmsonntag geweihten Oliven nebst Salz und Weihwasser in's Feuer zu werfen.

60. Oft magern kleine Kinder ganz ab und wenn dann die Mütter im Bettchen nachsuchen, so finden sie kleine Haarknäuel, Papierdüten, Geldstücke u. s. w. Diese rühren von Hexen her, welche damit die Kinder behext haben.

61. Hexen erscheinen als Katzen [5]).

62. Wenn eine Nachteule oder ein Kukuk sich auf das Dach des Hauses setzen, wo ein Kranker ist, bedeutet es für denselben baldigen Tod. (Pergine) [6]).

63. Wenn sich ein Kukuk auf das Dach eines Hauses sezt, so bedeutet es für dieses Haus entweder grosses Glück oder grosses Unglück (Lavis) [7]).

---

1) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 116.
2) Vgl. ibid. Nr. 69, 70.
3) Vgl. Zingerle, Sagen S. 460, Panzer, II. S. 208.
4) Vgl. Zingerle. Gebräuche Nr. 594, 595.
5) Vgl. Grimm, Mythologie S. 1051; Zingerle, Sagen Nr. 537.
6) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 385, 386, 389.
7) Vgl. ibid. Nr. 385, 386.

64. Der Kukuk gilt fast überall für einen Vogel, dessen Rufe Jünglingen und Mädchen die Zahl der Jahre anzeigen, die sie noch ledig zuzubringen haben. Ueberall wird die Frage reimweise gestellt; so heisst es in Vallarsa:

„Cucco, bel cucco,	[Kukuk, schöner Kukuk,
Fiol del pare zucco,	Sohn des Vaters Kürbis,
Fiol d'una bona mare	Sohn einer guten Mutter,
Quanti anni mi dai a maritare?	Wie viele Jahre gibst du mir zum Heiraten?]

Im Nonsberg fragen die Mädchen:

Cucù cucù dal corpet ros	[Kukuk Kukuk vom rothen Leibchen,
Quanti anni das a lassarme trovar en spos?	Wie viele Jahre gibst du mir einen Bräutigam zu finden?]
Cucù cucù dalla Baviera,	[Kukuk Kukuk von Baiern,
Quanti anni stas a lassarme metter denter la viera?	Wie viele Jahre dauerts, dass du mich den Ehering anstecken lässt?]

In Rendena fragen die jungen Bursche:

Cucù cucù dal barisel,	[Kukuk, Kukuk vom Fässchen,
Quanti anni ho da star putel?	Wie viele Jahre muss ich „Bube" bleiben?]
Cucù cucù dal ziffolot,	[Kukuk, Kukuk vom Pfeifchen,
Quanti anni ho da star putelot?	Wie viele Jahre muss ich „Bübchen" bleiben?]

Die Mädchen hingegen fragen:

Cucù cucù dalla bella perruca,	[Kukuk, Kukuk von der schönen Perrücke,
Quanti anni ho da star putta?	Wie viele Jahre muss ich Mädchen bleiben?]

In Valsugana fragen die Mädchen:

Cucco, cucco, bell' uccello,	[Kukuk, Kukuk schöner Vogel,
Quanti anni stat (stai tu) a portarme l'anello?	In wie viel Jahren bringst du mir meinen Ring?]

Solche Sprüche liessen sich noch in grosser Zahl anführen. Wenn nun der Kukuk darauf ruft und mitunter seine Rufe bis auf zwanzig kommen, dann wird er geschmäht [1]).

1) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 381.

65. Wer nicht an's Heiraten, sondern an's Sterben denkt, auch dem ist der Kukuk gefällig. So frägt man z. B. im Nonsberg:

Cucù, cucù da Castelfondo,	[Kukuk, Kukuk von Castelfondo,
Quanti anni me lasses al mondo?	Wie viel Jahre lässt du mich auf der Welt?]

Dann werden die Rufe gezählt [1]).

66. Wenn man im Frühjahre den Kukuk hört und Geld in der Tasche hat, so hat man das ganze Jahr Geld. Hat man aber Hunger, so hat man ihn auch das ganze Jahr [2]).

67. Wenn man ein Wiesel reizt und dieses bläst, so kann dieses Blasen eine gefährliche Geschwulst hervorrufen [3]).

68. Die Schwalben sind „von Gott gesegnete Vögel“ (uccelli benedetti da Dio) (Nonsberg). An andern Orten heissen sie die Vögel der Mutter Gottes (della madonna). Der gleiche Glaube herrscht auch in der Lombardie und die alten Statuten vieler Städte verboten die Schwalben zu tödten [4]).

69. Vor Christi Geburt krochen die Schlangen mit dem halben Leibe aufrecht (Vallarsa).

70. Eine Blindschleiche bedrohte die Mutter Gottes auf der Flucht nach Aegypten. Da stach die Mutter Gottes selbe mit einer Nadel in die Augen; davon sind diese Thiere blind geworden (Vallarsa).

71. Die Blindschleichen sind blind, aber einst waren sie sehend und schreckliche Thiere. Einmal ging die Mutter Gottes über eine Wiese, da sprang eine Blindschleiche an ihr hinauf und wollte sie beissen. Zur Strafe wurden sie alle blind und sind es noch. (Nonsberg) [5]).

72. Die Laubfrösche heissen St. Johannis-Frösche (rana de San Zuam). Man soll sie nicht martern, sonst wird man blind. (Nonsberg).

73. Wer von einem Molche (Salamandra maculata L., wälsch auch sarmandola, in Vallarsa „rochenstoc“ genannt) gebissen wird, muss sel-

1) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 379, 380.
2) Vgl. ibid. Nr. 374—376.
3) Vgl. ibid. Nr. 444.
4) Vgl. ibid. Nr. 406, 407; Kuhn, Westphäl. Sagen II. S. 71; Gabr. Rosa dialetti e costumi S. 170.
5) Vgl. ibid. Nr. 468.

ben sogleich fangen und zählen, wie viele gelbe Flecken er habe. Nun muss er eben so viele Aerzte befragen oder eben so viele Aderlässe aushalten oder eben so viele Bäder nehmen oder eben so viele Blutegel setzen u. s. w.

74. In Italien sind die Skorpione giftig; in Wälschtirol sind sie es nicht mehr, seit einer in den Messkelch des hl. Vigilius gefallen ist [1]).

75. Wenn man Raupen auf einem Acker hat und räuchert oder benediziren lässt, soll man ihnen eine Ecke frei lassen, wo sie abziehen können. Zugleich muss man einen Ort bestimmen und nennen, wo sie hinziehen sollen. (Nonsberg.)

76. Der Brombeerstrauch (la róa, rubus fruticosus) wuchs früher hoch; einmal ritt die Muttergottes vorüber, da verwickelten sich die dornigen Zweige in ihre Haare. Die Muttergottes verfluchte den Strauch und seither kriechen seine Zweige am Boden und können sich nicht mehr erheben. (Nonsberg.)

77. Die gemeine Kamille und die Raute sind heilsame Pflanzen und nach einem Reimspruch („zenis e erba ruta — Che da ogni mal agiuta“) gegen jedes Uebel gut. (Nonsberg.)

78. Wenn man vierblättrigen Klee findet und auf Einen wirft, ohne dass er es merkt, so hat dieser Glück im Lotto [2]).

79. An Monatstagen mit einer Sieben (7, 17, 27) soll man nicht säen, sonst wird die Ernte schlecht ausfallen.

80. Spinnräder, welche einer Verstorbenen angehörten, bewegen sich nach deren Tode zuweilen von selbst. Ein Weib hatte einmal ein solches Rad fünf Jahre lang; endlich verbrannte sie es. (Vallarsa.)

II. Reimsprüche.

1. Bei Donnerwettern.

Santa Barbara benedetta,	[Heilige Barbara gebenedeit,
Liberène dalla saetta.	Befrei' uns vom Blitzstral,
Santa Barbara e San Simom	Heilige Barbara und heil. Simon,
Liberène dalla saetta e dal tom.	Befrei' uns vom Blitzstrahl und vom Donner.]

1) Vgl. Zingerle, Gebräuche Nr. 475.

2) Vgl. ibid Nr. 526, 527.

2. Bei trübem Wetter.

Sol sol benedet
Butta for quel bell' occiet,
Butta for la fascinella,
Per scaldar la poverella;
La poverella l'è'n t'en prà
Che domanda carità,
Carità non vol venir,
Poverella vol morir.

[Sonne, Sonne gebenedeit
Streck' hervor das schöne Aeuglein,
Wirf hervor das Reisbündel
Zu erwärmen die Alte;
Die Alte ist auf einer Wiese,
Sie bittet um Almosen (Erbarmen),
Almosen will nicht kommen,
Alte will sterben.]

3. Beim Mittagläuten.

Sona sona mezzodì;
La madonna ha partorì,
I anzolini i cantava
La madonna sospirava,
El Sioredio en zinocciom
Che diseva su quella bella oraziom.
Chi la sa e chi la dis,
I anderà 'n paradis
Chi la sa e chi la canta,
I gaverà la gloria santa. —

['s läutet, läutet Mittag,
Die Muttergottes hat geboren,
Die Engelein sie sangen,
Die Muttergottes seufzte,
Der Herrgott auf den Knien
Sagte auf jenes schöne Gebet.
Wer es weiss und wer es spricht,
Die kommen in den Himmel;
Wer es weiss und wer es singt,
Die werden haben die heil. Glorie.]
(Roveredo.)

O madonna, santa, ciara,
Emprestè me quella bella scala
Per andar nel paradiso,
A vedere quel bel viso.
El viso era bello,
Gli anzoi cantava,
La madonna sospirava,
El Sioredio en zinocciom
Che diseva su quella bella oraziom;
L' è nà fora su ca saletta
A tor quell' acqua benedetta.
Chi la sa e chi la dis,
Anderà 'n paradis.

[O Muttergottes, heilige, lichte,
Leih mir jene schöne Leiter
Um zu kommen in den Himmel,
Um zu sehen jenes schöne Antlitz.
Das Antlitz war schön,
Die Engelein sangen,
Die Muttergottes seufzte,
Der Herrgott auf den Knien
Sagte auf jenes schöne Gebet;
Er ging hinaus auf jenen kleinen Saal,
Zu nehmen das Weihwasser.
Wer es weiss und wer es spricht,
Wird in den Himmel kommen.]
(Nonsberg.)

4. Weihnachtsspruch.

Canta canta, bella fior
Che l'è nato 'l Signor
L'è nato 'n Betleem
Senza fascia e senza panesel
Fra 'l boi e l'asenel.
Mi ad adorar quel Gesù bel,
Gesù bel e Gesù e Maria
Tutti i santi' n compagnia.
V'era ben la croze bella,
Che toccava in ciel e in terra,
Ciel e terra la toccava,
Quelle piaghe la mostrava.
Chi la sa e chi la dis,
Anderà 'n paradis;
Chi non la sa e non la' ntende
Andrà all' inferno eternamente.

[Sing, sing, schöne Blume,
Denn geboren ist der Herr,
Ist geboren in Betlehem
Ohne Windel und ohne Tüchlein,
Zwischen Ochs und Eselein.
Ich (gehe) anzubeten den schönen Jesus,
Schönen Jesus und Jesus und Maria,
Alle Heiligen in Gesellschaft.
Da war wol das schöne Kreuz,
Das reichte in den Himmel und auf die Erde,
In den Himmel und auf die Erde reichte es,
Jene Wunden zeigte es.
Wer es weiss und wer es spricht,
Wird in den Himmel kommen;
Wer es nicht weiss und nicht versteht,
Wird kommen in die Hölle ewig.]

5. Altes Nachtgebet.
(Nonsberg.)

Vado 'n lett
Con domine, che m'aspett,
Con domine maggior,
Con Cristo salvator,
Con la croce benedetta,
Con santa Maria stessa,
Con dieci mila vergini,
Con quaranta mila santi,
Raccomando l'anima mia a tutti quanti!

[Ich geh' in's Bett
Mit dem Herrn, der mich sieht (?)
Mit dem Herrn, dem höchsten,
Mit Christus, dem Erlöser
Mit dem gebenedeiten Kreuz,
Mit der heiligen Maria selbst,
Mit zehn tausend Jungfrauen,
Mit vierzig tausend Heiligen,
Ich empfehle meine Seele allen insgesammt.]

6. Um Grillen hervor zu locken.

Gril gril de San Zuam
Tò sta paiuola 'n mam!

[Grille Grille von St. Johannes,
Nimm dieses Strohhälmchen in die Hand!]

Grill grill vei for dalla tô tana,
Che tô mare la te ciama,
Che tô pare l'è 'n presom
Per en gram de formentom![1])

[Grille Grille komm heraus aus deinem Loche,
Denn deine Mutter sie ruft dich,
Denn dein Vater er ist im Gefängniss,
Wegen eines Kornes türkischen Weizens.]

7. Zu Schnecken.

Buta buta corni
Che tô mare la te ciama,
Che tô pare l'è 'mpiccà
Sulla porta del podestà. —

[Streck, streck Hörner,
Denn deine Mutter sie ruft dich,
Denn dein Vater er ist aufgehängt
An der Thüre des Podestà.]

Buta buta buniol
Coi tù quatro corniù,
Ugn per mè e ugn per te,
Ugn per la vecchia da Carisol,
Che va a Riva
A tor na soma e na piva. —

[Wirf, wirf Schnecke
Mit deinen vier Hörnern,
Eines für mich und Eines für dich
Eines für die Alte von Carisol,
Welche geht nach Riva
Eine Saumlast und eine Pfeife zu holen.] (Rendena.)

Ira, ira
Cogne che te tira
Vegnerà 'l Martin
Colla zappa e col zappin
El te batterà zò el tô brav caselin.[2])

[Ira, ira
Du musst ziehen.
Kommen wird der Martin
Mit der Hacke und mit dem Häckelein
Der wird dir herabschlagen
Dein schönes Häuselein!]
(Pergine.)

8. Scherz- und Kindersprüche.[3])

Trot trot cavallot
Tre putte su 'nt' en trot

---

1) Bei Gabr. Rosa, dialetti e costumi, S. 179, lautet dieser Spruch so:

Gri gri vè a la porta
Che tò mader l'è morta,
Che tò pader l'è 'n presù
Per ön grà da formentù,
Per ön grà dee mei (miglio)
Ch'el te ciama i tò fradei! —

2) Gabr. Rosa dialetti e costumi, theilt S. 180 mehrere solcher Schneckensprüche mit.

3) Bedarf es einer Entschuldigung, dass solche Dinge — „frottole"

Una fila e l' altra taja
La terza fa 'l cappel de paja;
Una fila e l' altra cos (cuce, cucisce)
La terza fa 'l capel de spos. —

Lusi lusi sol
Sulla porta del signor,
El signor l' è zò 'n t' na val
A crompar en bel caval
El caval l' è su 'm palù . . .

(nun geht der Spruch in zwei Varianten weiter:)

trenta corni porta 'nsù,
trenta corni porta 'nzò.
Sonè campana a martel,
Che l' è morta la femna del barisel
El barisel el sauta
Ch' en vol en' autra
Tutti i putti i ziga,
Che i no vol saver de matrigna.
Tasè tasè ciarotti,
Che' mpasterem i frigolotti,
Li coserem ben ben broenti
I scoterà via la pel dei denti
La pel dei denti e le zanzìe
Che farem ballar le strie,
Le strie de Bologna
Farem grattar la rogna,
La rogna la è spizzosa,
Farem ballar la sposa,
La sposa la ha i zoppei,
Farem ballar i puttei . . .

tutti i corni 'l volta 'n sù.
I da campana martel
Ch' è mort la donna del barisel
El barisel salta
Ch' en vol en' altra
I puti ciga
Che i no vol scoltar matrigna,
I aseni i corr
Che i no vol sentir remor
La gallina la se' mpizza
Per en gran de panizza. . . . . .

Annerella
Va per terra, va per mar,
Quante penne poss portar,
Poss portar a la badessa,
Va for ti, che sei la pù contessa.

— hier mitgetheilt werden? Der Vorgang anderer mag entschuldigen; doch glaubt der Sammler sich dabei der Mühe der Uebersetzung entschlagen zu dürfen.

Osellim che va per mar,
Quante penne pol portar,
Pol portar 'na penna sola
Questa 'n dentro e questa 'n fora. —

Rinole ranole
Per di canole
Tonza ponza,
Re di Fronza,
I bi di cau
La donna del bau
Ica berlica
La forca te' mpicca,
Speron sperà
Drento, fuori e va.[1]) —

Ghinghiringaja,
Sotto la paja,
Sotto 'l pajom
Scappa chi pol. —

Ari, borari
Cese e cornari
Del oro, del fin
Del conte marin
Cavava la rava,
El conte vibrava
Ton ton, formai, botter! —

III. Räthsel.

1. Due son nati
E non son morti
E due son morti
E non son mai nati.

Zwei sind geboren und nie gestorben und zwei sind gestorben und nie geboren.

(Henoch und Elias, Adam und Eva).

---

1) Gabr. Rosa dialetti e costumi theilt von diesem wie von den beiden voranstehenden Sprüchlein S. 171—172, dann 187 Variationen aus dem Lombardischen nebst Andeutungen über den zu Grunde liegenden Sinn mit.

2. Io son nato
Da una madre, che non fu mai nata
E son nato così furibondo,
Che ho ucciso la quarta parte del mondo
E per la sorte mia buona
Fui sepolto nel corpo di mia nonna.

Ich bin geboren von einer Mutter, die nie geboren war und ich bin geboren so wüthend, dass ich den vierten Theil der Welt erschlug und zu meinem guten Glück bin ich im Leibe meiner Grossmutter begraben worden.
(Kain.)

3. Due lusenti, due sponzenti, quattro mazzoccole e' na spazzadora.

Zwei leuchtende, zwei stechende, vier Kegelchen und ein Besen.
(Die Kuh.)

4. Nato e rinato,
Dopo morto, messo in croce e battezzato
Per voi miseri peccatori.

Geboren und wieder geboren, dann gestorben, gekreuzigt, getauft für euch arme Sünder.
(Der Kappaun.)

5. Io porto il manto d'oro,
Che serve al mio decoro;
Per prati e per giardini vado a convito,
Del mio sterco ognun si lecca il dito.

Ich trage einen goldenen Mantel, der mir zum Schmucke dient; durch Wiesen und Gärten gehe ich zum Male und jeder leckt sich von meinem Koth den Finger.
(Die Biene.)

6. Mi conosco un, che l'è così fastidios,
Che ghe dà caccia anca el pù facoltos.

Ich kenne Einen, der ist so lästig, dass auch der Reichste auf ihn Jagd macht.
(Der Floh.)

7. Su 'n t' en monte gh'è Carletto
Col sô rosso cappelletto,
Colla gamba verdesina. —
Cavaliere, chi l'indovina.

Oben auf einem Berge ist Karlchen mit seinem rothen Hütchen und mit dem grünen Bein — ein Ritter, wer es erräth!
(die Nelke, il garofano.)

8. Alto alto bel vedere,
Cinque cento cavalieri
Colla spada desfoderata,
Colla testa insanguinata.

Hoch hoch schön zu sehen fünfhundert Ritter mit entblösstem Schwerte und blutigem Kopfe.
(Die Kirschen auf dem Baume.)

9. Dolce come il miele
E in mezzo amaro come il fiele.

Süss wie Honig und in der Mitte bitter wie Galle.
(Die Kirsche.)

10. Porto la corona e non son rè,
ho cinque ossa nel mio ventre.

Ich trage die Krone und bin kein König, ich habe fünf Beine in meinem Bauche.
(Die Mispel.)

11. Mi g'ho 'n pom molto tondo
Mi nol magno, se nol mondo,
El g'ha dei figli assai,
Ai, tel digo e no tel sai!

Ich habe einen recht runden Apfel, ich ess' ihn nicht, wenn ich ihn nicht schäle; er hat viele Kinder, ai, ich sag' es dir ja, und du weisst's nicht!
(Die Zwiebel, ital. aglio, wälsch ai, welches zugleich Ausrufungswort ist.)

12. Gh' è quattro fradei serradi 'n t' na cameretta; se qualcheduno no ghe averze, i no è boni de vegnir fora.

Es sind vier Brüder in ein Kämmerlein gesperrt; wenn ihnen nicht Jemand aufthut, so sind sie nicht im Stande, heraus zu kommen.)
(Die vier Theile eines Nusskernes.)

13. G'ho 'n cestel de birri birri
Tutti bei e tutti fini
Tutti d'un medesimo color,
Chi l'indovina, è 'n gran signor.

Ich hab' ein Körbchen voll Dings da und sind alle schön und alle fein, es sind alle von derselben Farbe; — wer es erräth, ist ein grosser Herr.
(Eier im Korbe.)

14. Per la mia gran bellezza
Son ridotta a questo stato,
Chi vuol saper il nome mio,
Dica la prima parola, che ho detta io.

Wegen meiner grossen Schönheit bin ich zu diesem Stande gekommen; wer meinen Namen wissen will, sage das erste Wort, das ich gesagt habe.
(Per la — perla, die Perle.)

15. Gh'è due pellegrini in una grotta,
Che alzando la veste i fa veder 'na ballotta.

Es sind zwei Pilger in einer Höhle, wenn sie das Kleid aufheben, lassen sie ein Kügelchen sehen.
(Die Augen.)

16. Mi so n' assadella al coért, che la è sempre bagnàa.

Ich weiss ein Brettlein unter Dach, das ist immer nass.
(Die Zunge.)

17. Gh' è n' fila de linzoi, i è sempre bianchi e netti.

Es ist eine Reihe von Linnen, die sind immer weiss und rein.
(Die Zähne.)

18. G'ho 'n cestellin de legnetti, no i è nè verdi nè secchi.

Ich habe ein Körblein voll Hölzchen, die sind weder grün noch dürr.
(Die Zähne.)

19. Onto e bisonto
Sotto terra sconto,
Son da magnar
Ma tristo da 'ndovinar.

Geschmiert und wieder geschmiert, unter der Erde geborgen — ich bin zum Essen, aber schwer zu errathen.
(Il maccafame — eine Art Ofenkuchen in der Glut gekocht.)

20. Campo bianco, somenza nera, due la guarda (no) e cinque la mena (no).

Weisses Feld, schwarzer Same, zwei schauen auf sie und fünf führen sie.
(Papier, Tinte und Feder, die Augen und die fünf Finger der Hand.)

21. Alto alto da 'n palazzo
Casco in terra e non me mazzo
Bianca son e nera me fazzo.

Hoch hoch von einem Palaste fall' ich auf die Erde und falle mich doch nicht zu Tode; weiss bin ich und werde schwarz.
(Der Schnee.)

22. Ve lo dico, ve lo replico
Ve lo torno a replicar
E se Voi non lo sapete,
Un asino sarete. —

Ich sag' es Euch, ich wiederhol' es Euch, ich wiederhol' es Euch noch einmal und wenn Ihr's nicht wisst, seid Ihr ein Esel.
(Ve lo — velo, der Schleier.)

23. So una cosa per mia cosa, chi la fa, la vende, chi la compra, no i l'adopera e chi l'adopera, no i la vede.

Ich weiss ein Ding für mich, wer es macht, verkauft es, wer es kauft, braucht es nicht und wer es braucht, der sieht es nicht.
(Der Sarg.)

24. Gh'è quattro sorelle, le corre, le corre, ma no le se arriva mai.

Es sind vier Schwestern, sie laufen und laufen, aber sie holen sich nie ein. (Le ruote — die vier Räder des Wagens).

25. Mi so na coèrta tutta a tacconi e no gh'è drento gnanca 'n ponto.

Ich weiss eine Decke aus lauter Flecken und ist auch nicht Ein Stich darin. (Das Hausdach.)

26. Gh' è 'na donna su'n t' en doss,
Che non la g'ha nè pell nè oss;
La g'ha en sol dent,
Che ciama tutta la zent.

Es ist ein Weib auf einer Spitze, sie hat weder Haut noch Bein, sie hat nur Einen Zahn, der ruft alle Leute. (Die Glocke.)

27. Gh' è 'n prà
Tutto garofolà,
Gnanca se vien el papa con tutta la sô paperia,
En garòfol sol no l'è bon de portar via.

Es ist eine Wiese ganz voll Nelken; mag auch der Papst mit seinem ganzen Papstthum kommen, so ist er doch nicht im Stande, eine Nelke wegzutragen. (Der Himmel mit den Sternen.)

28. Piatto sopra piatto,
Uomo ben armato,
Donna ben vestita,
Cavalleria ben fornita.

Teller auf Teller, ein wolbewaffneter Mann, eine schön gekleidete Frau, eine gut gerüstete Reiterei. (Himmel und Erde, die Sonne — il sole —, der Mond — la luna —, und die Sterne.)

29. Due viandanti,
Due bene stanti
E un cardinal.

Zwei Wandernde, zwei Wolstehende und ein Cardinal. (Sonne und Mond, Himmel und Erde und das Meer.)

30. C'è un palazzo, vi sono dodici camere, ognuna ne ha trenta travi e vi sono due, che si corrono sempre l'uno dietro all'altro e non si raggiungono mai.

Es ist ein Palast, darin sind zwölf Zimmer, jedes davon hat dreissig Querbalken und darin sind zwei, welche einander immer nachlaufen und sich nie einholen. (Das Jahr, die Monate, die Tage und Tag und Nacht.)

Inhalt.



In unserem Verlage ist ferner erschienen:

Zingerle, I. V., König Laurin oder der Rosengarten in Tirol. 16. br. 1850. 72 kr. öst. W.

— „ — Tirol. Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung. Mit einem Titelbilde. 8. br. 1852. fl. 2. 52 kr. öst. W.

— „ — Dasselbe elegant in Leinwand gebunden fl. 3. 72 kr. öst. W.

— „ — Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 8. br. 1857. fl. 1. 28 kr. öst. W.

— „ — Barbara Pachlerin, die Sarnthaler Hexe, und Mathias Perger, der Lauterfresser. Zwei Hexenprozesse. 8. br. 1858. 42 kr. öst. W.

— „ — Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. gr. 8. br. 1859. fl. 3. öst. W.

— „ — Die Sagen von Margaretha der Maultasche. Erinnerungsgabe zum 29. September 1863. kl. 8. br. 1863. 40 kr. öst. W.

Zingerle, Ignaz und Josef, Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche Erstes Bändchen: Kinder- und Haus-Märchen. kl. 8. br. 1852. 88 kr. öst. W.

Obrist, G., Hippolit Guarinoni. Ein kleiner Beitrag zur tirolischen Cultur-Geschichte. kl. 8. br. 1867. 20 kr. öst. W.

Pichler, Dr. Adolf, Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. gr. 8. br. 1850. fl. 1. 6 kr. öst. W.

Vonbun, Dr. F. J., die Sagen Vorarlbergs. Nach schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen gesammelt und erläutert. 8. 1858. fl. 1. 28 kr. öst. W.

— „ — Volkssagen aus Vorarlberg. kl. 8. br. 1847. 36 kr. öst. W.

Märchen, mongolische. Erzählung aus der Sammlung Ardschi Bordschi. Ein Seitenstück zum Gottesgericht in Tristan und Isolde. Mongolisch und deutsch nebst dem Bruchstücke aus Tristan und Isolde. Herausgegeben von B. Jülg. Als Probe einer Gesammtausgabe von Ardschi Bordschi und den 9 Nachtrags-Erzählungen des Siddhi-Kür. gr. 8. 1867. fl. 1. 20 kr. öst. W.

Unter der Presse:

Mongolische Märchen-Sammlung. Die neun Märchen des Siddhi-Kür und die Geschichte des Ardschi Bordschi Chan. Mongolisch mit deutscher Uebersetzung herausgegeben von B. Jülg.

Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung

in Innsbruck.

